307-2 Bibl. Mont

<36616465150015

<36616465150015

Bayer. Staatsbibliothek

Moralisches Elementarbuch,

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Zweyter Band.

Neue durchaus umgearbeitete Auflage.

Wien,
bey Joseph Gerold, auf dem Dominikanerplatz.

1796.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt.

Seite

Von der Vortreflichkeit der Gesundheit. 1
Von dem grossen Werthe gesunder Glieder. 7
Jedes Vergnügen muß mit Mäßigung genossen werden, wenn es uns nicht ekelhaft und schädlich werden soll. 9
Vom Schlafe. 13
Wie gut es sey, Geschicklichkeit in seinen Gliedern zu haben. 16
Wie gut es sey, aufmerksam zu seyn. 20
Von der Schädlichkeit der Flatterhaftigkeit. 23
Von dem großen Werthe eines guten Verstandes. 25
Von der Schädlichkeit der Unwissenheit. 32
Wie beliebt uns die Reinlichkeit mache. 34
Von den schädlichen Folgen der Unordnung und Unreinlichkeit. 36
Von der Vortreflichkeit der Mäßigkeit. 38
Von der Schädlichkeit der Unmäßigkeit 40
Die traurigen Folgen der Naschhaftigkeit. 44
Wie gut es sey, in seinen Bemühungen anhaltend und beständig zu seyn. 46
Die unangenehmen Folgen der Unbeständigkeit. 53

Seite
Von der Vortreflichkeit der Arbeitsamkeit. 59
Traurige Folgen der Faulheit. 64
Wie wohl man sich befinde, wenn man bescheiden ist. 67
Von der Schädlichkeit des Hochmuths. 69
Wie gut es sey, sparsam zu seyn. 75
Was der Geitzige für ein Thor sey. 78
Des Verschwenders Elend. 82
Wie gut die Verschwiegenheit sey. 86
Was für unangenehme Folgen man sich durch die Schwatzhaftigkeit zuziehe. 89
Wie gut es sey, wenn man immer die Wahrheit redet. 92
Wie unglücklich man sich durch das Lügen mache. 100
Wie wohl man sich bey der Ehrlichkeit befinde. 102
Wie unglücklich die Menschen durch Betrug und Diebstahl werden. 117
Von der Vortreflichkeit der Gefälligkeit. 120
Wie sehr man sich durch die Ungefälligkeit und mürrisches Wesen schade. 126
Wie wohl ein Kind thut, wenn es seinen Eltern und Vorgesetzten gehorsam ist. 132
Wie sehr man sich durch Ungehorsam schade. 136
Von der Vortreflichkeit der Dankbarkeit. 141
Wie häßlich und schädlich der Undank sey. 145
Wohlthätigkeit belohnt sich selbst. 151
Häßlichkeit der Unbarmherzigkeit. 163
Vom Nutzen der Sanftmuth. 167
Vortreflichkeit der Geduld. 169
Wie sehr man sich durch Ungeduld schade. 171

Seite

Wie wohl man sich befindet, wenn man andere lieb hat. 174
Nutzen des Mitleidens. 179
Unmäßige Freude schadet. 181
Vortreflichkeit der Hoffnung. 183
Uebertriebene Sehnsucht ist schädlich. 184
Wie übel man sich befindet, wenn man andre hasset. 188
Wie schädlich der Neid sey. 195
Durch übertriebene Traurigkeit schadet man sich selbst. 196
Reue schmerzt, ist aber sehr nützlich, wenn sie noch zur rechten Zeit kommt. 205
Es ist gut, wenn man sich seiner Fehler schämt; besser aber, wenn man so handelt, daß man sich nicht zu schämen braucht. 207
Von der Schädlichkeit des Zorns. 212
Was allzugroßes Schrecken für Schaden thun kann. 215
Man schadet sich selbst, wenn man sich durch die Furcht beherrschen läßt. 219
Die menschliche Seele ist unsterblich. 222
Von Gottes Reichthum und Größe. 228
Von Gottes Allwissenheit und Allgegenwart. 233
Von Gottes Allmacht. 239
Wie gut Gott sey! 245
Gott belohnt das Gute, und bestraft das Böse. 255
Gott sorgt für alle seine Werke. 261
Von der Vortreflichkeit des Gebets. 267
Wie hoch gute Eltern zu schätzen sind. 274

Seite
Auch Stiefeltern sind unsrer Liebe werth. 278
Wie hoch Lehrer zu achten sind. 284
Wie nützlich das Gesinde sey. 288
Es giebt unter allen Religionspartheyen gute Menschen. 295
Von dem großen Werthe eines guten Menschen. 299
Ein böser Mensch verdient bedauert zu werden. 310
Von dem großen Werthe eines wahren Freundes. 313
Auch Feinde müssen uns nützlich seyn, wenn wir immer recht thun. 320
Die Reichen sind sehr nützlich, besonders wenn sie ihr Geld gut anwenden. 325
Auch die Armen, und Menschen von niedrigem Stande sind sehr nützlich. 331
Auch Thiere darf man ohne Noth nicht peinigen, noch tödten. 337
Armuth macht nicht unglücklich. 338
Reichthum macht nicht glücklich. 344
Eine ungekünstelte Kleidung und Schmuck ist doch besser, als alle Künsteleyen. 347
Es ist nicht gut, wenn es uns immer nach Wunsche geht. 349
Auch Leiden sind eine Wohlthat. 351

Von der Vortreflichkeit der Gesundheit.

1.

Herr Oront hatte zwar viel Geld, verzärtelte aber deswegen seine Kinder doch nicht, wie oft die Reichen zu thun pflegen. Sie bekamen nichts, oder sehr selten, von den ausländischen Getränken, wodurch vieler Kinder Mägen geschwächet werden, und ihr Blut erhitzt wird. Eine Schale Wasser war des Morgens ihr erster Trunk. Ihre gewöhnlichen Mahlzeiten bestunden aus Gemüse und Obst; nur selten genossen sie Fleisch. Sie waren gewöhnt im kalten Wasser sich zu waschen, im kalten Zimmer und ungewärmten Betten zu schlafen, und Wind und Regen auszuhalten.

Bey dieser Lebensart waren die Kinder frisch und gesund.

Sie glaubten aber doch, daß sie es nicht so gut hätten, als Herrn Weichlichs Kinder, die Kaffee, Thee, Torte und allerley Näschereyen bekamen, so viel sie wollten; denen des Morgens das Waschwasser, des Abends das Bett gewärmt wurde, und die nicht ausgehen durften, wenn die Witterung einigermaßen unfreundlich war.

Sie klagten es sogar einmal dem Vater, und wünschten, daß sie es eben so gut, wie die kleinen Weichliche, haben möchten.

Da besuchte Herr Oront einmal Herrn Weichlich und nahm seine Kinder mit.

Bey ihrem Eintritte in die Stube kamen ihnen drey elende, gelbe Kinder entgegen, die blaue Lippen, eingefallne Augen, schwarze, faule Zähne hatten, und so kraftlos waren, als wenn sie sich nicht satt essen dürften. Die Frau Weichlichinn klagte mit Thränen, daß das vierte Kind schon seit acht Tagen im Bette bleiben müßte, nahm ein groß Arzneyglas, und zwang ihre Kinder davon einzunehmen.

Bey Tische konnten Weichlichs Kinder wenig genießen, ihre Gäste genoßen aber mit munterm Gesichte von allem, was aufgetragen wurde. Als sie unter andern saure Gurken mit großem Appetit verzehrten, so fragte die Frau Weichlichinn ängstlich, ob ihnen das nicht schade? sie dächte, ihre Kinder würden sterben müssen, wenn sie nur ein Schnittchen von einer so unverdaulichen Kost verzehrten. Noch mehr verwunderte sie sich, da sie sah, daß Oronts kleiner Karl ein Glas kaltes Bier austrank. Sie bestrafte ihn sogar deswegen, und sagte: daß er ein andermal sein Glas fein in den Ofen setzen, und wärmen solle, damit er nicht etwa den Husten bekäme.

Nach aufgehobener Tafel nahm Herr Oront mit seinen Kindern Abschied, und ließ sie, als er nach Hause kam, wie gewöhnlich, in ihre kalten Betten gehen.

Des Morgens kamen sie munter, wie die jungen Rehe, ihm entgegen gesprungen. Ihre Wangen blüheten, wie die Rosen, und aus ihren Augen blickte jugendliches Feuer. „Ey wie freue „ich mich, sagte der Vater, daß ich so gesunde „und muntere Kinder habe! wie sehr würde es „mich dauern, wenn ihr so elend, wie des Herrn „Weichlichs Kinder wäret! Was meynet ihr wohl „zu diesen Kindern?“ „Ach! antwortete Phi„lippinchen, das waren arme Kinder. Sie sa„hen ja aus, als wenn sie im Grabe gelegen „hätten. Sie konnten ja von den aufgetragenen „Speisen fast gar nichts genießen. Ich möchte „nicht an ihrer Stelle seyn, und wenn man mir „tausend Thaler geben wollte.“ „Aber fuhr „der Vater fort, wenn ich dich und deine Geschwi„ster nun eben so, wie sie, verpflegen ließ; wenn „ich dein Waschwasser, dein Getränke, dein „Schlafgemach und Bett wärmen ließ; wenn ich „statt deines Butterbrods dir Kaffee und Gebacke„nes, statt der Erbsen, die wir zu Mittage essen „werden, ein Pastetchen oder sonst etwas Lecker„haftes zurichten ließ, möchtest du alsdann nicht „an der Stelle der kleinen Weichliche seyn?“ „Nein! mein lieber Vater!“ schrie Philippinchen, „lieber will ich frieren und mit der elendesten Kost „vorlieb nehmen, als bey guten Bissen und ei„nem gewärmten Bette ein krankes elendes Mäd„chen seyn.“

„Das ist mir lieb“, sagte der Vater, „daß mein „liebes Philippinchen die Gesundheit, die sie ge„nießt, so hoch zu schätzen weiß. Nun wird sie

„ sich wohl nicht wieder beklagen, wenn sie in das
„ kalte Bett gehen, und mit schlechter Kost vorlieb
„ nehmen muß.“

In der That beklagten sich die Kinder auch niemals wieder über ihren Vater. Sie wurden immer mehr überzeugt, daß er es gut mit ihnen meyne.

Nach etlichen Tagen starb das Kind des Herrn Weichlichs, welches sie krank verlassen hatten. Zwey von den übrigen hatten das Jahr darauf, das nämliche Schicksal. Sie sahen einst einige Knaben vor ihrem Fenster mit dem Schlitten fahren, bekamen Lust, an ihrem Vergnügen Antheil zu nehmen, schlichen sich heimlich zu ihnen, fuhren eine halbe Stunde mit ihnen herum, kamen aber alsdann ganz ohne Athem zurück, weil ihnen der Schweis zurückgeschlagen war. Ihre Mutter legte sie zwar in das Bett, ließ einheitzen, und Thee machen, und zwang sie, eine Menge Arzney einzunehmen. Es wollte aber nichts anschlagen. Sie starben beyde nach wenig Tagen an einem Steckflusse.

Der älteste von diesen armen Kindern blieb zwar am Leben, aber er wurde ein elendes Männchen. In seinem vier und zwanzigsten Jahre war er so zusammengeschrumpft, und kraftlos, wie ein Kreis von achtzig Jahren. Er trug das Jahr hindurch wenigstens neun Monate eine Weste mit Pelz gefüttert und Pelzstiefeln, ließ eben so lange einheitzen, und beklagte sich doch immer, daß er nicht warm werden könnte. Sein Magen war so schwach, daß er nichts als Suppen, Kalbfleisch, Lamm-

fleisch, junge Hühner oder Tauben vertragen konnte. Die Borsdorferäpfel mußte er sich braten lassen, sonst bekam er drücken, und der Bierkrug mußte erst an das Feuer gesetzt werden, weil frisches Bier, wie er sagte, den Magen erkältet. Einmal wäre er bald gestorben, da er sich hatte gelüsten lassen, ein Schnittchen Schinken zu genießen. S.

2.

Ein gewisser Kaufmann hatte eine sehr ansehnliche Handlung, die ihm, so lange er gesund war, so viel einbrachte, daß er nicht nur davon einkaufen konnte, was für ihn und seine Familie nöthig war, sondern auch vieles zur Beförderung seines Vergnügens und seiner Bequemlichkeit. Aber einst tanzte er, erhitzte sich, begieng dabey die Unvorsichtigkeit, daß er sich aufknöpfte, ans Fenster trat, und ein Glas voll kaltes Wasser austrank. Dies zog ihm eine Krankheit zu, die ihn außer Stand setzte, sich seiner Handlung selbst anzunehmen, und nun gieng alles rückwärts.

Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlassen mußte. Der war nun zum Unglück ein böser Mensch; er versäumte nicht nur sein Geschäft, sondern bestahl ihn überdieß, und betrog auch andere unter dem Namen seines Herrn. Dieser wurde in den vier ersten Jahren seiner Krankheit so arm, daß er alles verkaufen und seinen Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereyen seines Buchhalters eher gemerkt; so würde es so weit nicht mit ihm gekommen seyn. Aber zum Unglück traue-

te er dem Menschen zu viel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben. Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeldlich sein möglichstes, um ihn zu retten; aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch ein Jahr lang gequält hatte, mußte er endlich sterben.

Campe.

Von dem großen Werthe gesunder Glieder.

1.

Fränzchen gieng einmal sehr betrübt zur Schule, und weinte so laut, daß es alle Vorbeygehende hören konnten. Was weinst du? fragte ihn ein Mann, der sich an die Ecke der Strasse gelehnt hatte.

„Sollte ich nicht weinen? gab er zur Antwort, mein Vater hat mir an Weihnachten einen schönen Spiegel gekauft, den hat heute meine Schwester auf die Erde fallen lassen. Er ist in tausend Stücke zerbrochen. Und ich hatte so eine große Freude daran. Nun ist alle meine Freude dahin."

Was sagst du da? kleiner Thor, erwiederte der Mann. Hast du deine Augen noch? kannst du mit deinen Ohren hören? hast du gesunde Hände und Füße? daß hast du alles? wie kannst denn du so kindisch weinen, da du das alles besitzest, und nur so eine Kleinigkeit eingebüßet hast? Da

siehe mich armen Mann an! ich bin blind und sehe nichts von allem, was um mich ist. Alles um mich herum ist schwarz. Ach könnte ich nur einmal das Glück wieder genießen, daß du hast. Könnte ich nur einmal den blauen Himmel und die schöne Erde, nur einmal ein menschliches Gesicht wieder sehen, nur einmal ein Buch wieder lesen! da wollte ich mich glücklicher als einen König schätzen. Ich wollte gern keinen Spiegel, kein Geld, kein Haus, gar nichts wollte ich haben, wenn ich nur wenigstens ein Auge hätte. Wie leicht muß es einem Menschen seyn, der gesunde Augen und Glieder hat, sich hundert, und, wenn er will, tausend Spiegel zu verschaffen! Aber ach! deine Augen, wenn sie einmal verlohren sind, kann keine menschliche Klugheit noch Fleiß dir wieder schenken. Gehe also, kleiner Unzufriedener, freue dich über das viele Gute, das du hast, danke Gott dafür; so wirst du dich schämen, daß du über solche Kleinigkeiten weinen konntest.

Da gieng Fränzchen fort, trocknete seine Thränen ab, dankte Gott oft für die gesunden Glieder, die er ihm gegeben hatte; und wenn ihm bisweilen etwas Widriges begegnete, dachte er: du willst dich nicht darüber grämen. So lange dir Gott deine gesunden Glieder läßt, kannst du noch Freude genug genießen, und dir mancherley verschaffen, was dir Vergnügen macht. S.

2.

Kunz gieng einmal über Land, kam matt und verdrossen bey einem Wirthshause an, wo er sich

einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ, unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuße thun mußte, und nichts bessers bezahlen konnte!

Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt, indem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, das er in seinem Wagen verzehrte.

Kunz sah ihm hämisch zu, und dachte: wer es doch auch so gut hätte!

Der Reiche merkte es, und sagte zu ihm: Hättest du nicht Lust, mit mir zu tauschen?

Das versteht sich, antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; steige der Herr heraus, und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch alles geben, was ich habe.

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott! welcher Anblick! seine Füße waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeygebracht wurden, auf die er sich stützte. He! fragte er, hast du noch Lust mit mir zu tauschen?

Bey Gott nicht! gab der erschrockne Kunz zur Antwort. Meine zwey Füße sind mir lieber, als tausend Pferdefüße. Ich will lieber schwarz Brod essen und mein eigener Herr seyn, als Wein und Braten haben, und mich wie ein klein Kind von andern umher führen lassen. Gott behüte ihn!

Mit diesen Worten stund er auf, und gieng fort.

Hast Recht! rief ihm der Reiche nach. Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, alles dafür haben! Ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel. S.

3.

Der persianische Gelehrte, Lockmann, erzählt von sich: Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit sehr gegrämt, der Himmel hat es mir auch so schlimm mögen gehen lassen, als er gewollt hat, außer ein einziges mal, da ich barfuß gieng, und nicht so viel Geld hatte, daß ich mir ein paar Schuhe kaufen konnte. Ich gieng also ganz traurig zu Kufa in den Tempel. Als ich daselbst einen Menschen antraf, der keine Füße hatte, war ich mit meinen blossen Füßen gern zufrieden, und dankte meinem Gott herzlich, daß ich noch ohne Schuhe gehen konnte. Es war ja besser, keine Schuhe, als keine Füße haben. Der gute Mensch wäre gern barfuß gegangen, wenn er nur hätte Füße gehabt.

Jedes Vergnügen muß mit Mäßigung genossen werden, wenn es uns nicht ekelhaft und schädlich werden soll.

1.

Ein sonst guter und braver Mann, der eine liebenswürdige und tugendhafte Frau und sehr gute Kinder, dabey ein gemächliges Auskommen hatte,

und sehr glücklich lebte, ward durch einen falschen Freund nach und nach zum Spiele verführt. Er gewann anfänglich: dies reizte die Habsucht; er verlohr, und wollte das Seinige wieder haben, verlohr immer mehr und mehr, so das Haus und Hof, und alles, was nur Geldes werth war. draufgieng, und seine arme Familie in das äusserste Elend versetzt wurde. Da er nichts mehr zu verliehren hatte, gerieth er in die tiefsten Schulden, und kam endlich ins Gefängniß. Hier hatte er Zeit, seinem Leben nachzudenken, und eine Vergleichung mit seiner vorigen Glückseligkeit anzustellen. Welch eine traurige Veränderung in seinem gegenwärtigen Zustande! Sonst im Schooße seiner Familie, von allen Freuden des häuslichen Lebens umgeben, und außer demselben von Jedermann geehrt und hochgeachtet; und nun — seine Gattin und Kinder in der Armuth und im äußersten Elende, von der Welt verachtet und verschmähet, von seinen falschen verführerischen Freunden verlacht und ausgezischt, und er sich selbst in einem finstern Kerker, mit Banden belastet, überlassen! Das Schrecklichste aber hierbey war, daß sein erwachtes Gewissen ihm die Vorwürfe machte, daß er alles, alles verdient habe. Von ihnen zerrissen, gerieth er endlich auf den verdammten Entschluß, sich durch Gift das Leben zu nehmen. Seine tugendhafte Frau, die zu Hause mit ihren Kindern im Elende schmachtete, wußte anfänglich davon nichts. Als er aber einige Tage hinter einander nicht wieder nach Hause kam, und sie nachforschte, erfuhr sie zu ihrem äußersten Schrecken

ihres Mannes ganzes Unglück. Sie hatte von ihrer Habseligkeit nichts übrig, als ein diamantenes Halsband, daß sie vor ihres Mannes Spielsucht, als das letzte Mittel, sich und ihre Kinder vielleicht einmal dem Tode zu entreißen, versteckt gehalten hatte. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, opferte sie dies seiner Rettung auf, befriedigte mit dem daraus gelösten Gelde die Schuldner, die ihn ins Gefängniß werfen lassen, und eilte auf Flügeln der Liebe dahin, ihm unter ihren Umarmungen und Thränen seine Freyheit anzukündigen; aber, Gott! was fand sie? — Der Gift war genommen; er rang schon halb mit dem Tode, und lebte nur noch so lange, zu erfahren, daß seine tugendhafte Frau mit Trost und Leben kam!

Weisse.

2.

Ich möchte heute wohl spielen, liebe Mutter, sagte die kleine Laurette.

Den ganzen Tag?

Ja, Mütterchen!

Deine Bitte sey dir gewährt, sagte die liebreiche Mutter, die ihren Kindern ungern etwas abschlug; ich fürchte nur, es wird dir leib werden.

Nein, nein, liebe Mutter! — und damit hüpfte Laurette fort, all ihr Spielzeug zu holen.

Sie brachte es; aber nun war sie allein: denn ihre Geschwister waren alle bis zu ihren Spielstunden beschäftiget. (Es war kein Festtag.)

Sie bediente sich anfangs ihrer Freyheit so gut sie konnte, und spielte eine lange Zeit; aber

ihr Vergnügen am Spiele nahm nach und nach ab.

Itzt hatte sie all' ihre Spiele für sich wiederholt, und wußte keins mehr. Das Spiel fieng an ihr ekelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat sie, ihr doch neue Spiele zu sagen, und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte außer dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmal abschlagen, so ungern sie es auch that.

Mismüthig saß nun die Kleine da, und erwartet mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden, und ihre Schwestern von ihrer Arbeit zum Spielen zusammen kamen.

Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr währe, und wie sehnlich sie sie erwartet hätte.

Diese empfingen sie freundlich, und fiengen ihre besten Spiele mit ihr an, die sie sonst nur an Festtagen spielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefälligen Bemühungen waren umsonst; sie klagte von neuem, dies wäre ihr alles so alt, und sie wüßte vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich unter einander beredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Ida, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von 11 Jahren, sie bey der Hand, und sagte freundlich zu ihr:

„Höre, Lauretchen, wenn du nicht böse werden willst, so will ich dir sagen, wer Schuld an

deinem Misvergnügen ist. — Du selber bist es; denn wir alle sind ja, wie du siehst, froh genug; ob wir gleich diese Spiele alle so oft und öfter gespielt, als du."

Aber wir haben gearbeitet und etwas nützliches gethan, darum schmeckt uns das Spiel. Hättest du erst durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß, dann würde es dir auch so süß seyn, als uns."

Die Mutter, die dazu kam, und Ida sprechen gehört, versicherte Lauretten, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Campe.

Vom Schlafe.

1.

Der kleine Friz hatte eine sehr starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen.

Ob er es nun gleich wohl einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vorsatz faßte, diesen Fehler zu verbessern: so wollte es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden.

Nun war es ihm Sommer, und er wachte einmal des Morgens um fünf Uhr auf; plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bey sich selbst: einmal muß ich doch den Anfang machen!

Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es gieng ihm aber ein Schauder durch den

ganzen Körper; so stark empörte sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indeß geschwind an; allein während dem Anziehen war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hinlegen sollte. Ein paarmal war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angekleidet hatte, setzte er sich hin, und bereitete sich auf seine Lektionen; und mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm alles weit besser von statten gieng, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über ganz ausserordentlich mit ihm zufrieden: und seine Eltern, welche dieses hörten, überhäuften ihn mit Liebkosungen.

Er selbst war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätte er heute ein neues Leben angefangen.

Da dachte er bey sich selbst: belohnt sich das Bischen Selbstüberwindung, welche das frühe Aufstehen mich heute kostete, mit so großem Vergnügen; o so wäre ich ja wohl ein rechter Thor, wenn ichs nicht alle Tage so machen wollte.

Er thats, mit jedem Morgen wards ihm leichter, eben so früh aufzustehn. Endlich wurde es ihm sogar zur Gewohnheit, so daß er niemals länger schlafen und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Moriz.

2.

Gottlieb und Christianchen wurden, in ihrer Jugend, von ihrem Vater dazu gewöhnt, früh

aufzustehen. Dieß wurde ihnen anfänglich sehr schwer, nach und nach immer leichter; itzo ist es ihnen zur Gewohnheit, und wenn sie nun die Sonne so schön aufgehen, und das prächtige Morgenroth sehen, und die angenehme Kühle des Morgens fühlen, und im Frühlinge die Nachtigallen und Lerchen hören, so sprechen sie oft: Guter Gott! welch schöner Morgen! den genössen wir auch nicht, wenn uns unser lieber Vater nicht zum Frühaufstehen gewöhnt hätte. S.

3.

Stephan, ein siebenzigjähriger Greis, beklagte sich gegen seinen Freund über die Kürze des menschlichen Lebens. Das wundert mich, antwortete dieser. Mir hat es immer geschienen, als wenn dir das Leben eine Last wäre, weil du es so verschwendet hast. Du bist täglich um 8 oder gar um 9 Uhr aufgestanden, da du doch um 5 Uhr hättest aufstehen können. Folglich hast du dich täglich um 3 Stunden gebracht, wöchentlich um 21, und jährlich um 1092. Wenn du nun von deinem zehnten Jahr an täglich 3 Stunden von deinem Leben verderbt hast, und ich den Tag, der zur Arbeit und zum Vergnügen bestimmt ist, zu 16 Stunden rechne, so hast du dich um 11 Jahr, 11 Wochen und 3 Tage durch den Schlaf gebracht. Warum klagst du den über die Kürze des menschlichen Lebens, da du dir es selbst verkürzet hast?

Da erschrack der Kreis, schlug die Hände zusammen, und weinete. O! rief er aus, wäre ich im Stande diese Zeit wieder zu erkaufen, mein hal-

des Vermögen wollte ich darum geben! Nun war es aber zu spät. S.

4.

Luischen hatte schreckliche Zahnschmerzen, die allemal heftiger wurden, wenn sie sich in das Bette legen wollte. Sie konnte deswegen zwey Nächte nicht schlafen, und wurde davon so matt, daß sie kaum noch gehen konnte. Den dritten Abend glaubte sie ruhen zu können. Aber umsonst. Kaum war sie in das Bette gekommen, so mußte sie wieder heraus. Sie gieng in der Stube auf und ab, sah ihre Geschwister um sich ruhig schlafen; ach! seufzte sie: Wie glücklich sind die, die wissen von keinem Schmerz etwas, sammeln sich Kräfte, und werden morgen recht munter seyn! Und ich — ach ich armes Kind! habe keinen Schlaf, muß leiden, und verliere alle Kräfte.

So klagte sie bis nach Mitternacht, da verlor sich der Schmerz, sie legte sich nieder, ihre Augen fielen zu, der Schlaf kam; o wie unbeschreiblich süß war er! S.

Wie gut es sey, Geschicklichkeit in seinen Gliedern zu haben.

1.

Eines vornehmen und reichen Cavaliers Sohn kam mit seinem Hofmeister in eine Stadt, um die dasigen Fabriken und Manufakturen zu sehen. Sie

wurden allenthalben herum geführt, und es ward ihnen alles gezeigt. — Der junge Edelmann fand vieles seiner Aufmerksamkeit würdig; doch war ihm nichts so sehr auffallend, als daß Kinder, Knaben und Mädchen, von seinem Alter und weit jünger, durch verschiedene Arbeiten schon ihr Brod hinlänglich verdienen konnten. — Ganz bestürzt sagte er beym Weggehen zu seinen Hofmeister: Ich bin zwar glücklich, daß ich mein Brod nicht so sauer, als diese Kinder hier, verdienen darf; aber doch auch unglücklich, daß ich in diesem Alter noch ein untauglicher Müssiggänger bin, der noch gar nichts nüzliches zum besten Anderer vornehmen kann. — Der Hofmeister stellte ihm vor: daß wenn er gleich jezt der Welt noch nicht nützen könne; so mache er sich doch durch fleißiges Studiren fürs Künftige dazu geschickt. Damit war der edle Jüngling nicht zufrieden, sondern wollte in der Zwischenzeit, bis er so geschickt durchs Studiren geworden, schon durch irgend eine Handarbeit brauchbar seyn. Sobald er also nach Hause kam, erzählte er seinem Vater alles, was er gesehen, und darunter auch das was ihn traurig gemacht hatte, mit der kindlichen Bitte, ihm in seinen Erholungsstunden ein Handwerk lernen zu lassen. Der Vater untersuchte des Sohns Absichten, und weil er sie gut fand, trug er kein Bedenken, seine Bitte zu erfüllen, und überließ ihm auch die Wahl des zu erlernenden Handwerks. Der Sohn erwählte sich das Drechseln, und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er die artigsten und brauchbarsten Sachen verfertigte, die er sich nicht schämte zu

verkaufen, und welche ihm mit dem größten Beyfall abgenommen wurden. Das dafür gelösete Geld that er in eine besondere Casse, die er von Zeit zu Zeit unter arme Leute, die gewisser Gebrechen, oder ihres Alters wegen, nicht mehr arbeiten konnten, vertheilte.

Pädag. Unterhandl.

2.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer junger Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wollte, wenn er sie geheirathet hätte?

Er antwortete: er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. „Aber wovon?“ fragte der Alte wieder.

„Nun, erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Eltern mir hinterlassen haben.“

„Ich weiß es, fuhr der Alte fort; aber ich möchte wissen, ob sie denn nichts haben, das sicherer als alle Güter, wäre, und was ihnen niemand rauben könnte.“

Jüngling. Ich verstehe sie nicht recht.

Edelmann. Nun so muß ich mich denn wohl erklären. Können sie ein Handwerk?

Jüngling. Nein!

Edelmann. Nun so können sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling. Und die Ursache?

Edelmann. Weil ich diese keinem Andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Hand-

werk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmal verloren gehen sollten.

Jüngling. Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann. Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bey ihm in die Lehre und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, ging er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte.

Einige Jahr hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten, im Stich lassen, und nach Holland flüchten.

Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl, als auch seine eigene Familie, durch sein Korbmachen. Noch jezt schreiben die Holländer es diesem jungen deutschen Edelmanne zu, daß man so künstliche Korbarbeit bey ihnen machen kann. Campe.

3

Die Feldmarschallinn, Baronesse Maria Helena Wrangel, hatte mit verschiedenen ihrer Geschwister beide Belagerungen der Stadt Narwa, in den Jahren 1700 und 1704. ausgestanden, wo ihr Vater, der Graf Hening Rudolph Horn, Gouverneur, Generalmajor und Obercommandant war.

Als die Stadt im Jahr 1704 mit Sturm überging, verloren sie, nebst ihrer Freyheit, ein ansehn-

liches Vermögen, geriethen in eine langwierige Gefangenschaft, und wurden endlich ins Herz von Rußland, 900 Werste (davon sechs eine deutsche Meile machen) von Moskau verbannet. Während dieser Gefangenschaft verschafeten sie ihrem Vater, ihren Brüdern, und sich selbst, durch Nähen und allerhand feine Frauenzimmerarbeit den Lebensunterhalt, und alles, was sonst zur Versorgung einer zahlreichen Familie nöthig war. Dieß muß diesen Damen in den Augen der vernünftigen Welt einen viel höhern Rang erwerben, als der vornehme Stand, in dem sie gebohren waren. Wer das Schöne dieser That zu fühlen vermag, wird auch streben, durch frühen Fleiß in nützlichen Uebungen seinen Eltern dereinst eben so nützlich zu werden.

Pädag. Unterhandl.

Wie gut es sey, aufmerksam zu seyn.

1.

Zu Rio Janeiro, in Brasilien, hat sich eine Begebenheit zugetragen, welche beweist, daß auch Kinder bisweilen etwas thun können, das den Erwachsenen, dem Lande, worin sie leben, ja wohl gar allen Menschen auf der Erde nützlich ist; wenn sie sich beyzeiten gewöhnen, auf die Dinge, die sie überall hören und sehen, genau Achtung zu geben, und immer die Erwachsenen zu fragen, wozu dieses oder jenes gut sey? So haben es hier einige Kinder gemacht, welche auf einem Spaziergange ein Stück ihnen unbekanntes Gestein gefunden hatten. Dieses war Kupfer-Erz, und da man weiter nach-

suchte, ist auf solche Art eine sehr ergiebige Kupfermine oder Bergwerk entdeckt worden. Weil man nun jezt die Schiffe mit Kupfer beschlägt, daß ihnen die Seeinsekten nicht schaden, und daß sie schneller fahren sollen, wenn sie glätter und schärfer sind: so würden dadurch alle kupferne und messingerne Hausgeräthe und Kleidungsstücke, deren fast kein Mensch entbehren kann, nach und nach theurer werden, wenn nicht mehr Kupfer aus den Bergwerken gewonnen würde, als bisher. Also können viele 100,000 Menschen von der Entdeckung dieser Kinder Vortheil haben. **Becker.**

2.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, ohne daß ihm auch nur ein froher Gedanke in den Sinn kam. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen da seyn; — er mußte im Spiel gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft an haben — oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte. — Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen.

Einst ging er über ein kleines Feld an einen Ort zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl unter einen wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüte stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Auch mich, auch mich hat Gott gemacht!
Gebt unserm Gott die Ehre!

Und weinte vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannst du dich über einen Baum so freuen?“ sagte Klaus mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ey, lieber Vetter, antwortete Karl, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum hab ich auch Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat, — so daß ich ohne Kosten und ohne Reue frölich seyn kann. Aber es ist eine ordentliche Kunst.“ „Nun was ist das für eine?“ sprach Klaus. „Da ist sie wenn du mich hören willst, antwortete Karl: Ich sehe alles recht an, was da ist, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach, warum oder wozu dieses und jenes wohl da seyn, oder wozu es wohl nützen mag? Und wenn ich dabey der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen Worten beten; weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und so geh ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine Arbeit.“

„Lebe wohl,“ sprach Klaus, und ging fort.

Rochow.

3.

Karl klagte einmal seinem Lehrer, daß es ihm sehr schwer sey, die Sachen zu fassen und zu behalten, die ihm vorgetragen würden, und daß er daher besorge, er werde unwissend bleiben.

Sey du getrost, antwortete ihm der Lehrer. Merke nur immer genau auf das, was ich vortrage, und frage mich, wenn du etwas nicht verstanden hast. Denke über alles nach, was du liesest, und gehe nicht eher von einer dunkeln Stelle weg, bis du sie verstehst; da wirst du bald die angenehmen Folgen davon empfinden.

Dieß that Karl, und merkte, daß er täglich klüger wurde, und mehr lernte. Am Ende übertraf er alle seine Mitschüler, die weit fähigere Köpfe, als er, hatten, aber dabey flatterhaft waren. S.

Von der Schädlichkeit der Flatterhaftigkeit.

I.

Der junge Schnellfuß, der große Lust zu reisen hatte, begab sich mit seinem Hofmeister auf den Weg.

Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, so fragte er schon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte sich niemals Zeit lassen, dasjenige zu besehen, was daselbst Gutes und Merkwürdiges zu sehen war. So sehr verlangte ihn stets, nach neuen Gegenden zu kommen!

Sein Hofmeister bat ihn, er möchte sich doch etwas verweilen; er würde sonst keinen Nutzen von seiner Reise haben, sondern blos von einem Ort zum andern geflogen seyn.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Mensch zu Hause kam, wußt' er von allen Oertern, die er durchlaufen war, weiter nichts, als den bloßen Namen derselben, zu sagen.

Da sahe er seine Thorheit ein, und mußte sich entschließen, dieselbe Reise noch einmal zu thun, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es auch denen, die niemals auf dasjenige Achtung geben, was ihr Lehrer ihnen jezt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, nur nach dem, was folgt, fragen, und darüber am Ende gar nichts wissen.

Wer was lernen will, der muß sich Zeit nehmen, auf alles, was vorkommt, genau zu achten, nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefaßt hat.

Campe.

2.

Der kleine Kilian besuchte sehr fleißig die Schule, wo einige Lehrer waren, die den Kindern sehr viel Gutes sagten. Sie zeigten ihnen, was sie thun mußten, um ihre Gesundheit zu erhalten und ein zufriedenes Leben zu führen; sie lehrten sie die Lateinische Sprache, erzählten ihnen von fremden Ländern, den Begebenheiten voriger Zeiten, lehrten sie vielerley Thiere, Pflanzen, Stein und Erdarten kennen. Das machte nun den mehrsten Kindern viel Vergnügen; sie wurden immer verständiger und besser und gingen immer lieber in die Schule. Kilian hatte aber seine Gedanken immer auf andere Sachen, als auf den Vortrag der Lehrer, gerichtet. Er brachte allerley Spielwerk mit in die Schule und

beschäftigte sich damit, während daß seine Mitschüler aufmerksam waren. Dadurch that sich nun das thörichte Kind großen Schaden. Andere kamen immer in höhere Classen, und er mußte zurück bleiben. Wenn andere gelobt wurden, so wurde er getadelt. Oft bekam er auch Strafe. Dadurch wurde ihm die Schule immer verhaßter, und als er sie verließ, war er so unwissend, daß ihm jedermann verachtete. S.

Von dem großen Werthe eines guten Verstandes.

I.

Es waren einst zween Brüder, wovon der eine durch ganz besondere Glücksfälle zu dem hohen Posten eines Gouverneurs einer Provinz gelangt war; denn er selbst hatte gar keine Verdienste, weder von Seiten der Wissenschaft, noch der Talente, noch der Thätigkeit. Noch weniger glaubte er Ursache zu haben sich gewisse Fertigkeiten durch seinen Fleiß zu erwerben, da ihm das Glück alles gab, was er nur wünschte, indem sein Posten unermeßliche Reichthümer eintrug; denn diese Provinz lag an einem schiffreichen Strome, an dessen Ufern man auszuladen pflegte. Er hatte also hier große Zollabgaben aufgelegt, und von dem Aufwand, den hier die Fremden machten, zog er ebenfalls einen nicht geringen Vortheil. Sein Reichthum und seine Sorglosigkeit machte ihn nun so wollüstig, daß er nichts that, als schweigen, und hierunter verlor er vollends das bischen Verstand, das ihm übrig war.

Sein Bruder hingegen war arm, und durfte ihm deswegen nicht vor die Augen kommen, ob er ihn gleich dieser Armuth leicht hätte entreissen können. Er lebte aber vergnügt, indem ihm sein kleines Gut so viel gab, als er brauchte: und unter seinen fleissigen Händen alles zu gedeihen schien. Er begehrte also auch nichts mehr, beneidete seinen Bruder nicht, und hätte ihm seine Schätze gerne gegönnt, wenn er nur einen bessern Gebrauch davon gemacht hätte. Indessen schien das Schicksal Beyder ihrem Glück ein Ende zu machen. Es kam ein ungeheures Erdbeben. Das Merr und die Ströme brachen aus; das Feuer brach aus der Erde hervor, und was dieß nicht verzehrte, überschwemmten jene und machten die ganze Provinz zu einer Wüste. Der Statthalter verlor alle Reichthümer, Paläste und Schätze, und die Einwohner flüchteten, wo sie hin konnten. Da sie nichts mehr zu verlieren hatten, brauchten sie keinen Statthalter mehr, und jeder suchte einen Zufluchtsort, wo sich ihm einer anbot.

Er hatte sich weder Hochachtung noch Liebe erworben, mithin konnte er sich auch keine Unterstützung versprechen. Arbeiten konnte er nicht, Kopf und Hände waren stumpf: es blieb ihm also nichts übrig, als das Erbarmen mitleidiger Menschen, die großmüthig genug waren, in ihm mehr den dürftigen und so tief herabgesunkenen, als den verdienstvollen Unglücklichen zu sehen und nicht verhungern zu lassen.

Doch, da die ganze Provinz verheert war, so kann man sich leicht vorstellen, wie elend er sich behelfen mußte. Zu seinem Bruder getraute er sich

nicht, da er ihm vormals aufs schimpflichste begegnet war, und dieser ihm bey einem gleichen Schicksal, wie er sich leicht vorstellen konnte, auch nicht würde helfen können.

Indessen nöthigte ihn doch nach einigen Jahren die äußerste Verzweiflung, da man des Gebens müde war, und er an jeder Thüre abgewissen wurde, seinen armen Bruder aufzusuchen, in Hoffnung, daß er ihm, wenigstens auf Einen Tag, mit einem Bissen Brod zu Hülfe kommen könnte. Er nahete sich dem Orte, wo seine vormalige Hütte stand: aber wie erstaunte er, als er an deren Stelle ein weit besseres Haus, und dieses von einem fruchtbaren Acker, blühenden Wiesen und einem schönen Obstgarten, voll junger frischer Bäume, umgeben fand. Er würde bezweifelt haben, seinen Bruder da zu finden, wenn ihn nicht die zerstreuten Nachbarn alle dorthin gewiesen hätten. Er trat ins Haus. Der Gram, das Elend und der erbärmliche Aufzug, in dem er ging, hatten ihn so unkenntlich gemacht, daß es Mühe kostete, seinen Bruder zu überzeugen, daß er der vorige Statthalter wäre. Dieser, ein großmüthiger Mann, so gering er war, fiel ihm um den Hals, als er ihn erkannte, machte ihm keine andern Vorwürfe, als daß er so lange das Zutrauen zu seiner brüderlichen Hülfe aus den Augen gesetzt habe, und bot ihm die Hälfte von allem an, was er besaß.

Man kann sich leicht vorstellen, wie ihn Scham und Reue niederdrücken mußte! Alles was ihm diese eingeben konnten, sagte er sich laut, und sein Bruder hatte genug zu thun, ihn diesfalls zu be-

ruhigen. — „Aber wie ist es möglich, rief er, daß du in so kurzer Zeit wieder der Mann geworden bist, nachdem dich das allgemeine Ungemach so gut als mich betroffen und dir alles geraubt hat? Hier muß Zauberey und Wunder vorgegangen seyn! denn da alles umher so arm ist, wer hätte dich in diesen Wohlstand wieder versetzen können?“ — „Mein Kopf, meine Arme, und der göttliche Segen, versetzte dieser, das sind die Zaubereyen und die Wohlthäter, die mir meinen Verlust so bald ersetzt, und mich meinen Elend gar bald wieder entrissen haben.“

„Kaum war jene allgemeine Verwüstung vorbey, so nützte ich alles, was mir das Glück aus den Ruinen übrig ließ oder zuführte. Die Wasserfluthen ließen eine Menge Bretter von Schiffbrüchigen, eingestürzten Gebäuden und ausgerissenen Bäume zurück: ich schlepte, nebst meiner Frau und meinen Kindern, alles zusammen, um eine armselige Hütte zu bauen, die mich anfänglich nur vor der Witterung schützte. Ich sah, daß der Schlamm, den das Wasser zurück gelassen, die Erde herrlich gedüngt hatte, räumte also Tag und Nacht den groben Unrath weg, den es auf meinem bischen Acker, Garten und Wiese, zurückgelassen, und nahm noch mehr von dem benachbarten dazu, da ein Theil der Einwohner diese Gegend ganz verlassen hatte. Ich suchte hierauf bey einigen andern, die auf Anhöhen liegen, theils durch Bitten, theils durch Versprechungen, Pflanzen, Saamen und junge Bäume zu bekommen; grub, säte, pflanzte und arbeitete Tag und Nacht: ich machte Graben, wo ich das stehende Wasser abführte, und da sich viel Quellen er-

gossen, suchte ich einen Graben durch meine Gärtnerey und meinen Wiesewachs zu leiten, daß ich sie ohne Mühe wässern kann. Gott segnete meine Arbeit. Im nächsten Lenz und Sommer trug alles hundertfältig: ich habe schon jezt mehr, als ich für die Meinigen brauche, und unterstütze Andere durch meinen Ueberfluß."

„Aber könntest du denn nicht, sagte der andere, dieß ins Geld setzen, und so deinen Kindern einst ein reiches Erbtheil lassen?" —

„Daran liegt mir nichts, versetzte dieser: meine Kinder mögen an meinem Beyspiele lernen, daß Verstand und Fleiß nie darben läßt, und daß die größten Unglücksfälle können ertragen werden, wenn man nur Freyheit und Gegenwart des Geistes genug behält, ihnen nicht zu unterliegen, das zu nützen, was uns das Schicksal übrig läßt, und nach Beschaffenheit seines Standes, Berufs und seiner Fähigkeit, Kopf und Arme braucht, sich und andern nützlich zu werden." —

Weisse.

2.

Der Herr von Biedermann gieng oft in die Schule, wo die Kinder seines Dorfs unterichtet wurden, und erkundigte sich nach ihrem Fleiße und ihrer Aufführung. Der kleine Hans zog vorzüglich seine Augen auf sich, denn er war sehr fleißig und sittsam, und beantwortete die Fragen, die ihm der Schulmeister vorlegte, immer sehr gut. Das gefi l dem Herr von Biedermann so wohl, daß er sich entschloß, ihn mit seinem eigenen Sohne erziehen, und von dem Hofmeister, den er für jenen hielt, unter-

richten zu lassen. Sein Vater, ein armer Tagköhner, war damit sehr wohl zufrieden; denn er hatte viele Kinder, und konnte kaum so viel erwerben, als sie nöthig hatten.

Bey den Unterricht betrugen sich nun die Kinder sehr verschieden. Der Junker Biedermann gab sich nicht die geringste Mühe etwas zu erlernen. Wenn ihm der Hofmeister dies verwies, so pflegte er immer zu sagen: „Was habe ich denn nöthig mir über den Büchern den Kopf zu zerbrechen? ich bin ja ein Edelmann. Mein Stand giebt mir Ehre genug, und von meinen Gütern habe ich überflüßiges Einkommen. Wenn ich reuten und jagen und meinen Namen schreiben kann, so habe ich genug gelernt.“

Den armen Hans verachtete er, hieß ihn einen dummen Bauerjungen, und konnte, nur durch vieles Zureden, dahin gebracht werden, daß er sich neben ihn setzte.

Je mehr nun Hans verachtet wurde, desto mehrere Mühe gab er sich, immer verständiger zu werden. Er merkte auf alles, was ihm der Hofmeister sagte, las fleißig in Büchern, und wenn er etwas nicht verstund, so bat er den Hofmeister, es ihm zu erklären.

So wurde Hans verständig; der Junker Biedermann aber blieb unverständig.

Am Ende starb der Herr von Biedermann, und der Junker übernahm die schönen Güter, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Weil er aber keinen Verstand hatte, so wußte er nicht, was er damit anfangen sollte. Er ließ die schönsten Holzun-

gen aushauen, und verschwelgte das daraus gelöste Geld in lüderlicher Gesellschaft. Die schönsten Wiesen gingen nach und nach zu Grunde, weil er sich nicht darum bekümmerte, daß die Graben ausgeworfen wurden, die sein Vater durch dieselben hatte ziehen lassen. Die Gebäude wurden schadhaft, und fielen nach und nach zusammen, weil er nicht verstund, wie ein Gebäude mußte erhalten werden. Seine Einkünfte reichten nicht mehr hin seinen großen Aufwand zu bestreiten, er mußte Schulden machen, die am Ende so stark wurden, daß seine Gläubiger seine Güter wegnahmen.

Da war er nun zwar Herr von Biedermann, aber er hatte weder Ehre noch Brod. Einige Zeit besuchte er die benachbarten Edelleute und zehrte mit ihnen, diese wurden seiner aber auch bald überdrüssig, und ließen ihn abweisen, wenn er sich anmelden ließ. So wurde er ein Bettler.

Und Hans brachte es durch seinen Verstand so weit, daß ihn jedermann liebte und hochachtete. Er bekam eine einträgliche Amtmannsstelle, die er so gut verwaltete, daß alle Bauern ihn liebten. Dabey erwarb er sich so viel, daß er immer mehrere Aecker ankaufen, Gärten anlegen, Teiche ausgraben lassen und Häuser bauen konnte. Und doch behielt er noch so viel übrig, daß er im Stande war dem Herrn von Biedermann monatlich einen Louisd'or Almosen zu geben. S.

Von der Schädlichkeit der Unwissenheit.

I.

Ein armer Taglöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahr abwesend; und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er so gar nichts von sich hören ließ. Einmal kam ein Brief an den armen Taglöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte noch geschriebene Schrift lesen konnte; so gieng er mit dem Briefe zu seinen Wirth, und bat, daß dieser ihm den Brief doch vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile stille durchgelesen hatte, sagte er zum Taglöhner: „Hört; in dem Briefe steht: euer Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte euch funfzig Thaler vermacht: aber ihr müßtet sogleich kommen, und das Geld selbst abholen." „Herr Wirth, sagte der Taglöhner, wo soll ich denn hingehen, und das Geld abholen?" „Nach Amsterdam, über hundert Meilen von hier, sagte der Wirth, da liegt euer Geld." „Ey sagte der Mann, hundert Meilen hin, hundert her — das sind ja wohl gar zweyhundert Meilen, da kostete mir die Reise und Versäumniß bey der nahen Aernte fast mehr, als ich erben soll." „Hört, sprach der Wirth, gebt mir den Brief, und verkauft mir euer Recht daran für dreyßig Thaler; so könnt ihr hier bleiben, und ich will schon sehen, wie ich zum Schaden komme. Aber ihr müßt keinen Menschen etwas von diesem Handel sagen. —

„Wollt ihr das?" „Herzlich gern", antwortete der Taglöhner. Nun holte der Wirth Geld und zählte die dreyßig Thaler auf. Der Taglöhner dankte, nahm sie, und gieng vergnügt nach Hause.

Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß lüderlich und arm geworden, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todbette, wie er den armen Taglöhner betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte gestanden:

„Wer diesen Brief in Amsterdam bey einem gewissen Manne vorzeigen würde, dem sollten zweytausend Thaler (und also sehr vielmal mehr, als der Wirth dem Taglöhner gegeben,) ausgezahlt werden."

Welche er denn auch erhalten, aber lüderlich durchgebracht hätte.

Rochow.

2.

Einem, der die ganze Welt durchreiset haben wollte, sagte ein anderer: Sie sind gewiß recht weit in der Geographie herum gekommen. Nein, versetzte dieser, in Geographie bin ich zwar nicht gewesen, aber zu Schiffe hart vorbey gesegelt.

Das seltsamste bey dieser Geschichte ist, daß der Aufschneider hier seine Unwissenheit selbst gestanden hat, denn daß man es z. E. manchem Philologen, der mit Titeln und Ansprüchen ganz behangen ist, ansieht, daß er zwar im Cicero, Virgil, Horaz nicht gewesen, aber doch zu Schiffe hart vorbey gesegelt, das ist etwas ganz gemeines.

Sulzer.

Wie beliebt uns die Reinlichkeit mache.

I.

Der junge Schröter nahm das Geld, das er von seinem verstorbenen Vater ererbt hatte, kaufte dafür einen Gasthof, und bewirthete darin die Fremden, die bey ihm einkehren wollten. Er kam bald in guten Ruf: Wenn die Reisenden auf der Post sich erkundigten, welches der beste Gasthof in der Stadt sey, so sagten die Postillions immer: der graue Falke, (so hieß sein Gasthof). Und alle Reisende, die einmal bey ihm waren bewirthet worden, suchten gewiß, bey ihrer nächsten Durchreise, den grauen Falken wieder auf, und kehrten daselbst wieder ein. Es kam endlich so weit, daß fast alle andere Gasthöfe in der Stadt leer wurden, die Gäste aber, die im grauen Falken einkehrten, sich so vermehrten, daß Schröter noch ein Hinterhaus mußte bauen lassen, um sie beherbergen zu können.

Darüber wurden die andern Wirthe neidisch, schalten den Schröter, und sagten, er sey ein niederträchtiger Mann, der durch unerlaubte Mittel die Fremden an sich zu ziehen suche.

Dieß hörte ein Fremder, der bey einem von ihnen übernachtet hatte, und sagte zu ihnen: „Ihr thut dem guten Manne Unrecht. Seine ganze Kunst, wodurch er die Fremden an sich zieht, ist die Reinlichkeit. Es ist bey ihm alles nett und sauber. Gleich beym Eintritt in das Zimmer wird man dem Manne gut, wenn man die blendend weissen Vor=

hänge, den frischgescheuerten Boden, und die saubern Mobilien erblickt. Auch die magerste Mahlzeit reizt zum Appetite, wenn man das reinliche Tischzeug und Geschirr sieht, in dem alles aufgetragen wird. Die blinkenden Gläser empfehlen den Wein, der in ihnen perlet. Und man bezahlt gerne einige Groschen mehr, als in andern Gasthöfen, weil man hier alles mit Appetit genießen kann." Reinlichkeit empfiehlt den Menschen, den Gasthof, die Speise und den Trank. Auch das Mittelmäßige wird hochgeschätzt, wenn es nur reinlich ist.

S.

2.

Herr Frischmuth besuchte seinen Freund, der an heftigem Kopf- und Zahnschmerze darnieder lag, und an verschiedenen Theilen des Leibes einen sehr ekelhaften Ausschlag hatte.

O, sagte der Kranke, als Frischmuth in sein Zimmer trat, erbarmen Sie sich meiner, und entdecken mir die Arzney, womit Sie sich stets so gesund erhalten!

Meine Arzney, antwortete dieser, quillt in dem Brunen, der vor meiner Thüre ist. Mit dem kalten Wasser desselben spüle ich meine Zähne aus, wasche meinen Kopf, Augen, Ohren, und alles was einer Reiniguug bedarf, und so wasche ich fast allen Schmerz weg, der andere plagt, die das Wasser scheuen. S.

Von den schädlichen Folgen der Unordnung und Unreinlichkeit.

I.

Hans war ein vortreflicher Junge; lernte fleissig, und war folgsam seinen Eltern und Lehrern.

Nur einen Fehler hatt' er an sich und der bestand darin, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung, sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deßwegen getadelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thränen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurückfiel.

Dafür mußt' er einst durch den Verlust eines großen Vergnügen büßen.

Sein Vater hatte nähmlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmal hieß es, der Wind sey günstig und das Schiff zum Absegeln sey bereit.

Wie frolockete da die ganze Gesellschaft! und wie eilte jeder, sich zu dieser längstgewünschten Reise anzuschicken!

Alle waren jezt bereit; aber wie erschrak der Vater, da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den lüderlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm stand!

Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuhe herunter, die Beinkleider hatten große Löcher, die

Weste war mit Dinte beschmuzt, und an dem Rocke fehlte die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mit zu nehmen, war unmöglich; denn jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unordentlichen Knaben gleichfalls sehr unordentlich seyn müsse, weil er diesen Fehler an seinem Sohne litte: und dieser böse Name würd' ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein ander Kleid: aber unglücklicher Weise war dieses bey dem Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und unverletzt waren, gingen mit dem Vater zu Schiffe; der arme Hans hingegen, der sich unter allen am meisten darauf gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an sich so ernstlich vorgenommen, sich der Ordnung und der Reinlichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch übertroffen habe.

Campe.

2.

Niklas hatte Eltern, die ihm sehr gute Lehren gaben, sie waren aber beyde in so viele Geschäfte verwickelt, daß sie nicht immer nachsehen konnten, wie sie von ihm befolgt würden. Nun war Niklas so einfältig, daß er glaubte, er müsse die Lehren seiner Eltern nicht um sein selbst Willen, sondern aus Gefälligkeit gegen sie, befolgen, und dachte daher, er habe genug gethan, wenn er

nur in ihrer Gegenwart folgsam wäre. Deswegen that er immer das Gegentheil von dem, was ihm die Eltern gesagt hatten, sobald er merkte, daß sie nicht Zeit hätten, ihn zu beobachten. Sie hatten ihm zum Exempel gesagt, er müsse sich und seine Kleidung reinlich halten. Er that aber keines von beydem.

In der Morgenstunde schlich er träumend umher, und scheuete die kleine Mühe sich zu waschen und seinen Mund zu reinigen. Ein weisses Hemde zog er nicht eher an, bis er von der Mutter dazu gezwungen wurde, und seine Kleidung vergaß er immer an dem Orte aufzuhängen, den ihm seine Mutter hierzu bestimmt hatte.

Dieß hatte für ihn sehr unangenehme Folgen. Sein Mund und seine Zähne bekammen einen sehr unangenehmen Geruch, der jedem ekelhaft war, dem er nahe kam. In seinen Haaren wuchs Ungeziefer, das ihm ein abscheuliches Ansehen gab. Der scharfe Schweis, den er äußerst selten von der Haut wusch, fras dieselbe an, und machte, daß er beständig mit Ausschlag behaftet war. Der ganze Mensch wurde am Ende stinkend, bekam eine ungesunde Farbe, so daß jedermann seinen Umgang flohe. S.

Von der Vortreflichkeit der Mäßigkeit.

1.

Ein König aus Persien schickte dem Mahomed einen gelehrten und erfahrnen Arzt zu, damit die Leute, wenn es nöthig wäre, seine Cur gebrauchen

können. Als der Arzt sich etliche Jahre in Arabien aufgehalten und ihn niemand gebraucht hatte, gieng er eines Tages zum Mahomed, seinem Herrn, und beschwerte sich, er sey noch von niemanden gefordert und gebraucht worden, daß er Proben von seiner Kunst hätte ablegen können, da er doch zu dem Ende dorthin gekommen wäre. Der Prophet antwortete ihm: „Die Leute in diesem Lande leben so, daß sie niemals essen, außer wenn sie hungert, und hören auf zu essen, wenn ihnen der Appetit noch nicht ganz vergangen ist." "Gut," sagte der Arzt, „dieß ist das einzige Mittel zur guten Gesundheit! aber dann bin ich auch hier nichts nütze," küssete die Erde, beurlaubete sich und zog davon.

Sulzer.

2.

Woher kommt es, fragte einst Stephan seinen Bruder Heinrich, daß du immer so munter und thätig bist, ich hergegen immer schläfrig und verdrossen? Ich weis keinen andern Grund anzugeben, antwortete er, als diesen, weil ich immer aufhöre zu essen und zu trinken, sobald mein Appetit gestillt ist. Wollte ich meinen Magen überladen, so würde alle meine Kraft auf die Verdauung gerichtet werden, so daß mir keine Kraft zu anderer Arbeit übrig bliebe, und die unaufhörliche Arbeit des Magens würde machen, daß ich immer müde wäre.

S.

Von der Schädlichkeit der Unmäßigkeit.

I.

Ein reicher Mann gab einst seinem Söhnchen an dessen Geburtstage die Erlaubniß, alle seine Gespielen zu einem kleinen Feste einzuladen.

Sie kammen und wurden in einen angenehmen Garten geführt.

Hier trug man alle mögliche Näschereyen auf; Kaffee, Thee, Milch, Bisquit, Konfekt, Kuchen, Erdbeere, Johannisbeere, Kirschen, und was nur die schöne Jahrszeit von Früchten hervorbringt.

Man ließ ihnen dabey alle nur ersinnliche Freyheit, aber die Folgen waren sehr verschieden.

Einige unter ihnen, die sich der Warnungen erinnerten, die ihnen ihre Eltern und Aufseher gegeben, waren bescheiden und aßen nicht mehr, als sie glaubten, daß es ihnen zuträglich wäre.

Andere hingegen, die sich der Abwesenheit ihrer Aufseher bedienen wollten, aßen von allem, was ihnen vorgelegt wurde, und machten allezeit ihre Teller leer.

Die ersten befanden sich sehr wohl dabey, und genossen des Vergnügens auf den andern Tag: denn man gab ihnen mit nach Hause, was sie vor sich hatten liegen lassen.

Die lezten waren kaum nach Hause, so empfanden sie Kopfschmerzen, Uebelkeiten, Leibesschmerzen

und andere Uebel, die die Ungenügsamkeit zu begleiten pflegen.

Einer unter ihnen gestund seinen Fehler, bat um Verzeihung, und zugleich, daß sie den Arzt möchten holen lassen, damit er ihm Arzney geben möchte.

Er nahm diese willig ein, so bitter sie auch schmeckte. Andere aber, die sich diesen Mitteln widersetzten, wurden so krank, daß sie etliche Wochen lang nicht ausgehen konnten, und beynahe gestorben wären.

Weisse.

2.

Ach Mama, ich bin so krank, mir ist so übel zu Muthe, klagte der kleine Konrad.

Kind, sprach die Mama, du wirst diesen Mittag, da ich nicht zu Hause war, zu viel gegessen haben. Nicht so? — Heute Abend mußt du also fasten und Morgen Arzney einnehmen.

Das stund dem guten Konrad, der Konfekt lieber als Arzney einnahm, gar nicht an. Er protestirte mit vieler Herzensangst dagegen. Allein da half alles Bitten und Flehen nichts. Weil Konrads Zunge gesündiget hatte, so mußte sie auch wieder leiden.

Der Nachmittag und Abend, und die Nacht gieng ihm unter vielen schrecklichen Vorstellungen vorbey. Endlich brach der Morgen an und die Mama erschien mit der Arzney.

Konrad, hier ist dein Pulver! — Hörst du nicht? Konrad! — Konrad!

Der lag tief unter der Bettdecke versteckt, der Angstschweis brach bey ihm hervor; er verwünschte in seinem Herzen alle Arzney.

Konrad! erschallte die ernsthafte Stimme der Mutter, hier hilft kein Protestiren. Das Pulver genommen oder — du weist, was ich sagen will.

Das war die höchste Stufe seines Lebens. Er verstand ihre Drohung. Er kroch unter der Bettdecke hervor, nahm die Arzney und verschluckte sie.

Nun sagte die Mama, das ist vorbey. Auf ein andermal iß nicht so viel. Du hast sonst immer dieselbe Strafe zu leiden. Krank werden, und Arzney nehmen müssen, ist die natürliche Folge der Unmäßigkeit.

Ach! sagte Konrad, mein Lebtage will ich nicht wieder zu viel essen. Das schmeckt gar zu übel! Man meynt, er habe eine lange Zeit Wort gehalten.

Goldner Spiegel.

3.

Herr Leonhard war ein sehr guter und vernünftiger Mann. Nur den Fehler hatte er an sich, daß er sich in dem Genusse des Weins nicht zu mäßigen wußte. Wenn er in Gesellschaft war, so trank er ein Glas nach dem andern, verlor nach und nach seinen Verstand, und begieng mancherley Thorheiten, die ihn den folgenden Tag reueten.

Einst trank er auch zu viel, verlor seinen Verstand und erzählte alle Heimlichkeiten, die er sonst vor der ganzen Welt zu verbergen suchte. Die ganze Gesellschft lachte darüber, und jemehr man lachte, desto mehr erzählte er.

Einer aus der Gesellschaft fing ein Kartenspiel an. Er spielte mit, und verlor binnen einigen Stunden 150 Thaler.

Darüber wurde er unwillig, beschuldigte den Spieler des Betrugs, dieser schimpfte ihn, er schlug ihn auf den Kopf, jener wehrte sich: und so entstund eine Schlägerey, in welcher er ganz blau geschlagen wurde, und an seinen Kopf verschiedene Beule bekam.

Den andern Tag befand er sich ausnehmend übel. Seine Wunden schmerzten ihn, sein Magen war verdorben. Er dachte an das viele Geld, das er verloren hatte, worüber ihm seine Frau die bitterste Vorwürfe machte. Er erinnerte sich an die Heimlichkeiten, die er ausgeplaudert hatte, und hätte vor Verdruß vergehen mögen.

Ueberdieß bekam er auch noch eine Citation auf das Rathhaus, um sich da wegen der unziemlichen Reden zu verantworten, die er gegen seinen Gegner ausgestoßen hatte.

Da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen, und klagte: „Ich Elender! in alle diesen Jammer stürzt mich die Unmäßigkeit. Den Weisen macht sie zum Narren, den Gesunden wirft sie auf das Krankenbett!“ S.

Die traurigen Folgen der Naschhaftigkeit.

1.

Der kleine Peter hatte oft seinen Eltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen.

Als ihn endlich seine Mutter darüber betraf, sagte sie es dem Vater; und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen.

Da Peter nun sehr weinte, und vorwenden wollte: er hätte ja nur eine Kleinigkeit weggenommen, so sagte der verständige Vater: eben darum strafe ich dich hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten lernest; Dinge vom größerem Werthe stehlen, und endlich am Galgen sterben müssest:

Denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, nimmt dereinst auch Geld, wenn er dazu kommen kann.

Ein andermal nimm nicht das geringste ohne die Erlaubniß dessen, dem es gehöret.

Goldner Spiegel.

2.

Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefütert. Es wurde dadurch so sehr an die Leckereyen gewöhnt: daß es auch nachher als Knabe sich immer darnach sehnte und gleich zugrif, wo es nur dergleichen stehen sah.

Vergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm rieth, sich bey Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte.

Er meinte, das hätte so lange Zeit, bis er es nicht mehr haben könnte, und versuchte nie, sich zu zwingen.

Endlich kam er weg aus seinem väterlichen Hause zu einem Herrn, bey dem er strenge gehalten wurde, und wo von Naschwerk gar nichts vorfiel. Was that er da? Er kauft täglich sich von seinem Taschengelde Rosinen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war.

Seine Begierde war unterdeß immer stärker geworden, und es war ihm jezt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen. Da er nun kein Taschengeld mehr hatte; so verkaufte er Anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war: so — mich schaudert, indem ichs erzähle! bestahl er seinen Herrn.

Aber wo geschiehet etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde. Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr.

Der menschlichen Strafe war er nun zwar vors erste entflohen; aber nicht der göttlichen. Das Schiff, worauf er sich befand, scheiterte, und der Missethäter wurde von den Wellen verschlungen.

Goldner Spiegel.

3.

Es war einmal ein Dieb, der sollte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter: er möchte ihm doch erlauben, erst noch mit seiner Mutter zu sprechen; und

der Scharfrichter sagte, das könnte er thun. Da ging er hin zu seiner Mutter, und that, als wenn er ihr was ins Ohr sagen wollte, und da biß er ihr auf einmal so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreien anfieng. Da sagten die Leute, die zugegen waren: das muß doch wohl ein rechter Bösewicht seyn, daß er so kurz vor seinem Tode noch seine Mutter ins Ohr beißen kann. Aber der Dieb antwortete: ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber! Wisset nur, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter strafte mich nicht darüber. Da ich in die Schule ging, stahl ich meinen Schulkameraden die Fiebeln, und wenn ich nach Hause kam, freuete sie sich darüber und verkaufte die Fiebeln. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen kriegte, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich anfangs bestraft; so würde es nicht so weit mit mir gekommen seyn. Deswegen biß ich ihr ins Ohr, um ihr auf eine empfindliche Weisse zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache meines Todes sey. Campe.

Wie gut es sey, in seinen Bemühungen anhaltend und beständig zu seyn.

1.

Einst lebten zwey Brüder, die einander sehr ungleich waren.

Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Herumschwärmen, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe.

Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und hatte fast immer abgeschmackte Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern; hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde; dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinem Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht errathen, wie es mit dem einen und mit dem andern geworden seyn müsse.

Als der jüngere der eilf Jahre alt war, konnt' er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Eltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nahmen; theils, ihm ein Vergnügen zu machen, theils, damit er von verständigen und guten Leuten Allerley lernen möchte.

(Denn es giebt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von denen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat.)

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, gieng es ganz anders.

Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon nur wenig oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er selbst vernünftig und angenehm sprechen.

Seine Eltern hätten auch ihn gern in Gesellschaft erwachsene Leute gebracht; allein er wäre da nichts nütze gewesen, und man würde gesagt haben:

„Was soll dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Jeder Mensch muß sich zu seines Gleichen halten; und er gehört noch unter die Kinder.“

Also mußt' er zu Hause bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er den guten Vorsatz, von nun an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an die Unachtsamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Herumschwärmen gewöhnt war, so wurde ihm sein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich schwer.

Er that sich vielen Zwang an, und doch wollt' es ihm nirgend so gelingen, wie er wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr nahe gieng, gab sich alle Mühe, ihm behülflich zu seyn; er wies ihm, wie man es anfangen müsse; er erklärte ihm dieses und jenes, und machte ihm es leicht, wo er wußte und konnte.

Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung.

Nachdem der ältere Bruder sich einige Zeit munter und unverdrossen bestrebt hatte, vollkomner zu werden, so kam es endlich dahin, daß er darinnen sein größtes Vergnügen fand.

Nichts konnte ihm mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber seine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten; und etwas

Neues zu erlernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabey hätte unaufmerksam seyn können.

Kurz, er selbst konnte nunmehr nichts begreifen, wie es ihm vorhin möglich gewesen wäre, ein Vergnügen an Nichtsthun und an abgeschmacktem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwohl hatte es ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngern Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte: denn der war allzuweit vor ihm voraus.

Es ist hiermit eben wie mit dem Feldbaue; wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit erndten, und reichlich erndten.

Säet man aber zu spät, so hat man Miswachs zu erwarten, oder weniger und nicht so schöne Früchte, als man sonst bekommen haben würde.

Tessin.

2.

Demosthenes, ein junger Athenienser, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden, aber er schien von Natur dazu verdorben zu seyn.

Denn erstlich stotterte er über die Maßen, und den Buchstaben R konnt' er gar nicht aussprechen.

Zweytens hatt' er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lungen.

Andere fügen noch hinzu, daß er auch drittens die üble Gewohnheit gehabt habe, beym dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an einem, der sich öffentlich auf dem Markte hinstellen und vor allem Volke reden sollte!

Auch machte Demosthenes, da er das erstemal auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde.

Ein Anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen: aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Trotz, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's!

Aber hört, wie er es anfieng, sich dazu zu bilden. Zuweilen gieng er an das Gestade des Meers, wo sich die Meerswellen mit einem lermenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien.

Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermals im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabey, jede Silbe vernehmlich auszusprechen.

Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben, und damit es ihm nicht etwa einfallen möchte, eher wieder auszugehen, bis er sich genug würde geübt haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeitlang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden.

In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich Stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beym Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen.

Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hängenden

Degens gestellt haben, damit er, so oft er seiner Gewohnheit nach die Achsel zuckte, sich verwunden möchte.

Durch unterbrochne Uebungen dieser Art brachte er es endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jezt, nach so viel hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit, bewundert werden. Campe.

3.

Leopold hatte seit etlichen Tagen seinen kleinen Freund Christian nicht gesehn, und kam itzo, um ihn zu besuchen. Er glaubte durch seinen Besuch große Freude bey Christian anzurichten. Er irrte sich aber. Als er zu ihm in die Stube trat, saß dieser ganz betrübt am Tische, und hatte den Kopf in die Hand gelegt. Ganz unmuthig fragte er, was bringst du mir denn?

Ich will dich besuchen, antwortete Leopold. Ich glaube aber, du siehst mich nicht gerne. Du bist ja so verdrüßlich. Bist du etwa krank? oder sind deine Eltern nicht mit dir zufrieden? oder hat dich jemand beleidigt?

Ach! nichts von allen diesem, sagte Christian. Ich habe nur gar zu viel zu thun. Da hat mir mein Vater ein Buch gegeben, daraus soll ich ihm etwas abschreiben. Sieh nur einmal das große Stück. Hier die ganze Seite, und auch diese halb. Wenn will ich denn damit fertig werden? da kann ich ja nicht einen Augenblick spielen.

Wenn du weiter keinen Kummer hast, sagte Leopold, so will ich dir bald helfen. Such nur

gleich Dinte, Feder und Papier herbey. Setze dich hin und schreibe, und gehe nicht eher von der Stelle, bis du mit deiner Arbeit fertig bist. Da wirst du sie bald endigen, und das Herz wird dir hernach recht leicht werden. Dieß habe ich von meinen Herrn Informator gelernt. Dieser sagte mir immer, so lange man ein schweres Geschäft vor sich habe, würde man niemals recht vergnügt. Deswegen müsse man es frisch angreifen, so käme es bald zu Ende, und wenn es zu Ende wäre, so hätte man allemal darüber eine große Freude.

Das ist ja aber gar zu viel, fuhr Christian fort. Das kann ich ja unmöglich alles schreiben, sieh nur: eine Seite und noch eine halbe Seite.

Er wurde darüber so wehmüthig, daß er wirklich den Mund verzog, und anfieng zu weinen.

Je mehr du zu schreiben hast, Närrchen! antwortete ihm Leopold, desto eher mußt du damit anfangen, und desto länger mußt du daran bleiben. Wenn du den ganzen Tag den Kopf in die Hand legest, und das ganze Schnupftuch voll weinest, so würdest du damit doch keine Zeile fertig bringen. Frisch! setze dich hin und schreibe, ich will mich so lange in diese Ecke setzen, und etwas in deinen Büchern lesen, bis du fertig bist.

Wirklich setzte sich Leopold in eine Ecke, sprach kein Wort mehr, sondern las in einem Buche. Christian that aber einen Seufzer, nahm die Feder und schrieb, und sprach kein Wort mehr. Und je länger er schrieb, destomehr nahmen die Zeilen ab, die er abschreiben sollte. Er merkte es, und wurde dadurch geneigt, immer eifriger im Schreiben fort-

zufahren. Kaum war eine halbe Stunde vorbey, so rief er: Puncktum! ich bin fertig! sprang vom Stuhle auf, umarmte seinen Freund Leopold, dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben habe, und spielte nun noch ein paar Stunden recht vergnügt mit ihm im Damabrette. S.

Die unangenehmen Folgen der Unbeständigkeit.

I.

Melchior besuchte einmal seinen Freund Ferdinand. Dieser zeigte ihm eine Menge Zeichnungen von Häusern, die er seit einiger Zeit verfertiget hatte. Diese gefielen Melchiorn so wohl, daß sogleich bey ihm die Begierde entstund, das Zeichnen auch zu erlernen.

Mit dieser Begierde kam er nach Hause, fiel seinem Vater um den Hals, und bat, ihm einen Zeichenmeister zu halten. Der Vater, der seinem Sohne gern so viel Freude machte, als nur möglich, versprach ihm wöchentlich zwey Stunden Unterricht geben zu lassen. Damit war aber Melchior nicht zu frieden, sondern verlangte täglich so viele Stunden.

Der Vater gestund ihm auf sein anhaltendes Bitten täglich eine Stunde zu.

Das war eine herzliche Freude. Melchior war nicht nur in der Stunde sehr aufmerksam, sondern auch außer derselben. Alle Papiere, die er fand, bemalte er mit Blumen, Früchten und andern Figuren.

Nach einiger Zeit verglich er seine Zeichnungen mit denen, die Ferdinand verfertigt hatte, und fand, daß diese weit besser waren. Das verdroß ihn. Er machte noch einige Versuche, ihm beyzukommen, da sie ihm aber nicht gelangen, so ward ihm das Zeichnen eine sehr unangenehme Beschäftigung. Er sah den Zeichenmeister mit Widerwillen kommen, machte die aufgegebenen Arbeiten nachläßig, und wenn der Unterricht vorbey war, so ließ er sie ganz aus den Gedanken.

Unterdessen sah er, daß sein kleiner Nachbar sich ein Taubenhaus angelegt hatte. Er besuchte ihn oft, und sah mit Vergnügen zu, wie sich die Tauben schnäbelten, und ihre Jungen fütterten. Auch so ein Taubenhaus zu haben schien für ihm das größte Glück.

Er stellte es seinen Vater vor, und erhielt es wirklich von ihm, daß ihm auch ein Taubenhaus gebauet wurde. Er leerte seine Sparbüchse aus, kaufte sich dafür einige Paar schön gezeichnete Trommeltauben.

Diese zogen seine Aufmerksamkeit so sehr auf sich, daß ihm alle Lust zu Zeichnen vergieng, und daß der Zeichenmeister darüber so verdrüßlich wurde, daß er ihm den Unterricht aufsagte.

Nun brachte er den ganzen Tag bey den Tauben zu, fütterte sie, stand Stundenlang bey den Nestern, und sah zu, wie sie brütten, sich zankten und schnabelten. Flog eine weg, so lief er etliche Stunden in der Stadt herum, um sie aufzusuchen.

Dieses Vergnügen wurde vielleicht noch länger gedauert haben, wenn er des kleinen Carls Gar=

ten nicht gesehen hätte, den dieser sehr artig angelegt, und mit Blumen und wohlriechenden Kräutern bepflanzt hatte. Sobald ihm dieser zu Gesicht gekommen war, verlohr sich alle Liebe zu seinen Tauben, und er wünschte nichts mehr, als der Besitzer eines kleinen Blumengartens zu seyn. Sein Vater besaß einen großen Garten, und ließ sich leicht bewegen, ihm einen Theil desselben zur Benutzung abzutretten. Nun war er mit seiner ganzen Seele dabey, arbeitete ihn um, lief bey allen Gärtnern umher, und brachte theils durch Bitten, theils für das Geld so viele Gewächse zusammen, daß sein ganzer Garten damit bepflanzt wurde. Er war nun voll. Er setzte sich dabey, betrachtete ihn, hatte seine Freude daran, die aber von Tage zu Tage schwächer wurde.

Einst sah er in dem Garten, der neben dem seinigen war, einen kleinen muntern Knaben wandeln. Er gefiel ihm so wohl, daß er sogleich seine Gesellschaft wünschte, und ihm winkte, in seinen Garten zu kommen. Der Knabe kam, aber seine Gesellschaft war ihm unnütze, denn er war ein junger Franzose, der kein Wort deutsch sprechen konnte.

Dieß erregte in ihm den Wunsch, auch das Französische zu erlernen. Er ersuchte seinen Vater darum, und dieser gestund es schon mit Vergnügen zu, weil er es als ein Mittel ansah, ihn von seinen Zerstreuungen zurück zu bringen. Er hielt ihm deswegen einen Sprachmeister, dem er so gern zuhörte, daß er schon in der ersten Stunde von ihm lernte, wie man auf französisch guten Morgen, gu=

ten Abend, und gute Nacht wünschen, und sich nach des andern Wohlbefinden erkundigen könne.

Er lernte gut lesen, und war in wenigen Wochen so weit, daß er schon ziemlich viele Wörter verstund. Nun kamen aber auch verschiedene Pünktchen, die etwas schwer waren, z. E. die Wörterchen y und en, und verschiedne Redensarten, die von dem Deutschen stark abgiengen. Die wollten ihm nun gar nicht behagen. Er bekam gegen das Französische einen Widerwillen, zumal da sein kleiner französischer Nachbar mehrentheils nicht verstund, was er mit ihm redete, und dieser auch so geschwind plauderte, daß er von zwanzig Worten kaum eins verstehen konnte.

Er hätte es gern wieder aufgegeben, wenn er nur des Vaters Vorwürfe nicht gefürchtet, und sogleich etwas anders gehabt hätte, mit dem er sich die Zeit hätte vertreiben können.

Dieß fand sich bald. Sein Vater nahm ihn mit in das Concert, wo ein kleiner Violinspieler von zwölf Jahren sich den Beyfall der ganzen Versammlung erwarb, die sie ihm durch ein anhaltendes Händeklatschen zu erkennen gab.

Solch Lob, dachte er, könntest du dir ja auch wohl erwerben. Und so leicht — das Herumfahren mit dem Bogen und das Trillern mit den Fingern kann doch gar kein Hexenwerk seyn.

Er theilte seinem Vater seine Gedanken mit, der sie billigte, und versprach ihm Unterricht im Violinspielen ertheilen zu lassen.

Er fragte zugleich auch, ob ihm der Vater nicht erlauben wolle, daß er sich im Concert dürfe

hören lassen? Auch dieß erlaubte ihm der Vater, unter der Bedingung, wenn er recht gut spielen könnte.

Die folgende Woche wurde der Unterricht schon angefangen.

Melchior brachte eine Menuet mit in die Lehrstunde, die er in derselben lernen wollte. Es kam aber daran noch nicht, indem die ganze Stunde damit hingebracht wurde: daß ihm der Lehrmeister zeigte, wie er den Bogen halten müsse. Die übrige ganze Woche wurde darauf verwendet, ihn zu lehren, wie er durch Bewegung der Finger gewisse Töne hervorbringen könne, und er sah ein, daß dies alles beyweiten so leicht nicht sey, als er sich vorgestellet hatte.

Die folgende Woche erst erlernte er einige Noten spielen. Dieß gieng so langsam, und er grif dabey so vielmal falsch, daß er wohl einsah, er würde sich noch lange nicht im Concert hören lassen können.

Da bekam er auch dieß Geschäfte satt, und trieb es so nachläßig, daß er es bald gar liegen ließ.

Nun war sein Geburtstag. Sein Vater machte ihm einige Geschenke, erkundigte sich aber auch, was er in dem verfloßnen Jahre zu Stande gebracht, und was er gelernt hätte? Da fand sichs nun, daß er zwar vielerley angefangen, aber nichts zu Stande gebracht hatte. Er konnte weder Zeichnen noch Französisch reden, noch Violinspielen. Seine Tauben hatten sich theils verflogen, theils waren sie vor Hunger gestorben, und sein Garten war ganz mit Unkraut bedeckt.

Da redete ihn der Vater sehr wehmütig an, und sagte: Unglücklicher Sohn! Du hast ein ganzes Jahr von deinem Leben verlohren. Du hast Vielerley dir vorgenommen, aber nicht geendigt. Dies kommt daher, weil du durch die Schwierigkeiten, die mit deinen kleinen Geschäften verknüpft waren, dich sogleich abschrecken ließest. Sey versichert, daß bey allen Geschäften, die du anfangen wirst, Schwierigketen seyn werden. Wirst du ferner so unbeständig seyn, und deinen Vorsatz gleich fahren lassen, wenn du auf Schwierigkeiten stößest, so wirst du nichts in der Welt ausführen, und am Ende eben so traurig auf dein Leben zurück sehen, als du itzo an das verfloßne Jahr denkst.

Melchior wurde gerührt, und versprach, daß er von nun an in seinen Geschäften beständiger seyn wolle.

Er soll es auch gehalten haben. S.

2.

Ein Landedelmann kaufte sich ein großes Stück wüstes Feld, und nahm sich vor, dasselbe zu einem Lustgarten zu machen.

Er ließ mit vielen Unkosten Graben durch dasselbe ziehen, ließ die in demselben liegenden Steine zusammenlesen und wegschaffen, eine Mauer darum ziehen, die Hügel und Schutthaufen, die darinne waren, abtragen, und etliche hundert Karren Gassenkoth hinein führen, um den Boden zu verbessern.

Hätte er so noch drey Jahre fortgefahren, dieses Land zu verbessern, so würde er gewiß das Vergnügen gehabt haben, dasselbe in einen blühenden Garten verwandelt zu sehen.

Da er aber im vierten Jahre von aller seiner Mühe und Aufwande noch keine Früchte sah, so vergieng ihm die Lust weitern Aufwand zu machen. Er ließ die ganze Sache liegen. Nach wenigen Jahren wurd' es das wieder, was es zuvor gewesen war — ein wüstes Stück Feld, und all sein Geld und Mühe war umsonst angewendet. S.

Von der Vortrefflichkeit der Arbeitsamkeit.

I.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundin der Arbeitsamkeit.

Emilie war es nicht: auch ward es ihr schwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleißes und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist.

Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl; denn des Gehorsam war sie gewohnt: aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran gieng.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie sie mit hängendem Kopfe und verdrüßlichem Gesichte arbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch einmal bald selbst erfahren, welche Glückseligkeit die Arbeit, und welch ein unleidlicher Zustand die Unthätigkeit sey!

Ihr liebvoller Wunsch ward erfüllt.

Als die Emilie 11 Jahr alt war, reiste sie einmal mit über Land; die Mutter versah sich mit al-

lerley Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollte es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reise gieng ziemlich weit. Als sie unterwegs waren, fiel ein so heftiges Regenwetter ein, daß sie nicht weiter reisen konnten, und, da sie einen offnen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und besser Wetter abwarten mußten.

Weil im Gasthofe kein Platz für sie war, so ließen sie blos den Wagen dort, und kehrten bey einer gutherzigen Alten ein, die ihnen ein Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber das einzige, was sie hatte.

Sie selbst blieb bey ihren Gästen. Ein Spinnrad war ihre ganze Beschäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bey sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte nun kein Geschäft, und weil die Alte von nichts weiter zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten: so fand sie auch an diesem Gespräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihrs euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewöhnt seyd, welche traurige Langeweile sie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen über das widerwärtige Wetter verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein.

Mit welcher Freud' erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! Mit wel-

cher Ungeduld hoffte sie, daß der Wagen zur Reise gespannt würde!

Jezt war er fertig, und froh und unter vielen Danksagungen schieden Mutter und Tochter von der treuherzigen Alten.

Die Fahrt gieng ein wenig uneben: denn durch das heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegsam geworden.

Als sie beynah eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen sie beyde unbeschädigt davon.

Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glücke ein Dorf in der Nähe sey.

Sie nahm Emilien mit sich, und gieng dahin, ihrem Kutscher Hülfe zu schaffen.

In diesem Dörfchen wohnte nun weder Schmid noch Rademacher. Es dauerte also ein Paar Tage, eh der Wagen wieder in Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! Und wer konnt ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben: denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an, den Werth des Fleisses zu fühlen; ganz beschämt sagte sie zur Mutter: Ach, ich habs verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß, hier hing sie sich an der Mutter Arm, und drückte ihre Hand fest an sich, gewiß sollen deine Ermahnungen nicht wieder

vergebens seyn! Ich kenne nun das Unleidliche des Müssiggangs. — Ich entsag ihm von heut an, und (indem sie der Mutter Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man sagt, sie hätt' es nie wieder gethan.

Karoline Rudolphi.

2.

Ein Arbeiter mußte bey dem Bau eines Hauses Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein außerordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeschaft werden mußte.

Allein wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen, und trug erst die kleinen weg.

Nun beunruhigte ihn aber, bey der ganzen Arbeit, beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen, schweren Stein auch wegschaffen müßte.

Er wollte dieß endlich auch thun; aber da ihn die kleinern Lasten, die er mit unmuth trug, schon ermattet hatten: so fehlte es ihm jetzt an Kräften, die größeren fortzubringen.

Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit sein Tagelohn verdungen war, so wurde ihm von diesem ein Theil entzogen; und das mit Recht, weil nicht alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein andrer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen.

Dieser suchte zuerst den allergrößten aus, und weil er einmal wußte, daß es nicht anders seyn könnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm

gleich sauer wurde; denn er freute sich nun schon auf die Erleuchterung seiner Arbeit, wenn er an die kleinern Steine kommen würde.

Nun gieng ihm auch alles gut von statten, und er war frölich bey seiner Arbeit, weil er das Schwerste überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt versparte? Oder dem, der mit dem Schwersten anfing.

Moriz.

3.

Ein Mann ohne Vermögen hatte zween Söhne: da er starb, gieng der Aelteste an den Hof, und erhielt von dem Fürsten eine Bedienung, weil er zu gefallen wußte. Der Jüngste bauete ein Stück Land, das ihnen ihr Vater hinterlassen hatte, und lebte von der Arbeit seiner Hände. Einstens sagte der Aelteste zu dem Jüngsten: warum lernst du nicht den Hofmann zu machen, dann würdest du nicht so arbeiten müssen, um dein Leben zu erhalten. Der Jüngste antwortete ihm: warum lernst du nicht arbeiten, wie ich, dann würdest du nicht ein Sklave seyn müssen.

4.

Dionysius speiste einst in Lacedämon, wo man ihm eine schwarze Brühe vorsetzte, welches das gewöhnlichste Gerichte dieses Volks war. Der Prinz gab zu verstehen, daß er keinen Geschmack an diesem Gerichte finde. Ich will es glauben, sagte ein Lacedämonier, denn es fehlt das Gewürze: welches denn? fragte Dionysius. Die Arbeit, antwortete jener; der Hunger und der Durst.

Traurige Folgen der Faulheit.

I.

Kilian dachte, weil sein Vater viele Aecker und Vieh hätte, so brauche er nicht zu arbeiten. Wenn der Vater mit Tages Anbruch auf das Feld gieng, und sich mit Bearbeitung seines Landes beschäftigte, so wälzte sich der träge Kilian in seinem Bette herum, stund auf, wenn sein Vater von der Arbeit schon ziemlich ermüdet war, und fragte, was seine Mutter gekocht hätte.

Ehe er sein Frühstück verzehrt hatte, wurde gemeinlich schon das Mittagsessen aufgetragen, und er verzehrte davon so viel, als er in den vollen Magen bringen konnte. Dann gieng er wohl mit an die Arbeit, wenn er aber eine halbe Stunde sehr langsam gearbeitet hatte, glaubte er schon müde zu seyn, und legte sich unter einen Baum, um zu ruhen.

Ob nun gleich seine Eltern ihr ganzes Vermögen durch ihren Fleiß erworben hatten, also wohl wußten, wie wohl man sich bey der Arbeitsamkeit befinde, so verstatte ihnen doch die blinde Liebe zu diesem ihrem einzigen Kinde nicht, ihn zur Arbeit zu treiben. Sie waren so thöricht, zu glauben, daß er mit der Zeit sich bessern, und von den Vermögen, daß sie ihm hinterließen, einst hinlänglichen Unterhalt haben würde.

Aber was geschah? Vater und Mutter starben in einem Jahre, und Kilian übernahm die Güter, die sie ihm hinterließen.

Nun dachte er, könnte er recht bequem leben, weil nun alle Einkünfte von denselben ihm allein zufielen. Er betrog sich aber sehr. Weil er jeden Tritt scheute, denn er thun mußte, so überließ er die Sorge für sein Vieh, Gärten und Aecker, lediglich dem Gesinde, und weil dieses sah, wie faul der Herr war, so glaubte es nicht verbunden zu seyn, sich in Betreibung seiner Geschäfte große Mühe zu geben. Es überließ sich also ebenfalls dem Müssiggange. Das arme Vieh mußte die größte Noth leiden; es bekam nie sein Futter zu rechter Zeit; bald bekam es zu wenig, bald gar nichts. Da gaben die Kühe nicht mehr so viele Milch, die Schafe nicht mehr so viele Wolle, die Pferde arbeiteten nicht so viel als sonst. Selbst von den Hühnern und Tauben bekam er nicht so viel als seine Eltern bekommen hatten. Weil das Gesinde gar keine Aufsicht hatte, so wurde es auch diebisch, und entwendete einen großen Theil von dem, was es ihm hätte bringen sollen. Ja weil das Vieh so gar unordentlich gewartet wurde, so wurde es krank und starb dahin. Es vergieng keine Woche, da ihm nicht ein Schaf fiel, bisweilen fielen ihm auch Pferde und Kühe.

Gärten und Aecker verwilderten. Da wo sonst die schönsten Bonen, Erbsen und Kohlköpfe wuchsen, stunden itzo Nesseln und Disteln. Die Bäume stunden kahl da, weil die Raupen, die der faule Kilian nicht hatte ablesen lassen, das Laub abgefressen hatten. Von den Aeckern erntete er mehr Unkraut als Getraide.

Gegen das Ende des Jahrs forderte das Gesinde seinen Lohn, der Sattler, Schmid, Rade-

macher, und alle, die für ihn gearbeitet hatten, wollten bezahlt seyn. Und er hatte doch so viel Geld von seinen Gütern nicht bekommen, als zu ihrer Bezahlung nöthig war. Er mußte also borgen.

Das folgende Jahr nahm er noch weniger ein, und mußte noch dazu Interesse von dem erborgten Geld geben. Da mußte er noch mehr borgen.

So bekam er von Jahre zu Jahre weniger Einnahme, aber mehr Schulden und Ausgabe. Am Ende war er nicht mehr im Stande, seinen Gläubigern die Interesse zu entrichten. Er wollte noch mehr borgen, um sie abzutragen; aber niemand wollte sein Geld in die Hände eines so unordentlichen Menschen geben.

Da nahmen endlich seine Gläubiger sein Vieh, Haus, seine Gärten und Aecker weg, und er mußte, als ein Bettler, sein elendes Leben beschließen.

Solch Elend zieht die Faulheit nach sich.

S.

2.

Claus bezeigte von Jugend auf Abneigung gegen die Arbeit. Er wußte immer durch allerhand Entschuldigungen sich den Geschäften zu entziehen, die seine Lehrer ihm aufgetragen hatten.

Dabey befand er sich nun gar nicht wohl. Seine Mitschüler kamen ihm nach und nach in Geschicklichkeit und Kenntnissen alle zuvor, und er verlohr die Liebe und Achtung seiner Lehrer immer mehr.

Weil er vor langer Weile immer nicht wußte, was er vornehmen sollte, so verfiel er auf allerhand Muthwillen, tückte seine Mitschüler und beschädigte ihre Sachen. Dafür mußte er immer

Strafe leiden, und wenn andere sich freueten, so saß er immer in einem Winkel und weinte.

Da er größer war, war sein Abscheu gegen die Arbeit noch größer. Denn weil er sich nicht zu derselben gewöhnt, auch nicht gelernt hatte, wie man ein Geschäft, angreifen müsse, so wurde ihm alles, was er vornahm, außerordentlich schwer.

Da er aber doch nicht immer müßig seyn konnte, so suchte er sich allerley Zeitvertreib zu machen, der für ihn immer verdrüßliche Folgen hatte. Er besuchte Gesellschaften, wo stark getrunken wurde, oder gieng in Häuser, wo man stark spielte, und wo er oft ganze Nächte zubrachte. Dadurch wurde nicht nur sein Vermögen nach und nach erschöpft, sondern auch seine Gesundheit geschwächt. Und er starb an einer Auszehrung, in dreyßigsten Jahre, in sehr dürftigen Umständen. Wie glücklich dieser Mensch hätte werden, wie viel Gutes er hätte stiften können, wenn er der Faulheit nicht ergeben gewesen wäre! S.

Wie wohl man sich befinde, wenn man bescheiden ist.

Lottchen hatte vor allen ihren Freundinnen gar große Vorzüge. Sie war sehr schön, hatte einen vortreflichen Wuchs, eine reizende Gesichtsbildung und eine gesunde muntere Farbe. Weil ihre Eltern reich waren, so kauften sie ihr auch immer sehr schöne Kleider.

Das sind aber alles Kleinigkeiten gegen ihre übrigen Eigenschaften. Sie hatte einen vortreflichen Verstand und ein vorzüglich gutes Gedächtnis. Wenn man sie etwas lehren wollte, so begrif sie es sehr bald, und wenn sie etwas gelesen hatte, so behielt sie es so gut, daß sie es beynahe von Wort zu Wort wieder hersagen konnte. Alle weibliche Arbeiten brauchte sie nur ein bis zweymal zu sehen, so hatte sie dieselben gefaßt, und konnte sie nachmachen.

Auf diese Art wurde sie bald die klügste und geschickteste unter allen ihren Gespielinnen. Sie wußte die Städte der entferntesten Länder so gut herzunennen, wie die Dörfer, die um ihre Vaterstadt lagen, und kannte die Menschen, Thiere und Gewächse von Asien, Afrika und Amerika beynahe so gut, als diejenigen, die in ihrem Geburtsort waren. Sie spielte das Clavier sehr gut und sang dazu ganz vortreflich. Daß sie auch nähen und stricken konnte, und wußte, wie man eine gute Mahlzeit zubereiten müsse, versteht sich von selbst.

Bey alle dem würde sie sehr unglücklich gewesen seyn, wenn sie ihre Vorzüge bey jeder Gelegenheit hätte sehen lassen, und davon gesprochen hätte. Man würde sie beneidet und verspottet haben; wenigstens hätten sich gewiß ihre Gespielinnen geschämt, daß sie nicht eben so schön, klug und geschickt wären, sie hätten sich von ihr entfernt und ungern mit ihr gespielt.

Das that sie aber nicht — sie war bescheiden. Wenn sie Besuch von Mädchen bekam, deren Eltern nicht so reich, wie die ihrigen waren, so

hütete sie sich sehr, daß sie nicht ihre besten Kleider anzog. Sie wählte immer einen Anzug, der nicht theurer als die Kleider ihrer Freundinnen war. Sobald sie ankamen, lief sie ihnen mit offnen Armen entgegen, umarmte und küßte sie, und ließ sie selbst die Spiele vorschlagen, mit denen sie ihre Zeit vertreiben wollten.

Sie ließ es sich gar nicht merken, daß sie mehr als andere wisse, sondern gab ihnen vielmehr immer Gelegenheit, ihre eignen Geschicklichkeiten zu zeigen.

Wenn denn eine von ihren Freundinnen einen Strumpf sehen ließ, den sie verfertigt, oder ein Kleidungsstück, daß sie genähet hatte; wenn sie ein Stückchen spielte oder ein Liedchen sang, so war Lottchen sehr aufmerksam, nahm sich sehr in Acht, daß sie das Fehlerhafte nicht spottete, und bewunderte und lobte alles, was zu loben war.

Das gefiel nun allen Kindern gar zu wohl. Sie befanden sich wohl bey ihr, hatten sie lieb und wollten gern mit ihr umgehen und spielen.

Und doch wußten sie alle mehr als zu gut, wie viele Vorzüge Lottchen vor ihnen habe, und lobten sie bey jeder Gelegenheit. S.

Von der Schädlichkeit des Hochmuths.

1.

Theobald, der Sohn eines ehrlichen Bauers, wurde, bey einer Rekrutenlieferung, mit unter die Soldaten genommen. Da ihn sein Schulmeister

gut unterrichtet hatte, so hatte er lesen, Schreiben und Rechnen gelernt, und machte sich dadurch bey seinen Officiren so beliebt, daß er schon im andern Jahre seines Dienstes Corporal wurde.

Es wurde Krieg, und er zog mit zu Felde. Hier hielt er sich bey jeder Gelegenheit sehr gut; er richtete alles pünktlich aus, was ihm aufgetragen wurde. Und wenn es an ein Fechten gieng, so wich er niemals, sondern hielt aus bis auf den letzten Mann.

Deswegen schätzte ihn auch der General sehr hoch und erhob ihn immer höher, bis er am Ende gar Oberster wurde. Man las seinen Namen oft in den Zeitungen, und so oft ihn der Pfarrer seines Geburtsort las, lief er zu seinen Brüdern und erzählte es ihnen. Und diese freueten sich darüber, daß sie einen so vornehmen Bruder hätten, redeten von ihm in allen Gesellschaften, und freueten sich auf nichts mehr, als auf den seligen Augenblick, da sie ihn wieder sehen würden und in ihre Arme schließen könnten.

Aber bey allen seinen guten Eigenschaften hatte der Oberste Theobald doch einen sehr häßlichen Fehler an sich; er war hochmüthig. Er glaubte, es sey niemand in der Welt so klug und tapfer, als er, redete von nichts als von seinen Thaten, legte sich gemeiniglich mehr Ruhm bey, als ihm zukam, und schien es gar nicht zu bemerken, wenn andere Officire sich auch gut gehalten hatten.

Einst kam der Oberste Theobald mit seinen Soldaten zwey Meilen von seinen Geburtsort in das Quartier. Kaum hatten seine zwey Brüder Nach-

richt davon erhalten, so liefen sie nach dem Ort hin. Sie trafen in eben an, als er seine Soldaten exerciren wollte.

Bist du es, Bruder? fieng der älteste von ihnen an; ach wie lange hab ich mich nach dir gesehnet! Gott sey gelobt, daß ich dich einmal wieder sehe! sprang auf ihn los, und wollte ihn umarmen.

Aber der Oberste, der sich dadurch für sehr beleidigt hielt, daß ihn ein Mensch, der zwar auch ehrlich und verständig war, aber keine Feder auf dem Hute hatte, seinen Bruder nannte, sprang zornig zurück, und sagte: Kerl, bist du rasend! mich deinen Bruder zu nennen? Und da ihm der jüngere Bruder antwortete: je, kennst du mich denn nicht mehr, Gottfried? weist du nicht mehr, wie wir mit einander die Pferde gehütet, und den Ball geschlagen haben? so wurde er wüthend, und drohete, daß er sie sogleich wolle arretiren lassen, wenn sie nicht augenblicklich fortgiengen.

Da giengen die guten Brüder fort, und weinten vor Traurigkeit, daß sie Bruder Gottfried nicht mehr für seine Brüder erkennen wollte.

Und alle Soldaten, die das sahen, murreten darüber, und sprachen einander ins Ohr: ist das nicht ein närischer Mensch, der sich seiner armen Brüder schämt? das sollte er ja für eine große Ehre halten, daß er sich aus so niedrigem Stande so hoch emporgeschwungen hätte.

Weil er nun alle andere, eben so wie seine Brüder, verachtete, so hatte ihn niemand mehr

lieb, und jedermann wünschte, daß er vom Regimente möchte entfernt werden.

Einmal hatte er den Auftrag bekommen, mit 200 Mann eine Menge Wagen, die mit Korn beladen waren, und der Armee zugeführt wurden, zu vertheidigen. Es fiel aber ein Trupp Croaten aus dem Walde heraus, vor dem sie vorbeyzogen, schossen viele von seinen Leuten todt, jagten die andern fort, und nahmen die Wagen weg.

Darüber wurde der General böse, und da alle seine Soldaten sagten, daß er Ursache daran sey, daß die Wagen verlohren gegangen wären, so bekam er seinen Abschied.

Vielleicht hätte er unter andern Truppen Dienste bekommen können; weil aber gerade damals der Friede war geschlossen worden, so wollte man nirgends neue Officire annehmen. Er hatte nun keine Einnahme mehr. Und wenn er nicht vor Hunger sterben oder betteln wollte, so mußte er auf sein Dorf zurück gehen, und den Acker wieder bauen, wie er in der Jugend gethan hatte.

Da spotteten ihn alle Bauern aus. Keiner suchte seine Freundschaft, und er suchte auch die ihrige nicht, weil er glaubte, es sey für einen so vornehmen Herrn, wie er sich zu seyn dünkte, höchst unschicklich, mit Bauern umzugehen. So lebte er ohne Freunde.

Bey seinem Regimente wurde aber, seit dieser Zeit, das Sprichwort gewöhnlich: Hochmuth geht vor dem Falle. S.

2.

Der junge Cleon war wirklich nicht ungeschickt.

Er besaß alle die Kenntnisse und Fertigkeiten, die man von einem Knaben von seinem Alter erwarten konnte. Er war ziemlich weit in der lateinischen und französischen Sprache gekommen, hatte viel Kenntnisse von den Merkwürdigkeiten, die die Natur hervorbringt, von der Beschaffenheit fremder Länder, von der alten Geschichte, und spielte das Clavir ziemlich fertig.

Dieß alles half ihm aber nichts, weil er dabey hochmüthig war, und durch seinen Hochmuth sich bey allen, die ihn kannten, verhaßt machte. Weil er wußte, daß er geschickt sey, so ließ er sich dadurch auf die alberne Einbildung verleiten, als wenn er alles wisse nnd allein klug sey.

Sah er ein lateinisches oder französisches Buch, so blätterte er darin, und sagte mit einer stolzen Mine: „Das habe ich lange gelesen." Wurde von gelehrten Männern gesprochen, so redete er als ein Mensch, der sie alle übersehen könnte, nannte den Einen einen Ignoranten, den Andern einen Windbeutel, den Dritten einen steifen Kopf. Selten sagte er etwas zu Jemandes Lobe. Und wenn er Noten für das Clavier erblickte, so versicherte er insgemein, daß diese nur für Kinder gesetzt wären, daß er schon seit einigen Jahren solche Kleinigkeiten nicht mehr spiele.

Durch diese Prahlereyen brachte er es nun bald so weit, daß alle seine Freunde darüber unwillig waren, daß er allein klug und geschickt sey. Unterdessen glaubten sie es doch von ihm.

Aber dieser Glaube dauerte nicht gar lange. Er war einst mit einen seiner Freunde in einer Ge-

sellschaft, wo sich auch ein geschickter Clavierspieler befand. Da dieser schon viel von seiner Geschicklichkeit hatte sagen hören, so war er sehr begierig, sie selbst zu sehen, und legte ihm deswegen eine Sonate von einem berühmten Meister vor, mit Bitte, seine Geschicklichkeit zu zeigen.

Da erschrack Cleon, und wurde blaß. Weil er sich aber so viemal gerühmt hatte, daß er auch die schwersten Stücke spielen könne, so konnte er es nicht ausschlagen.

Er fieng also an zu spielen, ungemein schlecht. Er mußte fast zu jeder Note den Clavis suchen, grif oft fehl, und beobachtete keinen Takt.

Da zischten seine Freunde einander in die Ohren, lächelten und spotteten über ihn. Am Ende mußte er gar aufhören, weil sie anfiengen laut zu lachen.

Sie würden es alle nicht besser gemacht haben. Dieß wurde ihnen aber gar nicht übel genommen, weil sie sich niemals für geschickte Klavierspieler ausgegeben hatten. S.

3.

Der Junker von Selwitz wollte mit den kleinen Meister, Brauer, Müller und Herrmann nicht spielen, weil sie nicht adelich waren, und er glaubte, er sey mehr als sie. Da er nun der einzige Junker in seinem Städchen war, so hatte er niemanden, der mit ihm spielte.

Wenn also andere Kinder sich gemeinschaftlich vergnügten, und vor Freuden hüpften und sprangen, so stak der Junker von Selwitz auf seiner Stube, jähnte, rieb sich die Augen, zählte die Fen-

sterscheiben, und hätte vor langer Weile vergehen mögen. S.

Wie gut es sey, sparsam zu seyn.

1.

Zwey von den Einwohnern eines in der Erndte durch den Blitz eingeäscherten Dorfs wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beysteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmannes. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und höreten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist genau, sprach einer zum andern, hier wird es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus gieng, erzählten sie ihr Unglück, und brachten ihr Begehren vor. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und noch versprach, eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, es ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks, zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Klei-

nigkeit dem Knecht gegebenen Verweißes, für sehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde! war seine Antwort, eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu können.“ **Rochow.**

2.

Zu London hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnt' er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur so im Hause herum laufen.

Da macht' er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlohrne Stecknadeln und hingeworfnen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Duzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte: so bracht' er beides seinem Herrn in die Schreibstube.

Das gefiel dem Herrn wohl: denn er sahe daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möcht' ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie hernach zu verkaufen. Es wurde verwilliget, und nun futterte er das junge Käzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaren nach einem fernen

Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordentlich eingepackt sey, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug.

Richard! sagt' er zu ihm, hast du nicht auch etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest? — Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts, als diese Katze, habe.

Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bey einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde.

Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fordern und mit sich speisen. Aber, ohnerachtet Essen genug da war: so konnte man doch fast keinen Bissen genießen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie schwarmweise auf dem Tische herumsprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreyen, ohngeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dieses höreten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten,

welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her.

Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erschröckliche Niederlage die Katze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht habe: so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig, und sparsam zu seyn: so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

Campe.

Was der Geizige für ein Thor sey.

I.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu seinem eigenen Besten gereichte. Unter andern war sein Ofen so schadhaft, daß er neu gesetzt werden mußte, und es ward ihm oft gesagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klaus

kehrte sich nicht daran, und heizte lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einst die bittre Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheizen mußte; und als eben keiner in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zusammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon stehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärm im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbey, und wollte sein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen: denn es brannte schon zum Dache haraus. Und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte, ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. Da löschte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermißte Klausen. Als nun der Schutt auseinander gebracht wurde, da fand sich sein Körper vor der verbrannten Lade bey dem Gelde liegend, wo er vermuthlich vom Dampf erstickt war. **Rochow.**

2.

Um mit seinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmal zu gewinnen, ließ sich ein gewisser Kaufmann zu gleicher Zeit in mannigfaltige große Handlungsgeschäfte ein. Dazu hätte er drey oder vier Kaufmannsbedienten halten müssen, aber sein Geiz trieb ihn an, alles allein verrichten zu wollen; und weil er gleichwohl nicht mehr, als für einem Menschen, arbeiten konnte: so mußte er manches unordentlich machen, oder vernachläßigen, wovon er Schaden litte. Seinem Gesinde gab er so wenig Lohn und so schlechte Kost, daß sie, um ihr Leben zu erhalten, ihn bestehlen mußten. Selbst seinem

Viehe entzog er die nöthige Nahrung. Daher starb ihm eine Kuh nach der andern ab. Dann wollte er sich die Haare aus dem Kopfe reissen, und prügelte, ohne Ursache, Knecht und Magd, wofür ihm von der Obrigkeit eine Geldstrafe aufgelegt wurde. Sein Haus war baufällig. Mit wenigern Kosten hätte er es wieder herstellen können: allein auch diese reueten ihn; und am Ende fiel es gar zusammen. Kam ein Armer, und wollte eine Gabe von ihm haben: so wieß er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräth von ihm leihen: so glaubte er immer, daß es abgenützt würde, und schlug es ihm ab, wenn es dem andern auch noch so nöthig war. Deswegen war ihm auch kein Mensch gut; kein Mensch wollte ihm wieder dienen, und wenn er irgend etwas von einem andern nöthig hatte, so mußte er es allemal dreyfach bezahlen. Zuletzt wollte er alles selbst machen, sogar seine Kleider, um kein Schneiderlohn bezahlen zu dürfen: darüber versäumte er noch mehr seine wichtigern Geschäfte, und litte immer größern Schaden. Er selbst hatte sich nie recht satt geessen; oft hatte er die ungesundesten Speisen genossen, weil sie ihm am wenigsten kosteten; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können: aber der Arzt und die Arzney waren ihm zu theuer. Da er, nach einer langen Krankheit, bey der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterließ er nichts, als einen schwächlichen Sohn, ein eingefallenes Haus, einige zerlumpte Klei-

der, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalses. Campe.

3.

Als Pyrrhus, König in Epirus, sich zu einem Krieg gegen die Römer rüstete, fiel zwischen ihm und seinem Minister Cineas folgendes Gespräch vor:

Cineas. Die Römer sind zwar sehr mächtig, und haben schon viele Völker überwunden und ihrer Herrschaft unterworfen; doch will ich hoffen, daß die Götter dir den Sieg verleihen werden. Wenn du sie nun wirst überwunden haben, was wirst du hernach vornehmen?

Pyrrhus. Alsdenn werde ich nach Sicilien hinüber schiffen, und mit den römischen Soldaten diese Insel erobern.

Cineas. Und wenn wir denn Sicilien haben werden, was wirst du hernach unternehmen?

Pyrrhus. Nach Afrika übersetzen, Carthago und die dortigen Länder erobern.

Cineas. Und wenn du nun alles wirst erobert haben, was zu erobern ist, was denn?

Pyrrhus. Alsdenn wollen wir uns zur Ruhe begeben, und uns gute Tage machen.

Cineas. Wenn dieses deine letzte Absicht ist, was hindert dich denn, itzo gleich dabey anzufangen, da du als ein reicher und mächtiger König es thun kannst? Warum willst du durch so viele Mühe und Gefahr, und durch so viel Gewaltthätigkeit suchen, was du schon hast?

Sulzer.

Des Verschwenders Elend.

I.

Als einsmals im März die Sonne warm schien, Veilchen blühten, und Lerchen sangen, da trat ein Schäfer vor seine Thür, und sprach zu sich selbst: „Bist du nicht ein Thor, daß du den Heuboden so schonest. Was soll dir das Heu? Es wächst alle Tage mehr Gras zu, und ist jetzt schon genug da, das die Schafe leben können.“ Sogleich gieng er in den Schafstall, und hieb die Stangen entzwey, worauf das Heu lag, so daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schafe nach Hause kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da suchten sie das Beste heraus, und das andere, welches sie, ordentlich und mäßig vorgelegt, wohl auch gefressen hätten, das traten sie unter die Füße. Aber etwa nach acht Tagen änderte sich die Witterung; es fror und schneyte gewaltig; die Schafe mußten viele Tage zu Hause bleiben; und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, seine ganze Schäferey zu verlieren.

Rochow.

2.

Doctor Dodd war der Sohn eines würdigen Geistlichen, und studirte zu Cambridde selbst die Gottesgelahrheit. Er machte sich bald sowohl durch Schriften, als auch durch seine Predigten bekant; wurde zu ansehnlichen geistlichen Aemtern befördert, und erwarb sich durch viele gemeinnützige Handlungen allgemeine Hochachtung. Glücklich, wenn

er seine Einkünfte und Ausgaben gehörig berechnet, und durch einfachere Lebensart einen Aufwand vermieden hätte, der ihn in Schulden stürzte! Aber er ließ sich von dem Strome der heutigen üppigen und verschwenderischen Lebensart dahinreissen, machte einen Aufwand, der seine Einkünfte überstieg: gerieth dadurch in Schulden, und wurde von den Gläubigern gedrängt. In dieser Verlegenheit wagte er endlich eine That, welche ihm Ehre und Leben gekostet hat. Er stellte nämlich, unter dem Namen des Lords Chesterfield, dessen Hofmeister er gewesen war, einen falschen Wechsel aus, vielleicht in der Hoffnung, ihn bald wieder einlösen zu können. Aber der Betrug wurde entdeckt; er selbst wurde in Verhaft genommen, und man machte ihm den Prozeß. Viele tausend Menschen, welche den Mann wegen seiner vorigen Verdienste liebten, baten um sein Leben; aber umsonst! Die Gesetze mußten befriedigt werden. Er wurde zum Strange verurtheilt; und dieses Urtheil wurde auch wirklich vollzogen. Er starb mit aufrichtiger Reue über sein Vergehen; beobachtete aber bey seiner Hinrichtung den anständigen Mittelpunkt zwischen Frechheit und verzweifelnder Kleinmuth mit männlicher Stärke. Als der Henker ihn um Verzeihung bat, daß er seine Schuldigkeit an ihm vollziehn müste, antwortete er ihm: Gott segne euch! und damit fuhr der Karren unter ihm weg.

Campe.

3.

Durch eine fehlerhafte Erziehung war Kunigunde so verderbt worden, daß sie nichts gut fin-

den konnte, was nicht viel Geld kostete. Sie hatte zwar einen großen Garten, in welchem eine Menge Küchengewächse im Ueberflusse wuchsen, diese achtete sie aber nicht, und glaubte, sie könne nicht leben, wenn sie nicht täglich Bratten und Gebackenes auf ihren Tisch hätte. In dem Strome, der an ihrer Stadt hinfloß, gab es viele Hechte und andere Fische, die man um einen sehr wohlfeilen Preis haben konnte, diese wollten ihr aber nicht schmecken; sie lobte sich dafür Lachs, Sardellen, Bricken Austern und Muscheln. Auch war sie immer misvergnügt über das Bier, das man in ihrem Orte bräuete, das zwar sehr gut war, davon aber das Maas nicht mehr, als 6 Pfennige kostete. Sie trank lieber ausländischen Wein, das Maas zu 36 bis 48 Kreuzer.

Auch war sie so einfältig, zu glauben, es sey eine große Ehre, wenn man große Gastereyen ausrichtete, glänzende Hausgeräthe und prächtige Kleider habe; und wendete deswegen an diese Sachen große Geldsummen.

Bey dieser Lebensart befand sie sich nun gar nicht wohl. Ihre Einnahme reichte nicht hin, diesen Aufwand zu bestreiten, sie mußte deswegen oft borgen. Wann denn nun die Zeit kam, daß sie bezahlen sollte, so kamen ihre Gläubiger fast täglich und mahnten sie. Sie mußte sich alsdann verstecken, und vorgeben lassen, sie wäre nicht zu Hause, und war auf diese Art in ihrem eignen Hause nicht sicher.

Wenn endlich die Gläubiger zu heftig wurden, und ihr droheten, daß sie sie verklagen wollten, so

mußte sie herum gehen, bey den Reichen, klagen und winseln, daß sie ihr doch einen Vorschuß thun möchten. Da wurde sie nun oft hart angelassen, und eine lüderliche, unordentliche Frau geheißen. Dieß hätte sie alles nicht nöhtig gehabt zu dulden, wenn sie im Stande gewesen wäre, ihren Aufwand einzuschränken.

Am Ende wollte ihr niemand mehr borgen. Da mußte sie ein Kleidungsstück, ein Hausgeräthe nach dem andern verkaufen. Dieß gieng ihr gewaltig nahe.

Da sie nichts mehr zu verkaufen hatte, so nahmen ihr die Schuldherrn sogar das Haus weg. Nun mußte sie in ein kleines Hüttchen ziehen, mit schlechter Kost vorlieb nehmen, und die alten Kleidungsstücke anziehen, die andere abgelegt hatten.

Darüber weinte sie nun Tag und Nacht, und pflegte zu sagen: „bin ich nicht eine unglückliche Thörin! wie bequem könnte ich itzo leben, wie gut speisen, und was für ein schönes Haus und für gute Kleidung könnte ich haben, wenn ich gelernt hätte, meinen Aufwand einschränken. Ach wenn ich nur einmal wieder zu Gelde kommen sollte, da wollte ich gewiß besser damit wirthschaften!“

Sie kam aber nie wieder zu Gelde, sondern mußte in Kummer, Verachtung und Dürftigkeit, ihr Leben beschließen. S.

Wie gut die Verschwiegenheit sey.

1.

Ein Kind (die Leute sagen, es wäre ein Mädchen gewesen) befand sich an einen Tage in einer Gesellschaft, wo man von allerhand Dingen sprach.

Die Leute, die sich mit einander unterredeten, gaben gar nicht auf das Kind Achtung, weil sie nicht einmal glaubten, daß es alles höre, indem es that, als gäbe sie nicht Achtung auf die Reden.

Nachdem es wieder nach Hause gekommen war, fragten es seine Schwestern: ob es sich die Zeit gut vertrieben hätte, und wer da gewesen wäre? Es waren viele vornehme Leute zugegen, sagte es, aber ich kann sie nicht alle nennen.

Ueber dieses wurde das Kind gefragt, ob es mit allen diesen Leuten gesprochen hätte? Das würde sich für mich nicht geschickt haben, versetzte es; man hat mich nicht angeredet, und hiernächst hatte die Gesellschaft so viel unter sich zu reden, daß man für diesesmal fast gar nicht an mich dachte.

So erzähle uns doch zum wenigsten, erwiederten die übrigen Kinder, was du gehöret hast! Alles was ich gehöret habe, antwortete es, geht weder mich noch euch etwas an, und daher wird es besser seyn, wenn ich schweige.

Du bist ziemlich verschwiegen, versetzten die Schwestern dagegen; und wir tadeln dich deswegen keinesweges.

Der Vater dieser Kinder, der sie so mit einander hatte reden hören, kam darüber in die Stube. Er bezeigte einen großen Gefallen über das Ver-

fahren des kleinen Mädchens, indem er sagte: „Die Verschwiegenheit wäre für einen jeden, und „besonders für Mädchen, eine unumgänglich noth„wendige Tugend.“ **Goldner Spiegel.**

2.

Die Römischen Rathsherren pflegten zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerley wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da etwas vorfiel, welches nicht alle Leute wissen sollten, so waren alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht frühe mit den Angelegenheiten des Vaterlands bekannt werden, dasselbe lieb gewinnen, und mit desto größerem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater dieser Rathsversammlung beyzuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter von ihm zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sey? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte euch gern alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Die Mutter wollte diese Entschuldigung nicht gelten lassen; sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wieder sagte. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: Man hätte sich heute darüber berathschlaget, ob es nicht gut sey, daß ein jeder Mann,

statt einer, zwey Frauen habe? Kaum hatte die thörigte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allem ihren Freundinen lief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsversammlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, sie wären alle verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte: er müßte seinen Fehler nur gestehen; er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weis gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewußt habe. Die Rathsheren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet war: aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschaften; so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrecht, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu genießen; und gaben ihm zum Andenken einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmahl seiner rühmlichen Verschwiegenheit seyn sollte.

Was für unangenehme Folgen man sich durch die Schwatzhaftigkeit zuziehe.

1.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte.

Erfuhr es also etwas, welches man geheim halten wollte, so brannt' es ihr auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle ihre Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte.

Das Schlimmste dabey war, daß es auch all das Böse, was es von andern hörte, dem Ersten dem Besten, wieder erzählte, ohne zu bedenken, daß es manchem dabey großes Unrecht thun, manchem bittern Kummer zuziehen könne.

Diese kleine Klätscherin wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klatscherreyen den Samen zum Misvergnügen, zum Zank und allerley Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfing, sie zu fliehen? sie zu verabscheuen? — Man that dieß durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundin, ja nicht einmal eine Gesellschafterin mehr.

Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, und wenn sie Gesellschaft zu sich

bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt.

Das machte sie endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie sahe ihn ein, und wollte sich bessern.

Aber wehe demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für den hält es schwer, sehr schwer, sich jemals ganz davon wieder los zu machen.

Jungfer Schnikschnak (so hieß dieß unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre daran zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundertmal fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundertmal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen.

Jetzt war sie erwachsen; aber da war keiner, der zur Gattin sie zu haben begehrte. Denn daß sie aufgehört habe, eine Klätscherin zu seyn, das wußte keiner, weil seit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte.

Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umgangs Verzicht zu thun.

So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden.

Campe.

2

Der Kaiser Augustus hatte in den letzten Jahren seiner Regierung den Verdruß, niemand von den Seinigen um sich zu sehen, dem er das Reich überlassen könnte. Einsmals beklagte er sich deshalb gegen den Fulvius, seinen Vertrauten, und

entdeckte ihm, daß er oft mit sich selbst berathschlage, ob er nicht seinen Enkel, den er verbannet hatte, zurück rufen, und ihn anstatt seines Stiefsohns, des Tiberius, zu seinen Nachfolger ernennen sollte. Fulvius vertraute dieses Geheimnis seiner Frau, und diese erzählte es der Livia, des Kaisers Gemahlin wieder, welche darüber den alten Augustus zur Rede stellte. Als den andern Tag Fulvius wieder zum Kaiser kam, und ihn mit dem gewöhnlichem Gruß: „Die Götter erhalten dich!" angeredet hatte, antwortete Augustus: „Und dich, Fulvius, machen sie klüger." Fulvius merkte sogleich, worauf dieses zielte, gieng nach Hause, ließ seine Frau rufen, und sagte ihr: „Der Kaiser weiß, daß ich seine Vertraulichkeit gemisbraucht und seine Heimlichkeiten ausgeschwatzt habe, und darum bin ich entschlossen, mir das Leben zu nehmen." „Du thust wohl daran, versetzte die Frau, und verdienst dieses, denn du hast lange genug mit mir gelebt, um zu wissen, daß ich gar nicht verschwiegen bin, und hättest dein Geheimniß für dich behalten sollen; aber da ich gleichwohl auch Schuld habe, so will ich mich zuerst strafen." Darauf nahm sie einem Degen, und erstach sich selbst, worauf ihr Mann sich gleichfalls entleibte.

Sulzer.

Wie gut es sey, wenn man immer die Wahrheit redet.

1.

Benjamin bekam von seinem Vater immer die Lehre, daß er stets die Wahrheit reden, und auch nicht einmal die Fehler, die er begangen hätte, leugnen sollte. Dieß befolgte Benjamin sehr genau. Wenn er ausgegangen war, und sein Vater erkundigte sich, wo er gewesen sey? so nannte er ihm alle die Orte, wo er gewesen war, alle Personen, mit denen er gesprochen, und alle Spiele, mit denen er sich die Zeit vertrieben hatte. Hatte er einen Fehler begangen, so gestund er es aufrichtig.

So hatte er einmal, aus Versehen, eine schöne Meißner Kaffeekanne vom Tische geworfen. Es war niemand zugegen, da es geschah, es wußte auch niemand, daß er im Zimmer gewesen war. Es wäre ihm also sehr leicht gewesen, dieß Versehen zu verbergen, und abzuläugnen. Da die Magd mehr, als er, in diesem Zimmer zu seyn pflegte, so würde wahrscheinlicher Weise der Verdacht eher auf sie, als auf ihn gefallen seyn.

Seine Wahrheitsliebe erlaubte ihm aber nicht, den begangnen Fehler zu leugnen. Er lief vielmehr sogleich zu seinem Vater, und sagte ihm mit vieler Wehmuth, was er gethan habe.

Den Vater kränkte dieß freylich sehr. Denn die Kanne war ein Geschenk von einem seiner besten Freunde. Weil er aber aus diesem freywilligen Ge-

ständnisse eine neue Probe von Benjamins Wahrheitsliebe bekam, so ließ er ihn gar nicht hart an. Er gab ihm zwar die Erinnerung, daß er ein andermal bedachtsamer seyn sollte; legte ihm auch eine kleine Geldbuße auf. Zugleich umarmte er ihn aber auch, und sagte, wenn er so fortfahren würde, die Wahrheit zu reden, so würde er ihm immer glauben.

Und das geschahe auch. Benjamin mochte sagen und erzählen, was er wollte, so setzte der Vater niemals in seine Rede ein Mistrauen.

Eben so wahr redete er auch, wenn er in der Schule von seinem Lehrer um etwas befragt wurde. Er versah es freylich bisweilen, daß er nicht so ordentlich und fleißig war, als er hätte seyn sollen, aber er gab sich doch niemals Mühe, seinen Fehler zu entschuldigen.

So hatte er einmal nicht geschrieben, was er hatte schreiben sollen; sein Lehrer fragte ihn, warum er dieß nicht gethan hätte? vergeben Sie mir ja, antwortete er, ich war gestern außerordentlich träge. Ein andersmal hatte er nicht gelernt, was ihm aufgegeben worden, und als sich der Lehrer bey ihm nach der Ursache dieser Saumseligkeit erkundigte, so gab er zur Antwort: er habe den Tag zuvor den Ball geschlagen, und dieß Spiel habe ihm so wohl gefallen, daß er das Lehrnen ganz vergessen hätte.

Durch diese Aufrichtigkeit bekam ihn der Lehrer lieber, als seine Mitschüler. Denn wenn diese etwas versehen hatten, so brachten sie allemal eine Menge Entschuldigungen vor, um ihre Versehen zu

beschönigen. Und der Lehrer fand doch insgemein, wenn er die Sache etwas genauer untersuchte, daß die Entschuldigungen erdichtet waren.

Einmal hätte der gute Benjamin in große Verlegenheit kommen können. Einer seiner Mitschüler, ein böser Mensch, hatte seinem Lehrer zwey Küpferchen entwendet, die dieser mit in die Schule gebracht hatte, um sie seinen Schülern zu zeigen. Der Lehrer hielt deswegen eine scharfe Untersuchung, und versprach dem eine Belohnung, der den Dieb entdecken würde. Da nun der kleine Dieb besorgte, die Sache möchte an den Tag kommen, und er deswegen scharf bestraft werden, so begieng er den Bubenstreich, daß er die Küpferchen heimlich in Benjamins Schreibebuch legte.

Benjamin gieng mit seinem Schreibebuche zum Lehrer, damit er es durchsehen sollte. Und — da er es ihm übergeben wollte, da fielen die Küpferchen heraus. Er erschrack, hob sie auf und gab sie dem Lehrer. Dieser erstaunte, und sagte! Benjamin! hast du mir meine Küpferchen entwandt? Gewiß nicht, antwortete dieser; ich weiß nicht, wer sie in mein Buch gelegt hat.

Wenn dieses nun ein anderer gesagt hätte, so würde ihm der Lehrer nicht geglaubt haben. Benjamin aber wurde geglaubt. Du kannst, sagte der Lehrer zu ihm, die Küpferchen nicht entwendet haben, denn sonst würdest du es mir sagen. Ein Bube hat sie hinein gelegt.

Und nun gieng er zu den übrigen Schülern, und sagte: wer ist der Bube, der diese Küpferchen in Benjamins Buch gelegt hat? Sie schwiegen zwar

alle, aber der Dieb verrieth sich durch seine Farbe, denn er wurde bluthroth, und mußte es gestehen, sobald der Lehrer ernstlich in ihn drang.

Dafür wurde er hart bestraft. Benjamin lief aber vergnügt zum Vater, umarmte und küßte ihn, und sagte! tausend, tausend Dank, lieber Vater! daß du mich gelehrt hast die Wahrheit reden. Ich hätte heute gewiß unschuldig Strafe leiden müssen, wenn mein Lehrer nicht gewußt hätte, daß ich immer die Wahrheit redete. S.

2.

Ein gewisser Prinz gieng einmal auf eine Galeere, um die Elenden zu sehen, die daselbst wegen ihrer bösen Thaten an Ketten gelegt waren. Es jammerte ihn, da er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren, und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens einem davon die Freyheit zu schenken.

Damit er aber doch auch erführe, wer unter diesem vielen Schurcken noch der ehrlichste sey, und die Freyheit am ersten verdiene, so fragte er einen nach dem andern, warum man ihn denn hieher gebracht hätte?

Da gieng es an ein Lammentiren und Wehklagen. Jeder sagte, er sey ein ehrlicher, unschuldiger Mensch, sey aber durch böse Leute bey der Obrigkeit verleumdet worden, die ihn auf eine höchst ungerechte Art hieher hätte bringen lassen. Und jeder bat, der Prinz möchte sich doch über ihn erbarmen, und ihm die Freyheit schenken.

Endlich kam der Prinz auch zu einem jungen zerlumpten Menschen, und fragte ihn: was hast du denn gethan, daß man dich hierher gebracht hat?

Gnädiger Herr! antwortete er, ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater nicht gehorchen wollen, bin ihm davon gelaufen, habe ein luderliches Leben geführt, habe gestohlen und die Leute betrogen; ich müßte ein paar Stunden haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Lebelang begangen habe. Gern will ich meine Strafe leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe.

Da lächelte der Prinz, sagte: wie kommt denn so ein abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? geschwind macht ihm die Kette ab, und jagt ihn fort, daß er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch anstecke.

Sogleich wurde ihm die Kette abgenommen, und er in Freyheit gesetzt.

Vermuthlich wird er sich von dieser Zeit an gebessert haben. Denn wenn er sein voriges böses Leben wieder angefangen hätte, so würde er bald wieder in diesen traurigen Zustand gerathen seyn. S.

3.

Herr Müller fing an zu handeln, und hatte doch nicht mehr als hundert Thaler, für welche er Waaren einkaufen konnte. Gleichwohl hatte er nach einigen Jahren die ansehnlichste Handlung in seiner Stadt.

Einer seiner Freunde fragte ihn einmal, wie es nur möglich sey, daß er, bey seinem geringen

Vermögen, in so kurzer Zeit eine so grosse Handlung hätte anlegen können?

Das will ich dir gleich sagen, antwortete er. Ich habe immer gehalten, was ich versprochen habe. Wenn ich von jemanden Geld oder Waare bekam, so bestimmte ich immer den Tag, da ich bezahlen wollte. Wenn nun dieser kam, so ruhete ich nicht eher, bis ich das Geld aufgebracht hatte, und es wieder bezahlen konnte. Dadurch hab ich mir in den größten Handlungshäusern ein solches Zutrauen erworben, daß ich so viele Waare bekommen kann, als ich verlange. Es kostet mir nur einen Brief, so steht mir für drey- bis viertausend Thaler Waare zu Dienste.

Credit, Credit, lieber Freund! ist so gut wie baares Geld. Und Credit erlangt man, wenn man Wort hält. S.

4.

Wilhelm und Hannchen bekamen an einem schönen Nachmittag von ihrer Mutter die Freyheit, ganz allein in dem Garten zu spielen. — (Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Freyheit erworben.) —

Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen.

Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein junger Pfirsichbaum war, der zum erstenmale trug. Er hatte wenig, aber desto schönere Früchte.

Die Mutter hätte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich schon reif waren; sie wollte sie dem

Bayerische Staatsbibliothek München

Vater, der verreist war, aufheben, bis er wiederkäme.

Weil sie den Kindern einmal verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzulesen und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen gewohnt war: so sagte sie dießmal wegen der Pfirsichen nichts.

Als die Kleinen genug gespielt hatten, liefen sie miteinander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen, und freuten sich darüber.

Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwey schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben herunter gefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst; vergaß das Verbot der Mutter; langte darnach, aß eine, und gab Hannchen die andre, die sie auch verzehrte.

Als sie damit fertig waren, fiel's Hannchen ein, daß die Mutter es ihnen oft verboten, Früchte zu essen, die sie ihr nicht vorher gezeigt.

Ach, lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen! nun wird unsere gute Mutter unwillig auf uns werden; was wollen wir machen?

Wilhelm. J, sie weiß es ja nicht!

Hannchen. Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind, und sie gestehen.

Wilhelm. Ja, wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

Hannchen. Und wenn sie uns nun straft, so thut sie's ja aus Liebe, und wir werden's dann

Bayerische Staatsbibliothek München

künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen.

Wilhelm. Du hast Recht, liebes Hannchen. Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Hannchen. Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie's erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Und würden wir sie mit so einem heimlichen Vergehen im Herzen dreist ansehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns liebkoset, uns ihre lieben Kinder heißt, und wir's nicht mehr verdienen.

Wilhelm. Ach, Hannchen, ich sehe schon, du weißt das besser als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich beide, und gingen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter, sagte Hannchen, wir sind ungehorsam gewesen; straf uns nur, wie wir's verdienen. Aber sey uns nur nicht böse, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot blos vergessen.

Hierauf erzählte Wilhelm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie häufige Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen dasmal gern, weil, wie sie glaubte, ihr Schmerz darüber schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie in Gefahr kämen, ungehorsam zu seyn.

Campe.

Wie unglücklich man sich durch das Lügen mache.

I.

Ludwig, ein leichtfertiger Knabe, freuete sich auf eine boshafte Art, wenn er andern ein Schrecken einjagen konnte. Er stellte sich daher oft als ob er einen Schaden genommen, fing ein heftiges Geschrey an, und wenn das Gesinde zulief, war es nicht nur wenig oder nichts, sondern er lachte sie wohl gar aus. So lief er, zum Beyspiel, mit Ungestüm die Treppe hinunter, und suchte das Gepolter eines schweren Falles nachzuahmen: ein andermal schlug er auf den Tisch, sprützte sich eine Kirsche ins Gesicht, daß es blutrünstig zu seyn schien, und schrie, daß man glauben sollte, er habe, sich ein Loch in Kopf gestoßen. Nachdem er die Leute im Hause oft so getäuschet hatte, hörte man gar nicht mehr auf ihn. Einst stieg er auf eine Leuter, die auf dem Saale stand: es brach eine Sprosse, er stürtzte herunter, und brach sich den linken Fuß. Er schrie aus vollem Halse; aber man ließ ihn liegen! und kehrte sich nicht an sein Schreyen. Endlich fand ihn eine Magd, die nicht seinethalben, sondern anderer Geschäfte wegen über den Saal gieng, und sah nun wohl, daß es kein Scherz war. Man lief nach dem Barbier. Indessen aber, da man ihm nicht zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, ward der Fuß äußerst geschwollen, und wurde bey den verdoppelten Schmerzen, die er nun leiden mußte, so übel wieder eingerichtet, daß er Zeitlebens lahm blieb.

Weisse.

2.

Ruldolph hatte das Unglück, daß er sich das Lügen angewöhnte. Besonders log er alsdann, wenn er einen Fehler begangen hatte, oder in seinen Geschäften nachläßig gewesen war. Hatte er sich z. E. auf seine Lection nicht gehörig zubereitet, und die Reihe kam an ihn, daß er seinem Herrn Recktor aufsagen sollte: so fieng er insgemein mit den Worten an: Lieber Herr Recktor! dießmal werde ich wohl nicht bestehen! mein lieber Vater hatte gestern so viel zu thun, daß ich ihm helfen mußte, und an meine Lection nicht kommen konnte. Hatte er nicht geschrieben, was ihm war aufgegeben worden, so sagte er: Lieber Herr Rektor! ich habe gestern unmöglich schreiben können — ich hatte mein Schreibebuch in des Vaters Stube liegen gelassen, und dieser war weggegangen, und hatte den Schlüssel zur Stube mitgenommen. Oft kritzelte er in seine Bücher, und malte allerley Fratzen hinein. Wenn ihn nun sein guter Lehrer züchtigen wollte, sagte er: Lieber Herr Rektor, sehn Sie nur, wie es mir gegangen ist! Da saß ich gestern über meinen Büchern, meine Mutter rief mich, daß ich geschwind zu ihr kommen sollte — ich kam, und ließ die Bücher liegen — da kommt mein kleiner Bruder Karl und kritzelt mir da die Fratzen in die Bücher.

Auf diese Art gelang es ihm einigemal, seinen guten Lehrer zu hintergehen. Aber was half es dem kleinen Thoren? am Ende kam sein Lehrer doch hinter die Wahrheit, und glaubte ihm nun kein Wort mehr. Wenn er nun seine Lection nicht konn-

te, sein Aufgegebenes nicht geschrieben seine Bücher beschmutzt hatte, so wurde er allemal gezüchtiget, ohne auf seine Entschuldigung zu hören.

Oft hatte er wirklich gegründete Entschuldigungen. Aber was halfen ihm diese? Der Rektor sagte: wenn Christian, Fritz, Martin oder jeder andere deiner Mitschüler, diese Entschuldigung vorbrächte, so würde ich ihm glauben; aber wie kann ich dir denn glauben? Du bist ja ein Lügner. S.

Wie wohl man sich bey der Ehrlichkeit befinde.

1.

Martens war im Niedersächsischen Kreise, unweit Braunschweig, gebohren. Seine armen Eltern starben, noch ehe er reden konnte, und hinterließen ihm nichts. Er wurde also von Almosen erzogen: und alles, was man ihn lernen ließ, bestand in Lesen und Schreiben.

Von seinem fünfzehnten Jahre an diente er auf einem Meyerhofe, wo man ihm die Führung einer kleiner Heerde anvertraute.

Zu eben der Zeit hüttete die junge Mieke in eben der Gegend die Schafe ihres Vaters, der ein wohlhabender Landmann war. Beyde begegneten sich zuweilen mit ihren Heerden, unterhielten sich mit einander, lernten einander genauer kennen, und gewannen sich von Herzen lieb.

Höre, Mieke, sagte Martens eines Tages, willst du mich zum Manne haben, so will ich um

dich anhalten? Gern, antwortete das Mädchen; denn du gefällst mir, und meynst es gewiß ehrlich; und so ward beschlossen, daß Martens am folgenden Tage, welcher ein Sonntag war, bey ihrem Vater anhalten sollte.

Ich werde, sagte sie, zur Stadt gehen; gegen Abend komm mir entgegen, und erzähle mir, wie's abgelaufen ist.

Am folgenden Tage gieng Martens hin zu ihrem Vater, und sagte: Ich liebe eure Tochter, und komme, euch zu bitten, sie mir zur Frau zu geben.

„Und worauf, antwortete der Alte, willst du denn eine Frau nehmen? Hast du einen Bauerhof?"

Nein, sagte Martens; aber ich habe ein Paar gesunde Arme, und Lust zur Arbeit, so viel als einer. Ich habe mir schon zwanzig Thaler erspart, und hoffe nach und nach so viel zu verdienen, daß ich einen Bauerhof kaufen kann.

„Nun, so thue das, antwortete der Vater, und wenn du so viel verdient hast, so komm wieder, und du sollst meine Mieke haben."

Martens gieng traurig von ihm weg. Mieke wurde ihn gegen Abend kaum ansichtig, als seine misvergnügte Mine ihr schon sagte, wie die Sache abgelaufen sey.

Mein Vater hat mich also dir nicht verwilliget?" fragte sie ihm.

Ach! Mieke, antwortete Martens, ich bin ein unglücklicher Tropf! Warum mußte ich doch so arm gebohren werden? — Aber laß uns guten Muths seyn; mein Herz sagt mir, daß du dennoch die

Meinige werden wirst, und ich will von nun an über Nacht arbeiten, um dich zu verdienen.

Indem sie so mit einander redeten, und aufs Dorf zugiengen, wurde es allmälig Nacht.

Martens stieß mit dem Fuße an etwas an, welches im Wege lag, stolperte, und fiel. Da er wissen wollte, worüber er gestolpert sey, und mit den Händen darnach grief, faßte er ein Kästchen, welches für seine Größe ziemlich schwer war.

Er fühlte, daß der Schlüssel drin stekte, und da er auf dem Felde, wo man gegen Abend einige Haufen Queken verbrannt hatte, noch ein kleines Feuer erblickte, so gieng er mit Mieken hin, um beym Schein desselben zu sehen, was doch wohl darinnen wäre.

Was sehe ich? rief er aus, da er das Kästchen eröfnete, und entdeckte, daß es mit Geldrollen angefüllt sey. —

Dem Himmel sey Dank, sagte Mieke; da bist du nun auf einmal reich geworden. Juchhei! rief Martens, warf seinen Hut in die Luft, und tanzte auf einem Beine. Juchhei: Mieke, nun bist du meine Frau.

Und so liefen sie voller Freude dem nahen Dorfe zu.

Auf einmal stand Martens still. Mieke, sagte er, mir fällt was aufs Herze! Dieß Geld soll unser Glück machen; aber gehört es denn unser? Hats nicht jemand verloren, und müssen wir's dem nicht wiedergeben? —

Ja, bey Gott! das müssen wir; es zu behalten, wäre eben so schlimm, als wenn wir's ge-

stohlen hätten. Der arme Mann, der es verlor, wie mag er sich jezt härmen! Es war vielleicht seyn ganzes Vermögen: nicht wahr, Mieke, wir müssen's ihm wiedergeben?

„Das müssen wir,“ sagte Mieke, und that einen großen Seufzer.

Komm, komm, fuhr Martens fort, wir wollen's dem Herrn Pfarrer erzählen, der wird am besten Rath wissen, wie wir erfahren können, wer das Kästchen verloren hat.

Sie giengen hin. Herr, sagte Martens, indem er vor den Pfarrer trat, dieses Kästchen, worin ein Haufen Geld ist, habe ich gefunden. Ich liebe dieses Mädchen hier; als meine Seele, und wenn ich das Geld behielte, so würde sie die Meinige seyn. Gebe ichs zurück, so weiß Gott, ob ich sie je zur Frau bekommen werde.

Und doch, Herr Pfarrer! scheuen wir uns der Sünde, und wollens gern zurück geben; rathen Sie uns, wie wir's anfangen sollen, um den, der's verlohren hat, ausfindig zu machen.

Der Pfarrer hörte ihm mit Freuden zu. Er betrachtete ihn und das junge Mädchen, und war gerührt über sein ehrliches Betragen.

„Kinder! sagte er, bleibt immer so fromm und gut; der Himmel wird euch segnen. Wir wollen den Eigenthümer dieses Geldes schon ausfindig machen, und der wird eure Redlichkeit belohnen. Ich selbst habe eine Kleinigkeit erspart; die will ich hinzuthun: und dann, Martens, sollst du deine Mieke haben. Ich nehme es über mich, es bey ihrem Vater auszumachen.

Er zählte darauf das Geld, welches größtentheils in Goldstücken bestand, und fand, daß es sich auf 10,000 Rthlr. belief. Martens ließ es in seiner Verwahrung; und der Pfarrer machte durch die Zeitungen bekannt, daß der Eigenthümer sich bey ihm melden möchte.

Zu eben der Zeit sollte ein hübscher Meyerhof im Dorfe verpachtet werden. Der gute Pfarrer wandte Geld und Credit an, daß Martens der Pachter desselben würde. Dann bracht' er es in kurzer Zeit bey Miekens Vater dahin, daß er sie mit ihm verheirathete. Wer war nun glücklicher, als sie!

Unsere jungen Leute liebten sich inniglich. Martens arbeitete auf dem Felde, und Mieke stand dem innern Hauswesen mit vieler Sorgfalt vor. Das setzte sie in den Stand, die Miethe zur bestimmten Zeit richtig abzutragen, und von dem Uebrigen ein zufriedenes Leben zu führen.

So verstrichen zwey Jahre; und der wiederholten öffentlichen Anzeige ungeachtet, fand sich keiner, der das gefundene Geld zurück verlangte.

Da ging der Pfarrer zu seinem jungen Paar, und sagte: „Meine Kinder, genüßt nun der Wohlthat, welche der Himmel euch zugewandt hat. Die zehntausend Thaler sind euer; denn es hat sich niemand dazu gemeldet. Braucht sie nun, wozu es euch gefällt; hier sind sie!“ Und so zog er das Kästchen unter seinem Mantel hervor, und setzte es vor ihnen hin.

Herr Pfarrer, sagte Martens, es ist doch immer möglich, daß der, dem es gehört, über kurz oder lang einmal ausgefunden wird. Ich denke

also, es so anzulegen, daß nichts davon verloren gehen kann.

„Und wie das?“ fragte der Pfarrer.

Der Meyerhof, antwortete Martens, den ich gepachtet habe, ist zu verkaufen. Es ist viel Ländereÿ dabeÿ, und er wird wohl an zehntausend Thaler kosten. Dazu, denke ich nun, will ich dieß Geld anlegen; kömmt dann über kurz oder lang der Eigenthümer: so ist der Meyerhof sein, und ich bin sein Pachter.

Der Pfarrer billigte diesen Vorsatz von ganzem Herzen; und schon am folgenden Tage ward er ausgeführt.

Martens verbesserte als Eigenthümer sein Landgut um vieles; und seine Mieke erfreuete ihn nach und nach mit zweÿ Kindern, die sie ihm gebahr. Wie freueten sie sich beÿde, sich in diesen theuren Pfändern ihrer Zärtlichkeit wieder von neuem aufleben zu sehen!

Kam Martens des Abends vom Felde, so brachte sein liebes Weib ihm die Kleinen entgegen; er küßte sie dann eins ums andere, und drückte ihre gute Mutter an sein Herz. Eins wischte ihm den Schweiß ab, und das Andere nahm ihm die Harke, oder was er sonst eben zu Hause trug, aus der Hand, um sie statt seiner zu tragen.

Martens freuete sich über den guten Willen seiner Kleinen, liebkoste sie von neuem, und dankte Gott, daß er ihm ein so gutes Weib und solche Kinder gegeben hätte, die ihr einst ähnlich werden würden.

Nach einiger Zeit starb der brave Pfarrer, dem sie ihr Glück zum Theil zu verdanken hatten. Dieser Vorfall erinnerte sie an ihren eigenen Tod. Wir werden auch sterben, sagte Martens, und unser Gut bleibt unsern Kindern. Käme dann derjenige, dem es eigentlich gehört, zurück; so wäre er auf immer darum, und wir hätten unsern Kindern fremdes Gut hinterlassen. —

Dieser Gedanke bewog sie, eine schriftliche Erklärung aufzusetzen, sie von den angesehensten Einwohnern des Dorfs unterschreiben zu lassen, und sie bey dem neuen Pfarrer niederzulegen. Und darauf waren sie ruhig.

Nun hatten sie den Meyerhof schon zehn Jahre besessen.

Eines Tages, da Martens nach seiner sauern Arbeit zum Mittagsessen nach Hause gieng, sahe er, daß auf der Landstraße eine Kutsche umgeworfen wurde, in welcher zwey Männer saßen. Er lief, ihnen zu helfen.

Glücklicher Weise hatten sie keinen Schaden gelitten. Er bat sie, bey ihm zu essen, und bot ihnen seine Pflugpferde an, um ihre Sachen nach seinem Hause zu bringen.

Aber einer der beyden Reisenden sagte: Dieser Ort ist mir gefährlich. Jezt bin ich hier umgeworfen, und vor zehn Jahren verlor ich in eben dieser Gegend ein ansehnliches Kapital.

Wie? fragte Martens, haben Sie denn keine Nachforschung deswegen anstellen lassen? —

Das war mir nicht möglich, antwortete der Fremde. Eine falsche Anklage nöthigte mich da-

mals, in größter Geschwindigkeit das Land zu verlassen, wenn ich mich nicht wollte gefangen setzen lassen. Ich rafte daher alles baare Geld, was ich zu Hause hatte, und welches sich ungefähr auf 10,000 Rthlr. belaufen mochte, zusammen, setzte das Geldkästchen in den Fußboden meines Wagens, und fuhr mit der Extrapost Tag und Nacht, um den Nachstellungen zu entgehen.

Unglücklicher Weise war das unterste Bret in dem Fußboden meines Wagens vor Alter schadhaft geworden. Es brach, da ich gegen Abend durch diese Gegend fuhr, ohne daß ichs merkte. Da ichs auf der nächsten Poststation gewahr ward, war es schon Nacht; und weil ich keine Zeit verlieren durfte, um meine Freyheit und vielleicht mein Leben selbst zu retten: so sahe ich mich gezwungen, mein Geld im Stich zu lassen.

Ich reisete also gerade nach Hamburg, sezte mich allda auf ein Schiff, welches eben im Begrif war abzusegeln, und fuhr nach Ostindien. Erst jezt, da meine Unschuld ans Licht gebracht ist, komme ich von da zurück.

Martens Augen funkelten vor Freude bey dieser Erzählung; und er bestand nun schlechterdings darauf, da sie mit ihm nach seinem Hause gehen möchten. Es geschah.

Er selbst läuft voran, meldet seiner Frau die Ankunft der Gäste, läßt, bis das Mittagsessen fertig ist, einige Erfrischungen auftragen, und lenkt das Gespräch wieder auf das verlorne Geld, um sich vollends zu überzeugen, daß es dasselbe sey, welches er gefunden hatte.

Er kann nun nicht mehr daran zweifeln, und läuft zum neuen Pfarrer, um ihm seine angenehme Entdeckung zu melden, und ihn zu bitten, mit ihm in Gesellschaft der Fremden zu speisen. Dieser willigte mit Vergnügen darein, und bewunderte die Rechtschaffenheit des guten Mannes.

Man speisete; und die Gäste wurden immer mehr und mehr entzückt über das ofne, freundliche Betragen ihres Wirths, über die liebenswürdige Gutherzigkeit und das geschäftige Wesen seiner Gattin, und über die Ordnung und Reinlichkeit, welche in ihrer ganzen Haushaltung herrschte.

Nach dem Essen führete Martens seine Gäste umher, zeigte ihnen sein Haus, seinen Garten, seine Schäferey, sein Hornvieh, seine Felder und Wiesen, und erzählte ihnen, was er alles verbessert habe, und wie viel das Ganze nun jährlich einbringe.

„Und gehört Ihnen alles dieses eigenthümlich zu?“ fragte der eine Fremde.

Nein, antwortete Martens, ich bin nur der Verwalter dieses Guts.

„Und wer ist denn der eigentliche Besitzer desselben?“ fragte jener wieder.

Sie, mein Herr: war Martens unerwartete Antwort.

„Wie? Ich? Sie spaßen.“

Ich spaße nicht, fuhr Martens fort: das Geld, welches Sie verloren, fiel in meine Hände. Nachdem ich mich vergeblich bemüht hatte, den Eigenthümer desselben ausfindig zu machen, steckte ich es in dieses Gut, um immer im Stande zu bleiben,

es wieder zurück zu geben. Auch in dem Fall meines Todes, blieb es Ihnen gesichert, wie der Herr Pfarrer hier bezeugen wird.

Der Pfarrer zog darauf die bey ihm niedergelegte schriftliche Erklärung hervor, und ließ sie von dem erstaunten Fremden lesen.

Dieser sahe darauf stillschweigend Martens und seine Gattin an, die beyde so voll Freude vor ihm standen, als wenn sie das, was sie jezt zurückgeben wollten, in diesem Augenblicke gefunden hätten.

Wo bin ich? rief er endlich aus, indem ihm eine Freudenthräne ins Auge trat. Unter Menschen, oder unter Engel? Welch Betragen! Welche Tugend!

Er fiel darauf dem ehrlichem Martens, dann seiner Frau um den Hals, küßte beyde herzlich, drückte ihnen die Hände, sagte: Seyd meine Freunde, ihr Guten, so wie ihr mich auf immer zu dem Eurigen gemacht habe. —

Eure Tugend, fuhr er fort, verdient belohnt zu werden. Wie dankte ich jezt Gott, daß er mich in einem andern Welttheile so viel hat erwerben lassen, daß ich das Werkzeug seiner Vorsehung seyn kann, um eure Redlichkeit zu vergelten!

Indem er dieses sagte, zerriß er die schriftliche Erklärung, mit den Worten: Dieses Gut ist das Eurige! Gehe jemand, den Notarius zu rufen. —

Martens und Mieke standen in sprachloser Verwunderung; und der Pfarrer schickte nach dem Amthause, um den Notarius herbeyzurufen. —

Dieser kam; und der Fremde diktirte ihm in die Feder, daß das von Martens gefundene Geld ihm auf immer geschenkt seyn sollte.

Martens und Mieke wollten ihm aus Dankbarkeit zu Füßen fallen; aber er hob sie eilends auf, schlang seine Arme um beyde, und alle drey, nebst den Zuschauern, vergossen Thränen der Entzückung, mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen. Campe.

2.

Als ein gewisser Herzog von Braunschweig einst in Venedig war, sprach ihn ein armer Knabe um ein Almosen an. Der Herzog sagte zu ihm, er habe kein klein Geld. Der Knabe erbot sich, er wollte gehen, und ihm wechseln lassen. Dem Herzog deuchte dieß lächerlich. Um den Knaben los zu werden, gab er ihm einen Dukaten, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihn behalten würde. Nach einer kleinen Weile aber brachte der Knabe die für den Dukaten eingewechselte kleine Münze. Der Herzog, gerührt und voll Verwunderung über die Ehrlichkeit des Kindes, ließ ihm nicht nur das Geld, sondern nahm ihn mit sich, ließ ihn erziehen, und beförderte ihn mit der Zeit zu den angesehnsten Ehrenstellen. — Weisse.

3.

Friederikchens Mama gieng in Gesellschaft, und gab ihr bey dem Abschiede noch die gute Lehre, sie sollte ja in ihrer Abwesenheit immer so gut seyn, als wenn sie bey ihr wäre. Friederikchen versprach es zu thun.

Die Mama war noch nicht lange fort, so bemerkte Friederikchen, daß sie den Schlüssel zur Speisekammer vergessen hatte, den sie sonst immer, wenn sie weggieng, in ihre Kommode zu verschließen pflegte.

Sie nahm ihn und schloß die Speisekammer auf. — Ey! was waren da für schöne Sachen! Ein Honigtopf, eine Büchse voll eingemachte Kirschen, eine Schachtel voll Haselnüsse, eine andere voll Bruchmandeln, ein Teller mit Kaffeebrod, u. s. w.

Da stand nun das gute Friederikchen, und wußte nicht, was es thun sollte. Es hatte oft von seiner Mama gehöret: Gott wäre allenthalben. Kinder müßten also in Abwesenheit der Eltern nichts thun, was sie in ihrer Gegenwart sich nicht zu thun getraueten. Deswegen scheuete sie sich von diesen Sachen etwas zu nehmen.

Aber der Appetit war gar zu groß. Sie sah bald auf den Honigtopf, bald auf das Kaffebrod, bald da, bald dorthin: und jemehr sie diese Leckerbißchen ansah, desto lüsterner wurde sie.

Endlich grif sie in die Haselnüsse. Es war schon so weit, daß sie nach einem Nußbeißer gieng, um sie aufzubrechen. Da erwachte das Gewissen. Das Herz pochte ängstlich, der ganze Leib zitterte, die Nuß, die sie in den Nußbeißer legen wollte, fiel darneben. — Auf einmal kam sie wieder zu sich selbst. Pfui! sagte sie, bist du nicht ein albern Kind! so viel Angst machst du dir um ein paar Nüsse? Vor Angst werden sie dir nicht schmecken. Wann die Mama nach Hause kömmt, wirst du dich nicht trauen, ihr unter die Augen zu sehen. Gewiß, das ist Gottes Strafe, der meine Bosheit sieht, daß ich mich so ängstige und zittere. Ach, lieber Gott! wenn du schon so strafest, da ich nur den Willen habe, Böses zu thun; wie hart wirst du mich strafen, wann ich wirklich Böses gethan — wann ich meine Mama

bestohlen habe — die liebe Mama — ich darf sie ja nur bitten, so bekomme ich mehr Nüsse, als ich itzo entwenden wollte.

Da! fuhr sie fort: Nußbeißer stehe, wo du gestanden hast! Und ihr Nüsse, rollet wieder in diese Schachtel! Nun kann ich doch meiner lieben Mama getrost entgegen gehen, und sie küssen, wann sie nach Hause kömmt. „Nun schloß sie vergnügt die Thüre zur Speisekammer zu.

Da kam ihr die Magd entgegen.

Nu, Mamsell Friederikchen! Gar den Schlüssel zur Speisekamer? sagte sie. Haben Sie sich recht bedacht?

Friederikchen versicherte, sie habe nicht das geringste, zu sich genommen. Die Magd lachte aber, und sagte, sie wäre ein sehr einfältig Mädchen, wenn sie die schöne Gelegenheit, sich etwas zu gute zu thun, vorbeygelassen hätte — Was die Mama hätte, wäre ja so alles ihr. —

„Schweig! antworete Friederikchen, was brauche ich denn zu nehmen? Ich brauche ja nur zu bitten, so giebt mir die Mama alles, und wenn sie mir bisweilen etwas versagt, so hat sie gewiß ihre guten Ursachen dazu."

Da schlich sich die Magd beschämt fort. Friederikchen sahe aber mit großer Sehnsucht durch das Fenster, ob ihre Mama nicht bald kommen wollte — da kam sie.

Sie hüpfte ihr freudig entgegen, öfnete die Thüre, und nachdem sie ihr die Hände herzlich geküsset hatte, so gab sie ihr den Schlüssel, und sagte: den haben Sie gewiß vergessen.

M. Ey! den habe ich auch vergessen. Das ist gut, liebes Friederikchen, daß du ihn zu dir genommen hast. Komm mit mir in die Stube! Hast du auch gesehen, ob alles in der Speisekammer noch in feiner Ordnung ist?

F. O ja, es ist noch alles in Ordnung.

M. Also bist du in der Speisekammer gewesen?

F. Ja, ich habe mich drinnen umgesehen.

M. Ich besorge, das Honig möchte mir unschmackhaft geworden seyn.

F. Es sieht noch ganz gut aus.

M. Aber die Nüsse wird vielleicht der Wurm gestochen haben?

F. Ich habe kein Loch bemerket. Ach, beste Mama! Warum sehen Sie mir denn so in das Gesicht? Sie denken gewiß, ich habe genascht. Ach Herzens Mama! ich will Ihnen alles, alles erzählen, aber glauben Sie mir auch nur! Ich bin in der Speisekammer gewesen, ich habe das Honig, das Kaffeebrod, die Nüsse — ich habe alles, gesehen — ich hatte gewaltigen Appetit zu naschen. Ich habe — ach, ich will alles, alles sagen, ich habe auch eine Hand voll Nüsse genommen und den Nußbeißer gesuchet. Da überfiel mich aber ein Zittern über den ganzen Leib. Halt; dachte ich, strafet der liebe Gott, itzo schon, da du das Böse noch nicht gethan hast, was will es werden, wenn es wirklich schon ist vollbracht worden!

M. Wenn nur die Magd den Schlüssel nicht gefunden hat.

F. Sie hat ihn nicht gefunden. Sie sah mich aber aus der Kammer gehen. Da wollte sie mich überreden, ich wäre ein einfältiges Mädchen, wenn ich nicht naschte, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Was die Mutter hätte, wäre ja so meine. Ich habe ihr aber die Meynung recht gesagt.

M. Komm, liebes Mädchen, küsse mich; du bist heute in großer Versuchung gewesen — du hast aber überwunden. Ich will dich auch belohnen. Was will mein Friederikchen heute von dem, was es gesehen hat?

F. Liebe Mutter; ich will gar nichts. Ach, das ist ja eine gar zu große Freude, daß ich mich nicht habe verführen lassen. Die schmeckt besser, als Haselnüsse.

M. Aber Haselnüsse schmecken doch wohl auch gut?

F. Freylich müssen sie schmecken, sonst wäre ich nicht so lüstern darnach gewesen.

Die Mutter verließ sie hierauf, und kam bald mit einem Teller voll Haselnüsse zurück. „Hier, sagte sie, gutes ehrliches Kind! genieße dieß mit guten Gewissen. Es wird dir gewiß besser schmecken, als wenn du die ganze Speisekammer geplündert, und vor mir dich hättest fürchten, und vor der Magd schämen müssen. Ein Kind, daß seine Begierden beherrschen kann, verdient auch über andere zu herrschen. Du sollst von nun an die Aufsicht über die Magd, Speisekammer und Küche bekommen. Du sollst sie immer behalten, wenn du dich nicht selbst durch Naschhaftigkeit, oder zu vertrauten Umgang mit der Magd, derselben unwürdig machest.“

Friederikchen war vor Freuden entzückt. Sie brachte es so weit, daß sie die leckerhaftesten Speisen sehen konnte, ohne etwas zu naschen. Die Magd unterstund sich nicht wieder, ihr Untreue gegen die Mutter zuzumuthen, weil sie ihre Ehrlichkeit sahe, Und ob Friederikchen gleich erst eilf Jahr alt war, so zeigte ihr doch die Magd alle Hochachtung, die ein erwachsenes Frauenzimmer fordern kann. S.

Wie unglücklich die Menschen durch Betrug und Diebstahl werden.

1.

Konrad hatte einmal die Thorheit begangen, und seines Vaters Federmesser heimlich weggenommen. Einer seiner Schulfreunde hatte es ihm abgekauft für einen Groschen. Diesen hatte er an Kirschen gewendet, und sie sich wohl schmecken lassen.

Sie kamen ihm aber so übel, daß er einige Jahre lang Schmerzen davon empfinden mußte. Denn da seines kleinen Freundes Eltern bey ihrem Sohne das Federmesser erblickten, und erfuhren, daß er es von Konraden gekauft habe, schickten sie es sogleich zu seinem Vater, und ließen sich erkundigen, ob er drum wisse, daß sein Sohn dieß Federmesser verkauft habe?

Da wurde nun der thörichte Konrad nicht nur stark gezüchtigt, sondern alle, die mit ihm im Hause wohnten, waren nun auf ihn mistrauisch. So oft etwas im Hause fehlte, so hieß es allemal: das hat gewiß Konrad weggenommen. Man visitirte seine Taschen, Koffer und Schrank, ließ sich in der

Schule erkundigen, ob er das fehlende Stück nicht etwa habe blicken lassen.

Dieß kränkte ihn gar sehr. Er weinte oft bittere Thränen, und erst nach einigen Jahren, da er hinlänglich bewiesen hatte, daß er sich gebessert habe. konnte er seiner Freunde Zutrauen wieder erlangen.

2.

Zu Canterbury, in England, sieht man an einem der schönsten Häuser einen Schild, zum Zeichen, daß es ehemals ein Gasthof war.

In diesem Gasthofe stieg einmal der Herzog von Nivernois ab, da er, als französischer Abgesanter, an den englischen Hof reisete. Er hatte kein beträchtliches Gefolge bey sich. Des andern Tages machte ihm der Wirth eine Rechnung von 50 Guineen, die der Herzog großmüthig bezahlte.

Sobald der Adel in der umliegenden Gegend, der bey diesem Wirthe abzusteigen und seine Versammlungen zu haben pflegte, dieß erfuhr: so kündigte er ihm auf. Das ganze Publikum folgte diesem Beyspiele. Man setzte den Vorfall in die öffentlichen Zeitungen. Niemand kehrte mehr bey ihm ein.

Der Gasthof war verlassen, und in kurzer Zeit wurde der Besitzer desselben zum Raube der Gläubiger, die dieses Vorfalls wegen unerbittlich waren, und den Geldschneider nackend aus dem Hause jagten. (Aus den Zeitungen.)

3.

Einige Freunde hatten sich mit einander vereiniget, wöchentlich einmal eine Zusammenkunft zu

halten, um sich allerley erlaubte Ergötzlichkeit zu machen. Da sie nun alle ihre Kinder lieb hatten, und sie nicht gerne unter den Händen des Gesindes lassen wollten, so nahmen sie dieselben mit sich, damit sie an ihrer Freude Antheil nehmen könnten. Diese pflegten alsdann gemeiniglich ihre Zeit damit hinzubringen, daß sie um Nüsse würfelten, die sie von ihren Eltern geschenket bekommen hatten.

Der kleine Heinrich führte sich hierbey sehr unartig auf. Wenn er setzen mußte, so nahm er seine Nüsse in die Hand, warf sie geschwinde unter die andern, ohne sie ordentlich zu zählen, wie seine Kameraden zu thun pflegten. Wenn er wegnahm, so richtete er es so ein, daß er allemal eine Nuß mehr wegfischte, als ihm gebührete. Er führte gemeiniglich eine Ficke voll taube und wurmstichigte Nüsse bey sich. Wenn nun gespielet wurde, so steckte er die guten Nüsse ein, und brachte seine verdorbenen Dinger auf das Spiel. Dieses gab zu vielen Zänkereyen Anlaß. Endlich wurden es die andern Kinder überdrüssig, und schlossen ihn von ihren Vergnügungen aus. Wenn alsdann jene bey ihrem Spiele vergnügt waren, so mußte dieser mit Verdruß von ferne zusehen. S.

Von der Vortreflichkeit der Gefälligkeit.

1.

Der kleine freundliche Christian gieng mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflücken. Beyde hatten ihr Frühstück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben.

„Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, geb er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bischen von seinem Butterbrod ab; er hat seit gestern Morgen nichts geessen."

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that aber Christian? — Er war auch hungrig; aber da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein Butterbrod; und der Knabe freuete sich, und die Mutter wünscht' ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viele Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Christian brachte einen großen Strauß von Blumen; Peter hingegen nur weniges zu Hause.

E. R.

2.

Der kleine Niklas saß einmal vor seiner Hausthüre, und hatte sich die Augen ganz roth geweint. Da kam sein Freund Wilhelm, und fragte ihn, warum er geweint habe?

Ich bin, antwortete Niklas, gar ein unglückliches Kind. Ich habe den ganzen Tag keine ruhige Stunde; bald befiehlt mir der Vater, bald die Mutter etwas. Da soll ich bald meinen Rock ausziehen, bald meine Bücher oder Kleider verschließen. Einmal soll ich Kohlen, das andermal Wasser beytragen. Das ist doch nicht zum Ausstehen!

Wann dir weiter nichts fehlt, sagte Wilhelm, so will ich dir bald helfen, und dich lehren, wie du es machen mußt, daß dir deine Eltern wenig oder nichts mehr befehlen dürfen.

Da nun Niklas große Begierde bezeugte, diese Kunst zu erlernen, so sagte Wilheim; du mußt nur immer Achtung geben, was deine Eltern gern haben; und wenn du es merkst, so mußt du es gleich thun, ehe sie es dir befehlen. Wenn du z. E merkst, daß sie gern haben, wenn du deinen Rock ausziehst, wenn du aus der Schule kommst, so mußt du es thun, so bald du in die Stube trittst. Siehst du, daß sie gern etwas beygetragen hätten, so mußt du gleich laufen und es herbey holen. Bisweilen mußt du auch fragen: lieber Vater und Mutter! haben Sie etwa einen Auftrag für mich?

Daß that nun Niklas, und auf eimal wurde er das glücklichste Kind. Sonst bekam er beständige Verweise, itzo wurde er immer gelobt und geküßt, und es fiel für ihm manches Geschenk. Sonst sahe er so verdrüßlich aus, als wenn er seines Lebens überdrüßig wäre, itzo lächelte er jedermann an.

Von dieser Zeit an führte er immer das Sprichwort im Munde: **wer andern Freude macht, der macht sich selbst Freude.** S.

4.

Als Philipp einmal seine Mittagsmahlzeit eingenommen hatte, bemerkte er, daß Lottchen und Harald, seine Geschwister, immer einander zunickten und lächelten. Er konnte nicht errathen, was sie vorhatten, erfuhr es auch nicht, ob er sie gleich einigemal darum fragte. Es kam aber an den Tag. Harald fragte ihn: willst du nicht mit uns in den Garten gehen? Er war gleich dazu bereit und sagte: wenn es euch Vergnügen macht, so geh ich gerne mit.

Da ging er denn mit ihnen fort, glaubte aber immer, daß dieser Gang etwas zu bedeuten haben müsse, weil seine Geschwister ganz ungewöhnlich freundlich waren [illegible]nd das Lachen nicht verbergen konnten, ob sie [illegible]ech[illegible]gleich Mühe darum gaben. Er hatte wirklich R[illegible], fa[illegible] Denn sobald er in das Gartenhäuschen trate ihm[illegible] er da zehn kleine Leutchen versammelt, di[illegible]nd [illegible]lle freundlich entgegen kamen, ihn umarmten [illegible]ten, und sagten: viel Glück zu deinem Geburstage, lieber, guter Philipp! erlebe ihn noch vielmal, und allemal gesund und vergnügt! Sie führten ihn darauf zu dem Tische, der mit allerhand artigen Sächelchen besetzt war. Es stund da Kaffee und eine Schüssel voll Zwieback, um seine Freunde zu bewirthen; es lagen da ein Paar Bücher, die ihm seine Eltern hingestellt hatten; es lag da ein schöner Geldbeutel, den ihm Lottchen ganz heimlich gestrickt hatte; es stund da

ein recht schöner Farbenkasten, der von seinen übrigen Freunden, für ihr zusammengelegtes Taschengeld, war gekauft worden. Das rührte nun den guten Philipp fast bis zum Thränen, er umarmte seine Freunde alle, und dankte ihnen für die Liebe, die sie zu ihm trugen. Er schenkte ihnen darauf Kaffee ein, ließ den Zwieback unter ihnen herum gehen, und hatte mit ihnen ein Paar recht vergnügte Stunden.

Er schlug ihnen hierauf vor, ein kleines gesellschaftliches Spiel anzufangen. Die ganze Gesellschaft war es zufrieden, glaubte aber, daß dieses sich besser für den weiten Garten, als für das enge Gartenhäuschen schicke. Und so ging denn der Zug durch den Garten, und Lottchen wußte ihn so artig zu lenken, daß er gerade nach Philipps Blumenbette zugieng.

Philipp sprang voraus, um seinen Gästen alle Blumen und Kräuter zu zeigen: mit denen er es bepflanzt hatte. Er fand aber darauf mehr, als er selbst vermuthete. Ein herrlicher Levkoienstock, dicht voll blaue gefüllte Blumen, zwey schmalblätterichte Rosmarinstöckchen, und verschiedene Sommergewächse waren darauf gepflanzt. Voller Verwunderung stund er still, und dachte nach, wie diese schönen Gewächse auf sein Ländchen möchten gekommen seyn, Er brauchte aber nicht lange nachzudenken, denn sobald er seinen kleinen Freunden in das Gesicht sah, merkte er gleich, an ihrem schalkhaften Lächeln, daß auch diese schönen Geschenke von ihnen herrührten. Sie hatten sie ebenfalls von

ihrem Taschengelde heimlich gekauft, und auf sein Beet verpflanzt.

Diese Gefälligkeit machte ihm neues Vergnügen, und er gab sich alle Mühe, bald durch Worte: bald durch sein Betragen ihnen zu zeigen, wie sehr er durch ihre Liebe gerührt sey.

Der ganze Nachmittag wurde unter Spiel und Vergnügungen zugebracht. Erst da die Abenddämmerung eintrat, nahmen sie von ihm Abschied. Alle nahmen vergnügt Abschied, nur Anselm nicht. Diesem sahe man gar deutlich an, daß er verdrüßlich sey, ob er es gleich zu verbergen suchte.

Fehlt dir etwas, Anselm? fragte ihn, bey dem Weggehen, Fritze, der verständigste unter allen.

Mir fehlt nichts, antwortete er. Aber wie kommt es denn, daß ihr alle Philippen so lieb habt? ihr habet ja seinen Geburtstag gefeuert, als wenn er ein kleiner Prinz wäre. Mein Geburtstag ist den vorigen Monat auch gewesen, und —

Und, fuhr Fritze fort, deine Freunde haben dich nicht so beschenkt wie Philippen? Das ist freylich wahr. Aber dazu können sie nichts. Siehe! Philipp ist, wie du weißt, der gefälligste Knabe. Er sinnt immer darauf, wie er andern Freude machen will. Wenn er Sämereyen oder Spielwerk bekommen hat, so müssen alle seine Freunde an seinem Vergnügen Theil nehmen. Er zeigt es ihnen nicht nur, sondern er beschenkt sie auch oft. Erst vorige Woche hat er ja unter uns etliche Dutzend Nelkenpflanzchen, die er aus dem Samen gezogen hatte, vertheilt. Wenn wir spielen wollen, so spielt

er gern jedes Spiel mit, das andern Freude macht, und wenn einer oder der andere ihm bisweilen ein Späschen macht, so wird er darüber nicht böse. Durch dieses gefällige Betragen macht er nun, daß ihn alle Leute lieb haben und ihm gerne Freude machen. Du aber, lieber Anselm, bist ganz anders. Wen du Pflänzchen bekommst, die wir noch nicht haben, so gönnst du uns nichts davon, und willst sie gerne allein besitzen. Deine Spielsachen läßt du uns nicht anrühren, und das Campische Buch, mit den schönen Bilderchen, hast noch keinen von uns durchblättern lassen. Wenn es an ein Spielen geht, so sollen wir allezeit spielen, was du haben willst, und wenn wir es nicht thun, so murrest du, und spielst oft gar nicht mit. Und wenn dir jemand zu nahe kommt, dich etwa am Kleide zupft, oder von hinten sich beischleicht und dir die Augen zuhält, so wirst du gleich böse, fährst hämisch um dich herum, und schimpfst wohl gar. Sieh! da kann es ja nicht anders kommen, als daß deine Freunde Philippen lieber, als dich, haben, und lieber ihm, als dir, Freude machen.

Anselm wurde über diese Rede sehr betrübt. Gleichwohl sahe er ein, daß Fritze Recht habe. Er nahm sich vor, hinführo freundlicher und gefälliger gegen seine Freunde zu seyn. Im Anfange kostete es ihm viele Mühe, aber nach und nach wurde es ihm leichter. Seine Mühe wurde aber auch reichlich belohnt. Denn je gefälliger er gegen andere war, desto gefälliger waren diese gegen ihn. Jemehr er Andern Freude machte, desto lieber machten ihm diese wieder Freude. Sonst

wünschten sie immer Anselmen von ihren Spielen weg, nun aber mußte der gefällige Anselm allemal herbeygerufen werden, wenn ein gesellschaftliches Vergnügen angestellt werden sollte. S.

Wie sehr man sich durch Ungefälligkeit und mürrisches Wesen schade.

I.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weis nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrige, oder beißige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen gedadelt; so ließ sie das Gesicht hängen. Griff jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beißen.

Wurd' ihr etwas befohlen, was sie nicht gern that; oder wurd' ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brummte sie für sich, oder warf beym Herausgehen die Thüre heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie meist ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer wieder von neuem in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging.

Die Mutter gebot ihr zurück zu bleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thür so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sahe. Sie konnte kein Wort sprechen.

„Tritt näher, Meta, sagte die Mutter und ließ auf diesem Papier, für wenn dieß Alles soll!"

Meta trat näher, und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines Gehorsams. — Sie schlug darauf die Augen nieder und sagte kein Wort.

„Nun, Meta, fragte die Mutter, für wenn ists?" — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen tratten ihr in die Augen.

„Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter weiter: laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennte"

Meta las: für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seine Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will. — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über

ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben.

„Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir vorgenommen hast.“

„Nun, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Komode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, und sagte: „hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel dazu; brauche ihn, so bald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.“

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halberstickter Stimme: „darf ich jezt, liebe Mutter?“ — „Du darfst, mein Kind,“ antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir doch, wie hast du es den gemacht, daß du deinen Fehler losgeworden bist?“

„Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann so habe ich auch alle Morgen und alle Abende den lieben Gott gebeten, daß er helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden.“

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in

Besitz, und sahe sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war.

Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm Meta's Beyspiel zu folgen, um auch so gut und liebenswürdig zu werden, als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welches Kind wollte sich und andern nicht auch gern diese Freude machen?

Emilia Rudolphi.

2.

Theone mußte von ihren Kindern auf einige Zeit abwesend seyn. Doch beschleunigte sie die Rückkehr, so sehr sie nur konnte.

Kaum war ein Monat verflossen, so flog sie ihren Lieblingen wieder zu.

Sie ward von ihnen mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen empfangen.

Aber ach! welche Veränderungen bemerkte sie bald an den Kleinen!

Eine foderte mit Ungestüm etwas von der andern; diese weigerte sich trotzig, es zu thun; daraus entstanden verdrüßliche Reden, und alle Freuden des Spiels und der Arbeit waren dahin.

Alle Augenblicke kam eine der andern in den Weg; keiner gefiel's da, wo's der andern gefiel.

Wollte die eine in dem Garten spielen, so bestand die andere darauf in der Stube, und die dritte vor der Thüre zu bleiben. Diese Unart nahm täglich zu.

Eines Tages, da sie einander alle Gefälligkeiten versagten, und sich sogar durch häßliche Gebärden zu kränken suchten, ward Theone so betrübt, daß eine Thräne nach der andern ihren Augen entrann.

Sie schwieg, und ging weg auf ihr Zimmer.

Als sie wieder kam, liefen sie alle mürrisch und misvergnügt zu ihr, und klagten, daß sie durchaus nicht mehr vergnügt seyn könnten. Jede beschwerte sich über die andere, daß sie schuld sey, und dann drangen sie in die Lehrerin, sie, die ja immer gewußt, ihnen Freude zu machen, möchte es doch auch dießmal thun.

Theone that einen ernsten Blick auf sie alle, und sagte; Ich gebiete von jezt an, daß keine die andere in ihrem Spiele stört, und damit dieß ja nicht geschieht, so soll eine jede ihren eignen Platz in diesem Zimmer besitzen, wo sie ihr Spiel allein nach all ihrem Wohlgefallen treiben kann.

Auch vergönne ich euch, damit ihr dieser Freyheit recht genießen möget, den ganzen Nachmittag zum Spielen.

Mit dieser Entscheidung höchst zufrieden, nahm eine jede den ihr angewiesenen Platz im Zimmer ein, und jede fing nun hier ihr besonderes Spiel für sich an.

Die kleine Wilhelmine erzählte ihrer Puppe Geschichtchen; aber die konnt' ihr nichts antworten, und ihr nichts wieder erzählen, und die andern spielten für sich. —

Charlotte warf den Ball; aber niemand freute sich über ihre Geschicklichkeit im Fangen, und niemand war, der ihr nacheiferte, denn die andern spielten für sich. —

Sophie wollte sich an ihrem Lieblingszeitvertreibe, dem Fragspiel, erholen; aber wen sollte sie fragen? Die andern spielten für sich. —

Emilie, die kleine häusliche, wollte ein kleines Gastmahl machen von den Aepfel und Birnen, die sie heute bekommen; aber wen konnte sie einladen? Die andern spielten für sich. —

Und so wars mit allen Spielen. Keins wollte gehen. Da liefen sie alle zu Theonen, und baten sie mit Thränen, sie doch ein Mittel zu lehren, wie sie wieder froh würden.

Ich weis nur eins, meine Kinder! sagte sie traurig, das ihr sonst auch wußtet. Ihr habt es vergessen; doch wenn ihr wollt, will ichs euch wieder lehren.

O, wir wollen von Herzen! riefen sie alle, und waren begierig, das erste Wort aus ihrem Munde zu vernehmen.

„Es ist Vertragsamkeit, ist Schwesterliebe! O meine Kinder! wie unglücklich habt ihr euch und mich gemacht, seit ihr sie vergessen!"

Sie schwieg, und eine zärtliche Thräne rollte ihr vom Gesicht.

Da standen die Kleinen alle, vor Scham bestürzt und verstummt, vor ihr her; — dann fielen sie sich in die Arme, und versprachen, sich wieder so lieb als vormals zu haben.

Sie habens gehalten. Nie waren sie wieder eigensinnig und zänkisch: denn nun kannten sie die Folgen des Eigensinns und Zanksucht. Campe.

Wie wohl ein Kind thut, wenn es seinem Eltern und Vorgesetzten gehorsam ist.

I.

Rudolph war ein gutes Kind. Seine Eltern hatte er lieb, und wurde auch wieder von ihnen geliebt. Er hatte einen kleinen Nachbar, welcher Wilhelm hieß. Dieser bat ihn nun, so oft er ihn sahe, daß er ihn besuchen möchte, versprach auch, daß er wieder zu ihm kommen wollte. Da wollten sie mit einander spielen und recht vergnügt seyn.

Rudolph hatte hierzu große Lust, und bat seinen Vater sehr oft, ihm den Umgang mit Wilhelm zu erlauben. So oft er ihn nun bat, so oft erhielt er auch abschlägige Antwort. Nun hätte er gern wissen mögen, warum ihm doch der Vater nicht erlauben wollte, mit einem so stillen und freundlichen Kinde umzugehen. Er konnte es aber niemals erfahren. Der Vater sagte allemal: Du weißt Rudolph, daß ich dich lieb habe, und nichts von dir verlange, als was dir gut ist, und nichts verbiete, als was dir Schaden thut. Du kannst

also gewiß glauben, daß ich auch meine guten Ursachen dazu habe, warum ich dich mit Wilhelmen nicht will umgehen lassen.

Dabey beruhigte sich denn Rudolph, und gehorchte dem Vater. Wann ihn Wilhelm zu sich bat, oder sagte, daß er zu ihm kommen wolle, so gab er ihm allemal zur Antwort: es geht nicht an, lieber Wilhelm, der Vater erlaubt es mir nicht.

Da ließ er ihn endlich zufrieden.

Nach etlichen Jahren spürte man eine sehr merkliche Abnahme an Wilhelms Kräften. Sein Wachsthum hörte auf, seine Wangen wurden bleich, er bekam blaue Ringe um die Augen, ja man merkte gar deutlich, daß er dumm wurde, indem er auch die leichtesten Sachen nicht begreifen konnte.

Rudolph hingegen wuchs empor und wurde schlank, wie eine junge Tanne, sein Gesicht blühte, wie eine Rose; jedermann bewunderte seinen Verstand. Da merkte er nun wohl, daß der Vater es gut mit ihm gemeint habe, da er ihm den Umgang mit Wilhelm verbot.

Im zwanzigsten Jahre schrumpfte Wilhelm gar zusammen, und starb unter großen Schmerzen. Und Rudolph wurde ein gesunder und schöner Mann. Er erfuhr nun auch, daß Wilhelm durch heimliche Sünden seinen Leib geschwächt und seine Gesundheit zerstört habe, und daß er von diesen Sünden ebenfalls würde angesteckt worden seyn, wenn ihm der Vater erlaubt hätte, diesen elenden Knaben zu besuchen.

Da wurde er so gerührt, daß er weinen mußte. Er suchte seinen lieben Vater auf, umarmte

ihn, und weinte an seinem Halse. „O mein Vater! mein Erretter, sagte er: wie lieb haben Sie mich gehabt, und wie redlich für mich gesorgt! Was für ein elendes Gerippe würde ich itzo seyn, wenn Sie mich von dem Umgange mit dem unglücklichen Wilhelm nicht abgehalten hätten! Ach, oft war es mir schwer, Ihnen zu gehorchen, oft, vergeben Sie es mir, oft bin ich auch auf Sie unwillig gewesen. Aber nun — nun bin ich durch Ihre Güte so gerührt, daß ich lebenslang dafür dankbar seyn werde." Ach wenn doch alle Kinder glaubten, daß es ihre Eltern gut mit ihnen meinten! wenn sie ihnen doch alle gehorchten! S.

2.

Ludwig ging in eine Schule, wo die Schüler sehr viel arbeiten mußten, weil ihr Lehrer glaubte, daß junge Leute beständig beschäftiget seyn müßten, und nicht eher ruhen dürften, als in den Stunden, die zum Spiele und zur Erholung bestimmt wären. Sie mußten z. E. ganze Bücher abschreiben, und zu gewissen Zeiten lange Stellen aus denselben hersagen.

Darüber wurden sie oft verdrüßlich, murrten gegen den Lehrer, und nannten ihn einen strengen eigensinnigen Mann.

Ludwig aber der von seinem Vater gehört hatte, daß man seinem Lehrer in allen Stücken gehorchen müsse, murrte niemals, sondern arbeitete immerfort dasjenige, was ihm war aufgegeben worden, wenn es ihm auch gleich bisweilen sauer ankam. Deswegen gewann ihn der Lehrer lieb, und sagte oft: wenn ich lauter solche Schüler hätte, wie

Ludwig ist, so würde mir mein Amt noch einmal so leicht seyn.

Einmal besuchte ein Anverwandter Ludwigs Vater, und ließ sich mit Ludwigen in ein Gespräch ein. Dieser wußte von allem sehr vernünftig zu sprechen, und zeigte, daß er eine Menge Kenntnisse sich erworben hatte, die man von einem Kinde in seinen Jahren kaum erwartet. Wenn die Rede auf merkwürdige Naturbegebenheiten kam, z. E. auf der Sonne Auf- und Untergang, den Mond, den Donner und Regen, den Frühling oder Herbst, so wußte Ludwig ganze Stellen herzusagen, die davon handelten.

Der Anverwandte gab ihm ein Papier und dictirte ihm etwas, das er schreiben mußte. Hernach sahe er es durch, und fand, daß es fast ganz ohne Fehler war.

Darüber verwunderte er sich sehr, und sagte, Ludwig müsse einen vortreflichen Lehrer haben, weil er ihm in so kurzer Zeit so viel nützliches gelernt hätte. Ja er versicherte, er glaube, daß Ludwig einmal ein sehr geschickter Mann werden würde, wenn er fortführe sich nach seines Lehrers Regeln zu richten.

Da sahe nun Ladwig ein, wie gut es sey, seinem Lehrer gehorchen, und ließ sich dadurch noch mehr reizen, alle seine Vorschriften auf das pünklichste zu befolgen. S.

Wie sehr man sich durch Ungehorsam schade.

1.

Franz und sein Bruder Gottlieb baten ihren Vater an einem Abend, daß er ihnen erlaubte, im Garten zu spielen.

Ihr könnt es thun, antwortete der Vater, aber ihr müßt auch darin bleiben.

Sie gingen also hin, und spielten eine Zeitlang sehr vergnügt.

Endlich sahe Franz die Gartenthür offen stehen, und da bat er seinen Bruder, mit ihm hinaus zu gehen.

„Aber der Vater sagte ja, wir sollten im Garten bleiben," antwortete der Bruder.

O, sagte Franz, er meinte wohl nur, wir sollten nicht aus der großen Gartenthüre auf die Straße laufen; aber hier hinaus zwischen die Büsche zu gehen, das kann uns doch nicht schaden. Komm nur, lieber Gottlieb; sieh, wie schön es hier ist! und indem er das sagte, gingen sie hinaus.

Lange liefen sie im Gebüsche hin und her, bis sie auf einmal merkten, daß es dunkel ward.

Nun wollten sie umkehren: aber keiner von ihnen wußte den Weg wieder zu finden. Da fingen sie an, erbärmlich zu weinen und zu schreyen. Glücklicher Weise wurden sie von dem Vater gehört; der dem Geschrey nachlief und sie aufsuchte.

Seht ihr? sagte er, da er sie fand: so geht es denen, die nicht achten auf das, was ihnen verständige Leute gerathen haben!

Ich wußte wohl, daß ihr euch außer dem Garten nicht zurecht finden könntet, und deswegen sagt' ich euch, ihr solltet drinnen bleiben.

Nun darf ich euch ein andermal nicht wieder im Garten spielen lassen; weil ich nicht sicher bin, daß ihr nicht abermals hinauslaufen würdet. E. N.

2.

Franz bekam von seinen Eltern sehr oft die Erinnerung, daß er ja nicht mit Ferdinanden umgehen sollte. Er wollte immer die Ursache wissen warum sie ihm dieß untersagten? Sie hielten es aber nicht für gut, sie ihm bekannt zu machen, und sagten ihm weiter nichts, als ein gutes Kind müsse alles thun, was ihm von seinen Eltern befohlen würde, und alles unterlassen, was sie ihm untersagten, wenn es auch gleich nicht wisse, warum? denn die Eltern wüßten, was den Kindern gut wäre, und hätten sie viel zu lieb, als daß sie ihnen etwas Böses rathen sollten.

Damit mußte sich nun Franz beruhigen, und einige Wochen Ferdinands Umgangs vermeiden.

Einmal gingen aber seine Eltern aus, um einen Freund zu besuchen. Da wachte bey Franzen auf eimal die Lust auf, zu Ferdinanden zu gehen. Warum, dachte er, sollst du denn nicht mit Ferdinanden umgehen? Ferdinand ist ja ein gar guter und lustiger Junge. Deine Eltern können dir ja nicht alle Freude verbieten. Wenn sie es freylich erführen, daß du ungehorsam gewesen wärest

— da wärest du wohl für Strafe nicht sicher. Aber wie wollen sie es denn erfahren? sie sind ja abwesend. Ferdinand wird mich gewiß nicht verrathen, und ich — ja ich will gewiß nichts sagen.

Und so ging das unbedachtsame Kind zu Ferdinanden, ob er gleich wußte, daß es ihm seine Eltern untersagt hatten. Dieser hatte eine große Freude, da Franz wieder zu ihm kam, den er schon lange nicht bey sich gesehen hatte. Er rief geschwinde noch einige Kinder zusammen, und fing sogleich ein Spiel an, das mit Springen und Toben verknüpft war. Da das Haus hier zu klein war, so liefen sie in den Garten des Nachbars, der eben offen stand. Da ging alles bunt über. Verschiedene Beetchen, die mit allerley Gewächsen besäet waren, wurden zertreten, die Aurikelchen, Hyacinthen, Sprößlinge vom Spargel, alles wurde zerknikt einige Nelkentöpfe wurden umgestoßen und zerbrochen. In der Gesellschaft dieser wilden Knaben war Franz auf einmal so wild geworden, daß er sich ganz und gar vergaß, gar nicht einfallen ließ, daß ihm dieß unanständige Betragen Verdruß zuziehen könnte.

Da die Gesellschaft eben am wildesten war, kam der Herr des Gartens, und sahe alle den Unfug, den diese wilden Knaben angerichtet, und den Schaden, den sie ihm zugefügt hatten. Da er ein sehr hitziger Mann war, so wurde er dadurch so aufgebracht, daß er nach einem Stocke griff, um die unbesonnenen Knaben zu bestrafen. Diese waren ihm zu geschwinde, und entwischten durch die Gartenthüre.

Aber der Strafe entwischten sie nicht. Den folgenden Tag ging der Besitzer des Gartens in die Schule, nannte die Knaben, die in seinen Garten eigenmächtig gekommen wären, und erzählte den großen Schaden, den sie ihm zugefügt hätten. — Der Rektor erschrack, daß er solche Buben in seiner Schule hätte, und strafte sie alle ab, folglich auch Franzen.

Thränend und schluchzend kam er zu seinen Eltern. Da fand er aber kein Mitleiden. Der Rektor, sagten sie, habe recht gethan. Er habe ihn nur bestraft, wegen des Schadens, den er dem Besitzer des Gartens, zugefügt hätte, nun müsse aber der Ungehorsam gegen die Eltern noch gestraft werden, deswegen solle er einige Tage, bey der Mittagsmahlzeit, mit trocknem Brode vorlieb nehmen. Das that wehe, so wehe, daß sich Franz vornahm, auch nicht ein einzigesmal seinen lieben Eltern wieder ungehorsam zu seyn. S.

3.

Es waren zwey Brüder. Der älteste mochte ungefähr eilf, der jüngste zehn Jahr alt seyn. Beyde wurden von ihren Eltern gar sehr geliebt. Ihr Vater, der ein Kaufmann war, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde thun. Er pflegte alsdann, zu seiner Vertheidigung gegen Straßenräuber, ein paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wenn er zurück kam, schoß er diese vorher gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit niemand sich oder andern Schaden damit thun möge. Dem ungeachtet verbot er seinen Söhnen oft, sowohl diese Pistolen, als auch irgend ein anderes

Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wüßten. Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehr niemals zu spaßen, weil daraus schon oftmals großes Unglück entstanden wäre.

Nach einigen Tagen kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück: aber weil er im Kurzen wieder von neuem abzureisen gedachte, so hatte er dießmal seine Pistolen nicht losgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht: denn er hatte es ja ein = für allemal verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beyden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antwortete Christian, weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren? — Wohl wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; und verderben werden wir ja auch nichts daran. Sieh, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß (und so zog er den an beyden Pistolen auf). Nun stelle dich dahin, und gieb Acht, wie ich commandire. Wann ich Feuer rufe, so mußt du abdrücken. — Schon standen beyde gegen einander über, und Wilhelm kommandirte: Achtung! Präsentirt das Gewehr! Legt an! Feuer! — Mit diesen Worten

druckten beyde los, und beyde fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute. Auf den Knall der beyden Pistolen kam die Mutter voller Bestürtzung herbey gerannt, und o Himmel, welch ein Anblick! Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern nieder, die in diesem Augenblicke den letzten Athemzug thaten. Da sie von dem herbeygelaufenen Hausgesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren sie schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey seiner Zuhausekunft der blosse Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

Pädag. Unterhandl.

Von der Vortreflichkeit der Dankbarkeit.

I.

Der Herr von R*** hatte sich, als preußischer Werbofficier, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jezt wieder zurück nach sei- Regimente gehn.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bey ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Officier trat, an allen Gliedern.

Der Officier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge?

„Daß Sie mich abweisen," war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Officier; Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen: wie können Sie so was besorgen?

„Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.

Wie viel verlangen Sie? fragte der Officier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Officier, sind freylich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie; Morgen reisen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Officier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in einer Stunde wieder da zu seyn. Dieser trauete seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte; so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadgefängniß laufen; allwo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Officier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thüre des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden: „Hier ist, hört' er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bey ihm nieder; und nun führe er mich geschwinde zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreyen." Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Officier blieb noch etwas stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Officier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt ging dieser auf sie zu, und sagte zu dem Alten: Beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frey; und es reuet mich der Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letztere weigerte sich anfangs die ihm angebotene Freyheit anzunehmen. Er bat den Officier, ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedurfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen seyn.

Aber der großmüthige Officier bestand darauf, daß er bleiben sollte; führte beyde an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bey seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit, zwey Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben. **Campe.**

2.

Karl legte sich mit solchem anhaltenden Fleiße auf die Landwirthschaft, daß er bald Meyer (Hofmeister) wurde. Und bald darauf ward er von der Herrschaft, bey der er diente, seiner Geschicklichkeit wegen, als Verwalter angenommen.

Wie er nun bey diesem Dienste einen guten Lohn bekam, von Jugend auf aber sparsam zu leben sich gewöhnt hatte, so verbrauchte er auch nicht alles von seinem Lohne zu seinen Bedürfnissen, sondern erübrigte alle Jahre etwas davon.

Da dachte er an seine alten armen Eltern, und schickte ihnen monatlich ein Gewisses am Gelde, oder brachte es selbst, davon sie sich dienstfrey kaufen konnte.

Das ist die größte Freude für mich, sprach er oft, wenn ich daran gedenke, daß meine Eltern durch mich ein ruhiges und frommes Alter erleben, und daß ichs ihnen doch einigermaßen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben.

Goldner Spiegel.

Wie häßlich und schädlich der Undank sey.

I.

Sophie kam an einem warmen Frühlingsabend von einem Spatziergange zurück, und war so gerührt über das viele Schöne, das sie gesehen hatte, und über das viele Gute, das Gott seinen Geschöpfen thut, daß sie ein herzliches Verlangen hatte, auch recht viel Gutes thun zu können.

Da begegnete ihr ein kleines schwarzäugigtes Mädchen, das barfuß gieng, elende Kleider an hatte, und mit einer sehr freundlichen Miene sie bat, ihr einige von den Blumen zu geben, die sie in der Hand hatte.

Sophie that es mit Vergnügen und erkundigte sich zugleich, wem das Mädchen angehöre? Da erfuhr sie, daß sie weder Vater noch Mutter habe, sondern von einer armen Anverwandtin erzogen würde, die zunächst in einem kleinen Hüttchen wohne. Sogleich gieng Sophie mit dem Mädchen zu ihr, und fragte, ob sie ihr die Kleine nicht zur Erziehung überlassen wolle? sie sollte, sagte sie, von ihr wie ihr eigen Kind gehalten werden.

Die gute Alte, die sich selbst kaum erhalten konnte, nahm dieses gütige Anerbieten mit Vergnügen an, und Sophie nahm dieß Kind auch sogleich bey der Hand, und führte es mit sich nach Hause.

Da hatte es nun Brigittchen, so hieß das Mädchen, recht gut. Den folgenden Tag schon, wurde ihr neue reinliche Kleidung verfertigt, und

die alten Lumpen wurden ihr abgenommen. Sie bekam täglich ihr Frühstück, Mittags- und Abendmahlzeit, die ihr gar herrlich schmeckten, weil sie von Jugend auf die elendeste Kost genossen hatte. Die Thränen traten ihr oft in die Augen, wenn sie einen Teller voll gutes Gemüß und Fleisch bekam, und zurückdachte, wie sie sich sonst mit einem Stück Brod und Salz habe behelfen müssen. Und wenn sie die alten Lumpen wieder erblickte, die sie sonst getragen hatte, und die ihre Pflegemutter, nicht ohne Ursache, in einem Kämmerchen aufbewahrte, und sie mit ihrer gegenwärtigen reinlichen Kleidung verglich, so wurde sie noch mehr gerührt. Sie lief alsdann oft zu Sophien, küßte dankbar ihre Hände, und versicherte, daß sie ihr lebenslang die Wohlthaten nicht vergelten könne, die sie ihr itzo erzeige.

Sophie that ihr noch weit mehr Gutes. Sie ließ sie auch im Lesen und Schreiben unterrichten, ließ ihr das Kochen, Spinnen, Stricken, Nähen und alles erlernen, was ein Mädchen wissen muß, das einst sich selbst ernähren will. Was du bey mir lernst, Brigittchen, sagte sie ihr oft, das soll einst deine Mitgabe seyn, davon kannst du dir dein Lebenslang deinen Unterhalt verschaffen.

Darüber hatte Brigittchen gar eine große Freude.

Nach und nach wurde sie aber an das Gute, das sie in Sophiens Hause genoß, so gewöhnt, daß sie vergaß, daß dieß eine Wohlthat sey, und sich einbildete, sie habe ein Recht es zu fordern.

Sie vergaß sich einigemal so sehr, daß sie das Essen tadelte, das ihr Sophie reichen ließ und sich

merken ließ, das Kleidchen sey ihr nicht gut genug, daß sie ihr geschenkt hatte. Dieß war für die gute Sophie eine große Kränkung.

Brigitte vergieng sich aber in der Folge noch weit mehr. — Da sie groß worden war, und so viel gerlernt hatte, daß sie glaubte, sich selbst nähren zu können, begegnete sie ihrer Wohlthäterin sehr unfreundlich, und sahe einige Tage sauer aus, wenn sie von ihr einen kleinen Verweis bekommen hatte.

Einst hatte sie einen Schleier, den ihr Sophie zu waschen übergeben hatte, so schlecht gewaschen, daß ihr Sophie deswegen einen Verweis geben mußte.

Dieß verdroß das Mädchen so sehr, daß es in der Stille ihre Sachen, die ihr Sophie nach und nach geschenkt hatte, zusammenpackte, und von ihr wegzog.

Ihre Wohlthäterin nahm mit nassen Augen von ihr Abschied, und sagte ihr vorher, daß sie den unbedachtsamen Schritt, den sie itzo thäte, gewiß bald bereuen würde. Sie blieb aber auf ihrem harten Sinne und trennte sich von ihr.

Sie gieng zu einer andern Frau, bot ihr ihre Dienste an, und glaubte, sie würde nun, ihrer Geschicklichkeit wegen, mit offenen Armen von ihr aufgenommen werden. Sie irrte sich, aber gar sehr. Denn als sie von ihr wissen wollte, warum sie aus Sophiens Hause gezogen wäre, und Brigitte so boshaft war, daß sie ihrer Wohlthäterin allerley übels nachredete, so erstaunte diese Frau über den Undank, und sagte; und ihr schämt euch

nicht von einer Person so zu sprechen, der ihr euer ganzes Glück zu verdanken habt? Wollt ihr dieser guten Frau nicht gehorchen, wie viel weniger werdet ihr mir gehorsam seyn! Sprecht ihr von dieser übel, wie viel mehr werdet ihr von mir sprechen, da ich nicht im Stande bin, euch so viel Gutes zu erzeigen!

Da mußte Brigitte beschämt abziehen.

Sie gieng zu einer andern Frau, bekam aber von ihr eine ähnliche Antwort. Gern wäre sie zu Sophien wieder zurück gegangen, und hätte sie um Verzeihung gebeten. Aber sie mußte besorgen, von ihr abgewiesen zu werden.

Sie kam endlich in Dienste bey einer sehr reichen Frau, wo sie sich aber sehr übel befand. Gemeiniglich bekam sie verdorbene Speisen, und das Getränk wurde ihr zugemessen. Sie mußte schwere Arbeit thun, und wenn sie das geringste versahe, so wurde sie schrecklich ausgescholten.

Deswegen zog sie schon nach sechs Wochen wieder von ihr, und suchte eine andere Herrschaft. Hier hatte sie es eben nicht viel besser, und mußte sie ebenfalls nach einem Vierteljahre wieder verlassen.

Dieß machte sie immer boshafter und die schlimme Gewohnheit, ihrer Herrschaft unfreundlich zu begegnen; wurzelte immer tiefer bey ihr ein.

Deswegen hatten sie nirgends gute Tage. Sie mußte ihr Lebenslang sich unter fremden Leuten herumschlagen, mußte sich oft ihre Armuth vorwerfen, und von ihnen mishandeln lassen.

Da weinte sie oft bitterlich, und klagte: alle dieß Elend habe ich durch die Undankbarkeit gegen meine liebe Wohlthäterin verdient.

2.

Sebald war eine Waise, der nicht das geringste Vermögen besaß. Zeither war er durch die Gutthätigkeit einiger seiner Anverwandten auf der Schule erhalten worden. Nun hätte er gern die Akademie bezogen, konnte aber keinen Thaler aufbringen, um die dazu nöthigen Kosten zu bestreiten.

In dieser Verlegenheit wandte er sich an den Herrn von Ringwald, der allenthalben als ein sehr gutthättiger Mann bekannt war, und bat ihn um Unterstützung. Dieser that mehr als er erwartet hatte. Er sagte ihm, nach einigen Wochen wieder zu kommen, und von ihm Antwort zu holen.

Als er kam, versicherte ihm dieser gutthätige Mann, daß er ihm auf der Akademie den Freytisch und freyen Unterricht bey den Professoren ausgewirkt habe, zählte ihm zehen Dukaten hin, um sich davon reinlich zu kleiden, und versprach noch überdieß, ihm, so lange er auf der Akademie lebte, jährlich hundert Thaler zahlen zu lassen.

Durch diese außerordentliche Güte war Sebald so gerührt, daß er sich zu seines Wohlthäters Füßen werfen wollte.

Dieser richtete ihn auf, und sagte: er verlange weiter keinen Dank, als diesen, daß er sein Geld gut anwenden, und sich bemühen sollte, etwas nützliches zu erlernen, damit er einst an ihm Freude habe.

Sebald versprach es unter Vergießung vieler Thränen.

Aber nur allzubald vergaß er sein Versprechen. Kaum hatte er das Drittemal 25 Thaler ausgezahlt bekommen, so war er so thöricht, zu glauben, es wäre des Herrn von Ringwalds Schuldigkeit, ihn zu ernähren.

Er fieng ein so unordentliches Leben an, daß er mit dem Gelde, das ihm bestimmt war, nicht mehr auskommen konnte. Er schrieb es an seinen Wohlthäter, und bat ihn, ihm noch mehr Geld zu überschicken. Da dieser ihm nun seine Unbescheidenheit verwies, so war er so verwegen, daß er seinem Wohlthäter schrieb, er wäre kein Handwerker, der mit so Wenigem leben könne; er müsse künftig wenigstens 150 Thaler haben, wenn er länger auf der Akademie bleiben sollte.

Dieß brachte den Herrn von Ringwald so sehr gegen diesen Undankbaren auf, daß er ihm meldete, von nun an hörten seine Wohlthaten auf.

Nun fieng Sebald an, die Häßlichkeit seines Betragens einzusehen. Er bat zu wiederholtenmalen um Verzeihung, ohne daß er sie erhalten konnte.

Da er nun von allen Menschen verlassen war, so zwangen ihn Schulden und Kummer, sich als gemeiner Soldat anwerben zu lassen.

Er führte einige Jahre noch ein kümmerliches Leben, und fand endlich in einer Schlacht seinen Tod. S.

Wohlthätigkeit belohnt sich selbst.

I.

Alj-Ibn Abas, Liebling des Califen Mamoun und Policeyaufseher, unter der Regierung dieses Fürsten, erzählt folgende Geschichte, die ihm selbst begegnet ist.

Ich befand mich an einem Abend bey dem Califen, als man einen Mann mit gebundenen Händen und Füßen zu ihm brachte. Mamoun befahl mir, auf diesen Gefangenen ein wachsammes Auge zu haben, und ihn des andern Morgens wieder zu ihm zu führen. Der Calife schien mir sehr aufgebracht zu seyn, und die Furcht, mich selbst seinem Zorne auszusetzen, bewegte mich zu dem Entschlusse, den Gefangenen in meinem Harem, als dem sichersten Orte in meinem Hause, einzuschließen.

Ich erkundigte mich nach seinem Vaterlande, und er sagte mir, daß er zu Damas gebohren wäre, und in dem Viertel der großen Moschee wohnte. Der Himmel rief ich aus, schütte seinen reichesten Segen über die Stadt Damas, und vorzüglich über das Viertel, in welchem du wohnest, aus. Er wollte die Ursache dieser lebhaften Freude, die mich belebte, wissen, und ich antwortete ihm: Ich habe einem Manne in deinem Viertel mein Leben zu verdanken.

Diese Antwort erregte seine ganze Neugierde, und er beschwor mich, sie zu befriedigen. Schon vor vielen Jahren, fuhr ich fort, setzte der Calife

den Viceкönig zu Damas ab. Ich bekleitete denjenigen, den dieser Fürst zu seinem Nachfolger ernennet hatte. In dem Augenblicke, da wir von dem Palaste des Statthalters Besitz nahmen, erhob sich zwischen dem neuen und alten Statthalter ein Streit. Dieser letztere hatte die Soldaten zum Aufruhr angereizt. Sie überfielen uns. Ich sprang aus einem Fenster des Palasts, und da ich mich von andern verfolget sahe, rettete ich mich in dein Viertel. Ich fand ein Haus offen, dessen Herr an der Thüre stand. Ich bat ihn mir das Leben zu retten; er führte mich sogleich in die Wohnung seiner Frauenzimmer, und ich lebte hier ein Monat im Ueberflusse und in Ruhe.

Mein Wirth brachte mir an einen gewissen Tage die Nachricht, daß eine Caravane nach Bagdad abzugehen willens wäre, und daß wenn ich Neigung hätte, mein Vaterland wieder zu sehen, ich mich einer so günstigen Gelegenheit bedienen könnte. Die Blödigkeit verschloß mir den Mund, und ich wagte es nicht, ihm mein Elend zu entdecken Ich war ohne Geld, und ich mußte also der Caravane zu Fuße nachfolgen. Wie groß war aber meine Verwunderung, als man mir am Tage meiner Abreise ein kostbares Pferd, und einen mit allerhand Lebensmitteln beladenen, Maulesel, nebst einem schwarzen Sklaven, der mir auf der Reise zu meiner Bedienung seyn sollte, überbrachte. Zu gleicher Zeit schenkte mir mein Wirth einen Beutel voll Gold, führte mich selbst zu der Caravane, und empfohl mich vielen Reisenden, die seine Freunde waren. Dieß ist die Wohlthat, die ich in

eurer Stadt erhalten habe, und die sie mir so schätzbar macht. Meine Bemühungen, diesen großmüthigen Wohlthäter noch einmal zu sehen, sind bisher vergeblich gewesen. Ich würde zufrieden sterben, wenn ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen könnte.

Deine Wünsche sind erfüllt, rief mein Gefangener mit erfreuter Seele aus. Ich bin derjenige, der dich in sein Haus aufnahm. Solltest du mich verkennen gelernet haben? Die Zeit, die seit dieser Begebenheit verstrichen war, und das Leiden, in welchem er sich befand, hatten sein Gesichte verändert; bey einer genaueren Aufsuchung seiner Züge aber fiel es mir nicht schwer, ihn wieder-zu erkennen, und die Umstände, die er mir anführte, ließen mir keinen Zweifel übrig; meinen Gefangenen nicht für eben denjenigen zu halten, der auf eine so großmüthige Art mein Leben gerettet hatte. Ich umarmte ihn mit thränenden Augen, riß ihm seine Ketten los, und fragte ihn, wodurch er sich den Zorn des Califen zugezogen habe. Nichtswürdige und verächtliche Feinde, antwortete er mir, haben mich unschuldigerweise bey dem Mamoun angeschwärzet; man hat mich in der größten Eilfertigkeit von Damas abreisen lassen, und die Grausamkeit gegen mich so weit getrieben, daß ich auch nicht einmal den Trost haben können, meine Frau und meine Kinder zu umarmen. Ich weiß mein Schicksal nicht, das auf mich wartet; sollte aber das Todtsurtheil an mir vollzogen werden, so beschwöre ich dich, meiner Familie dieses Unglück bekannt zu machen.

Nein, du wirst nicht sterben, erwiederte ich, ich gebe dir diese Versicherung. Du wirst deine Familie wieder sehen, und du bist von diesem Augenblicke an frey. Ich holte sogleich unterschiedene Stücke der schönsten seidenen Zeuge, und bat ihn, sie seiner Gemahlin zu überbringen, wozu ich noch einen Beutel mit tausend Zechinen fügte. Gehe, setzte ich hinzu, zu den kostbaren Unterpfändern deiner Zärtlichkeit, die du zu Damas zurückgelassen hast; der Zorn des Califen falle auf mich, ich scheue ihn nicht, wenn ich so glücklich bin, dich zu retten.

Was für einen Antrag thust du mir, versetzte mein Gefangener, und hältst du mich für fähig, ihn anzunehmen? Wie! in der Absicht, dem Tode zu entgehen, sollte ich heute eben dieses Leben aufopfern, das ich dir ehemals erhielt? Bemühe dich, den Califen von meiner Unschuld zu überzeugen; ich verlange keinen andern Beweis deiner Erkenntlichkeit. Kannst du ihm seinen Irrthum nicht benehmen, so wurde ich selbst ihm meinen Kopf darbiethen. Er mag nach seinem Gefallen über mein Leben gebieten, wenn ich nur deines in Sicherheit weis. Ich bat ihn nochmals flehentlich, die Flucht zu ergreifen; allein er blieb unbeweglich.

Ich unterliß nicht, mich des folgenden Morgens vor dem Mamoun einzufinden. Dieser Fürst war mit einem feuerfarbenen Mantel, als ein Zeichen seines Zorns, bekleidet. Sobald er mich sah, fragte er nach meinem Gefangenen, und befahl zu gleicher Zeit, daß der Scharfrichter herzugerufen werden sollte. Herr, gab ich ihm zur Antwort, und warf mich zu seinem Füßen, es ist mit demjenigen,

den Sie mir gestern anvertraut haben, etwas außerordentliches vorgefallen. Erlaube mir, es dir zu hinterbringen. Dieses Wort, erregte seinen ganzen Zorn. Ich schwöre dir, sagte er zu mir, bey der Seele meines Großvaters, daß du anstatt deines Gefangenen sterben mußt, wenn du ihn hast entwischen lassen. Mein Leben, und das seinige, erwiederte ich, sind in deinen Händen, würdige mich nur einiges Gehörs. Rede, versetzte er. Ich erzählte nunmehr diesem Fürsten: auf was für eine Art mir dieser Mann das Leben zu Damas gerettet, daß ich ihm aus Erkenntlichkeit die Freyheit angeboten, daß er sie aber aus Besorgniß, mich der Gefahr des Todes auszusetzen, ausgeschlagen habe. Herr! fügte ich hinzu, er ist nicht schuldig. Ein so großmüthiger Mann kann es nicht seyn. Niederträchtige Verläumder haben ihn dir verdächtig gemacht; er ist das unglücklichste Opfer eines wütenden Hasses und eines ausgelassenen Neides.

Der Calife schien gerührt zu seyn. Dieser Fürst hatte von Natur eine erhabene Seele, und er konnte sich nicht enthalten, das Betragen meines Freundes zu bewundern. Ich verzeihe um deinetwillen, sagte Mamoun zu mir, überbringe ihm diese gute Nachricht, und führe ihn zu mir. Ich warf mich zu den Füßen dieses Fürsten nieder, küßte sie, und dankte ihm in den stärkesten Ausdrücken, die mir nur die Dankbarkeit eingeben konnte. Ich brachte hierauf meinen Gefangenen zu dem Califen. Der Monarch beschenkte ihn mit einem Ehrenkleide, mit zehen Pferden, zehen Mauleseln, zehen Kameelen, und mit zehentausend Zechinen,

zu Bestreitung der Reisekosten, und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Statthalter zu Damas mit. Sulzer.

2.

Eine kranke Wittwe lag in einer elenden Hütte ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde. Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht es, Gott Lob! so wohl. Wir haben Ueberfluß — Aber wie viele mögen Noth haben! Laß uns an unserm Hochzeittage eine gute Handlung thun, und der armen Frau dort ein wenig Essen schicken, oder selbst bringen!“ „Du hast recht, sagte der Bräutigam, ich liebe dich nun noch mehr als vorher, weil du so gut gesinnet bist.“ Da nahmen sie jedes etwas von guten Speisen, und trugen es selbst der armen Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher ganz verlassen war, Arzney und Wartung erhielt. Die kranke Frau weinte vor Freuden, und segnete sie. Darauf gingen sie wieder nach dem Hochzeithause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That vor den Gästen; aber sie waren außerordentlich vergnügt. Rochow.

3.

Der alte Likas saß bey Sonnenuntergang vor seiner Hütte.

Sein kleiner Sohn, Mirtil, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehn, und wischte sich die Augen, die er oft gen Himmel richtete.

Dieß befremdete seinem Vater.

Er rief ihn zu sich. Mirtil eilte auf den gehörten Ruf herbey, und sein liebreicher Vater nahm ihm vor sich in den Schooß.

Was ist dir, Lieber? fragte der Greis, indem er ihm in die Augen sah, die von Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was?

Nichts, lieber Vater, war seine Antwort; ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

L. Aber du hast ja geweint?

M. Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

L. Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht.

M. Lieber Vater, verlang es nicht zu wissen.

L. Nicht? Und könntest du etwas haben, welches dein Vater nicht wissen dürfte.

M. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen?

L. Auch sollst du das nicht thun, mein Sohn; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könne mit dir.

M. Du willst es, lieber Vater; und ich muß gehorsam seyn.

Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde ging um das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsch jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer er sey.

Es war ein armer alter Greis; der lag auf der Erde, und neben ihm ein großer Bündel Holz, worauf er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blas und abgezehrt, und seine Augen waren trübe von Thränen.

Ich hörte, indem ich hinterm Busche stand, ihn traurig mit sich selber sprechen:

„Guter Gott, sagt' er, erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! Meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit."

Indem er das sagte, sank er mit dem Kopfe auf sein Bündel.

Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sahe, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben seinem Kopfe auf das Holz nieder.

Dann lief ich her zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder.

Indem ich nun jezt zurück kam, und wieder an den Busch trat, hinter dem der Alte lag, wekte ihn mein Geräusch.

Was sehe ich? rief er aus, da er das Butterbrod und die Flasche Milch erblickte: Ist ein Engel Gottes hier gewesen, der mich und meine Kleinen vom Tode retten wollte?

Aber wer du auch gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hergelegt hast; Gott segne, Gott belohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabey über die Wangen.

Aber, fuhr er fort, ich unglücklicher! Wo werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Doch, Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kleinen diese Erquickung bringe.

Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder, mit seinem Bündel Holz, und schlich sich gebückt und ächzend fort.

Ich selbst nahm einen Umweg, lief ihm eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen.

Gott grüß euch, guter Vater, sagte ich, indem ich bey ihm war. Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu tragen? Gebt mir die Flasche mit Milch und das Brod; ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wollt.

Der Greis sahe mir mit freudigen Verwunderung ins Gesicht, und sagte, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich gesandt, mein Sohn, um mich aus diesem Walde zu führen, worin ich mich verirrt hatte.

Ich fragte ihn, wohin er gehen wollte; und so führte ich ihn zum Walde hinaus.

Er erzählte mir mit nassen Augen, wie unverhoft, der liebe Gott für ihn gesorgt habe, während seines Schlafs, und bedauerte nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben sey.

Alle Morgen, sagt' er, und alle Abend sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott betten; denn er hat vom Tode uns errettet.

Auch du, mein Sohn, setzet er hinzu sollst gesegnet werden von uns, daß du mich führst zu meinen Ki..dern, ehe sie vor Hunger sterben.

Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte.

Jezt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Hause kam und ihnen etwas essen mitbrachte, und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. —

Du hast es gewollt, lieber Vater; sonst hätte kein Mensch etwas davon erfahren sollen.

Er schwieg; und Likas drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust.

Nun, rief er aus, kann ich freudig sterben, weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glücklich seyn wird. **Campe.**

1.

Aemiliens größte Freude war, armen Kindern wohl zu thun. Unter andern kannte sie ein armes Mädchen, das Mariechen hieß. An diesem that sie vorzüglich viel Gutes. Sie theilte oft mit ihr ihr Frühstück, ließ ihr Kleidung, Schuh und Strümpfe machen, und kaufte ihr Bücher von dem Taschengelde, das sie sich erspart hatte.

Durch diese Wohlthaten wurde Mariechen so gerührt, daß sie Aemilien alle mögliche Gefälligkeit erzeigte. Sie kam des Tages etlichemal und fragte an: soll ich denn etwas für sie arbeiten? Und wenn Aemilie sich nur merken ließ, daß sie dieses oder jenes gerne möchte gethan haben, da hätte man sehen sollen, mit welcher Freude das Mädchen die beschwerlichsten Arbeiten übernahm.

Einmal kam sie auch nach Aemiliens Hause geschlichen, und wartete, daß sie zu ihr herabkommen sollte — aber Aemilie kam nicht. Sie kam noch zweymal, da war aber keine Aemilie zu sehen. Sie kamm noch zwey Tage — aber Aemilie war nicht anzutreffen.

Da hätte das arme Mädchen vor Jammer vergehen mögen.

Ach! sagte sie, ganz gewiß habe ich bey Aemilien etwas versehen. Wenn ich doch nur wüßte, was

es wäre, ich wollte ihr es gerne abbitten. Ach, die liebe Aemilie!

Da begegnete ihr die Magd aus Aemiliens Hause.

Höre sie! Höre sie! fragte Mariechen, wo ist denn Jungfer Aemilie?

Jungfer Aemilie? antwortete die Magd, die wird nicht lange mehr leben, die ist zum Sterben krank; sie bekommt die Blattern.

Was? rief Mariechen, Aemilie sterben? Aemilie die Blattern? Ach daß Gott erbarme! mein liebes Aemilchen! Ach mein Aemilchen! die kann ich nicht sterben lassen.

Und nun lief sie gerade die Treppe hinauf. Da begegnete ihr Aemliens Mutter. Gnädige Frau! sagte sie, ach lassen sie mich bey Aemilien, ich muß sie sehen. Die Mutter wollte sie zurückhalten, aber das half nichts, sie drang in die Stube ein.

Da lag nun die gute Aemilie in großer Hitze, betrübt und einsam; denn alle ihre Freundinnen hatten sie verlassen.

Mariechen lief mit thränenden Augen auf sie los, faßte ihre Hand, und sagte: „Ach du lieber Gott! ich glaube, sie ist gar krank, ich glaube, sie will sterben? ach sterbe sie ja nicht! bleibe sie ja bey uns! was wollte ich unglückliches Mädchen denn anfangen, wenn Aemilchen nicht mehr da wäre! Ich will gerne Tag und Nacht bey ihr bleiben, und sie warten und pflegen, daß sie uns nur nicht stirbt. Sie erlaubet es mir doch?“ Aemilie drückte ihr die Hand und gab ihr zu verstehen, daß ihr ihre Gegenwart sehr angenehm seyn würde.

So wurde denn Mariechen, nachdem sie ihrer Eltern Einwilligung erlangt hatte, Aemiliens Wärterin. Es war eine rechte gute Wärterin. Sie kam Tag und Nacht nicht von Aemiliens Bette. Sobald Aemilie ängstlich that, so erkundigte sie sich, was ihr fehle? ob sie etwas verlange? Sie legte ihr die Kissen zurechte, sie brachte ihr Erfrischungen, Spielwerk, und that alles mögliche, um ihren Schmerz zu erleichtern. Endlich wurde Aemilie gar auf etliche Tage blind. Da wollte sie ungeduldig werden. Aber Mariechen redete ihr zu. Gebe sie sich, sagte sie, zufrieden, der liebe Gott wird doch wohl wieder helfen. Soll ich ihr denn etwa etwas vorsingen? Aemilie nickte. Und nun sang Mariechen ihr alle die Liederchen vor, die sie erst von ihr gelernt hatte. So vergieng ein trauriger Tag um dem andern, ohne daß Aemilien die Zeit lang geworden wäre.

Nach und nach wurde sie wieder gesund. Die Augen öfneten sich, die Schmerzen verloren sich, die bösen Blattern trockneten ab: der Appetit fand sich auch wieder ein.

Werde ich dir doch, sagte sie zu Mariechen, vergelten können, was du in meiner Krankheit an mir gethan hast!

Sie fragte ihren Vater, wie sie sich gegen ihrer guten Wärterin recht dankbar erzeigen könnte. Und ihr Vater, der ganz entzückt war, daß er das liebe sanfte Mädchen wieder gesund sahe, gab ihr zur Antwort: dafür laß mich sorgen.

Er ließ heimlich für Mariechen einen Anzug machen, und Aemilie mußte ihr denselben, da sie das

erstemal wieder in den Garten gieng, zustellen. Da war nichts als Freude. Aemiliens Eltern freueten sich über die Gesundheit ihrer Tochter. Aemilie war vergnügt, daß sie Mariechens Treue belohnen konnte, und Mariechen jubilirte, daß sie ihr Jungfer Aemilchen wieder hatte, und über ihren neuen Anzug.

Aemilie bekam aber von ihrem Vater noch die Lehre: „Du hast erfahren, daß gute Handlungen auch oft in diesem Leben belohnt werden. Es ist an dir die Verheißung erfüllet worden: **Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit. Der wird ihn erquicken auf seinem Siechbette, und ihm helfen von aller seiner Krankheit.** Denke daran, so lange du lebst! Sey eine Freundin der Armen! so wird auch Gott dein Freund seyn.“ S.

Häßlichkeit der Unbarmherzigkeit.

1.

Wilhelm! Wilhelm! das hättest du sehen sollen! O das war ganz allerliebst! wie da Groß und Klein untereinander wimmelten und sich die Semmelkrumen vor dem Maule wegschnappten!

Mit diesen Worten hüpfte das kleine, freundliche Lieschen ins Zimmer, gerade auf ihren Bruder Wilhelm zu. Sie war mit ihrer Mutter spazieren gewesen, und hatte den neuen Teich im Huberischen Garten besehen, wo ein ganzes Heer der größten und schönsten Karpfen pfeilschnell herbey schießt, sobald man Brod- oder Semmelkrumen hineinstreut. Ihre Seele

war von diesen angenehmen Schauspielen so voll, und die Beschreibung, die sie ihrem Bruder davon machte, war so lebhaft, daß dieser Lust bekam, auch in den Huberischen Garten zu gehen und mit den muntern Karpfen sein Brod zu theilen. Weil er den Vormittag in der Schule fleißig gewesen war, erhielt er bald die Erlaubniß seines Vaters zu diesem Spaziergang. Er kaufte noch Semmel und Zwieback, und nun giengs zum Thore hinaus. Er dachte nichts als das lustige Gewühl der Fische, und diese Vorstellung machte, daß er seine Schritte verdoppelte.

Erbarmen Sie sich, junger Herr, einer armen Frau und eines armen Kindes, rief plötzlich eine Weibsperson ihm zu, die am Wege saß und das Mitleiden der Vorübergehenden anflehte. In ihren Armen hielt sie ein weinendes Kind, dessen Gesicht von Hunger und Krankheit eben so abgezehrt war, als das ihrige.

Eine solche Unglückliche sehen und ihr Elend mindern, ist eins, denkt hier jedes weichgeschaffne Herz; aber Wilhelm dachte anders.

Mein armes Kind wird verschmachten! sagte die Arme; und drückte das leidende Geschöpf fester an sich. Wilhelm stund ein Weilchen stille, warf einen flüchtigen Blick auf die Elende, und verfolgte dann, weil er Zeit zu verlieren fürchtete, seinen Gang mit verdoppelter Eile. Jezt war er am Ziel seiner Wünsche. Schon sahe er das rothe Geländer des Teichs von fern, aber zu seinem großen Misvergnügen zugleich eine Menge Menschen, die es so dicht besetzt hatten, daß für ihn kein Plätzchen

mehr übrig war. Voll Unmuths setzte er sich indeß in eine Laube. Endlich, nach einer halben Stunde, da seine Ungeduld aufs höchste gestiegen war, verließ die Gesellschaft den Garten. Er flog zum Teiche — fand aber fast die halbe Fläche desselben mit Brocken von Semmel und anderm Gebacknen bedeckt. Er zerbröckelte einen Zwieback und warf ihn hinunter; aber da war nichts von dem Gewimmel und begierigen Wegschnappen zu sehen, worüber Lieschen so viele Freude gehabt hatte. Er wiederholte diesen Versuch noch einigemal, aber immer vergeblich. Getäuscht in seinen Erwartungen und voll von innerem Verdrusse, kehrte er endlich nach Hause zurück. Auf dem Wege fiel ihm die dürftige Frau wieder ein, und jezt würde er ihr vielleicht seinen ganzen Vorrath gegeben haben; allein sie war schon im nächsten Dorfe, wo ein armer Landmann sich ihrer erbarmt und sie und ihr krankes Kind erquickt hatte. M.

2.

Wilhelm wurde aus einem hartherzigen Jüngling ein hartherziger Mann. Sein Vater hatte ihm große Reichthümer hinterlassen, so daß er sich ein prächtiges Landhaus erbauen, schöne Gärten anlegen und Kutsche und Pferde halten konnte. Er glaubte, man könne keinen weisern und nützlichern Gebrauch vom Gelde machen, als wenn man alles zu seinem eignen Vergnügen anlegte; an das Vergnügen anderer dachte er gar nicht. Daher sahe man denn auch, daß die meisten Armen die Thore seines Landhauses traurig und niedergeschlagen verliessen und sich zu den Hütten der Handwerker und Taglöhner

wandten. Wann sie hier auch nicht immer Hülfe fanden, so fanden sie doch wenigstens Mitleiden und guten Rath; auch dieß verminderte ihr Elend. Oft wurde Wilhelm von rechtschaffenen Männern zur Unterstützung dürftiger Familien aufgefordert; aber immer hieß es: Er habe noch so viel mit der Verbesserung seines eigenen Zustandes zu thun, daß er an andre noch nicht denken könne. Bald mußte er noch ein Stück Land ankaufen, um seinen Garten zu erweitern, bald hatte er für köstliche Weine, Austern und andere theure Waaren, große Summen nach Hamburg schicken müssen. Er wurde daher, in der ganzen Gegend, von vielen bedauert, von den meisten aber verabscheut, und fast nie bey seinem wahren Namen, sondern nur immer der reiche Unbarmherzige genannt. So lebte er einige Jahre, nach dem Urtheil einiger Wenigen, die nur das Aeußere seines Zustandes kannten, glücklich und in Freuden. Auf einmal aber verbreitete sich das Gerücht: das Vermögen des reichen Unbarmherzigen sey erschöpft, und seine Gläubiger würden sich seines Landhauses und aller seiner übrigen Güter bemächtigen. Dieß geschah auch wirklich nach einigen Tagen. Der unglückliche Wilhelm, der, von seiner frühesten Jugend an, nur immer gute Tage gesehen hatte, und Kummer, Mangel und anderes Elend kaum dem Namen nach kannte, sah sich nun plötzlich in einen Zustand versetzt, der so traurig war; daß er nicht mit Worten beschrieben werden kann. Welches Herz konnte sich ihm eröfnen, da er das seine gegen Arme und Hülflose so lange hatte verschließen können? Welcher Recht-

schaffene konnte sich seiner annehmen, da er seinen Beystand so vielen Rechtschaffenen versagt hatte?

Er fand also nirgends Mitleiden, wo man ihn kannte. Es blieb ihm zulezt nichts übrig, als in eine entferntere Gegend zu fliehen, wo er noch jezt einen durch Ausschweifungen entnervten und zu aller Arbeit untüchtig gewordenen Körper umherschleppt. Er erbettelt sein Brod vor den Thüren derer, die er sonst verachtete. M.

Vom Nutzen der Sanftmuth.

1.

Karl und Fritz saßen in der Laube vor dem Hause und wandten einen Kranz zum Geburtstage ihres Vaters. Es fehlten noch Blumen, und Karl gieng in dem Garten, noch einige zu pflücken.

In der Eil vergaß er aber beym Herausgehen die Gartenthüre wieder zuzumachen. Die Folgen dieser Nachläßigkeit waren für den armen Fritz sehr traurig.

Als er eine Stunde nachher in den Garten kam, fand er auf seinem kleinen Beete, daß er selbst umgegraben und bestellt hatte, eine Menge geschäftiger Hüner versammlet, welche sehr emßig die Erbsen, die erst vor kurzem gelegt waren, aus dem lockern Erdreiche hervorkratzten und begierig verschluckten. Alle seine süßen Hoffnungen einer reichen Ernte waren nun auf einmal verschwunden; traurig stand er einige Augenblicke da und konnte sich kaum der Thränen enthalten. Jezt kam Karl. Fritz zeigte

nicht den geringsten Unwillen gegen ihn, sondern klagte ihm nur seine Noth in den rührendsten Ausdrücken, und bat ihn, in Zukunft bedachtsamer zu seyn.

Karl wurde durch die Sanftmuth seines Bruders im Innersten seiner Seele bewegt, ging sogleich aus, und kaufte für sein Taschengeld die besten Zuckererbsen, die er bekommen konnte, stand am folgenden Morgen sehr früh auf, bestellte seines Bruders Beet vom neuem, und faßte während der Arbeit den festen Vorsatz, die Zufriedenheit eines so guten, sanftmüthigen Bruders nie wieder zu stören. M.

2.

Johannes war ein leichtsinniger Knabe, der sehr oft seiner jüngern Schwester, Minchen, durch muthwillige Neckereyen beschwerlich wurde. Minchen blieb aber dabey immer gelassen, und bat ihn, im sanftesten Tone, ihr doch liebreicher und brüderlicher zu begegnen. Dieß gefiel nun den Vater außerordentlich wohl, und sagte ihr oft: So lange du, mein liebes Kind, diese Sanftmuth zu erhalten suchst, wirst du immer ein ruhiges und vergnügtes Leben führen, und selbst Menschen, die feindselig gegen dich gesinnt sind, zu deinen Freunden machen. Du hingegen, Johannes, wirst bald der Zerstörer deiner eignen Ruhe werden, wenn du fortfährst die Ruhe anderer zu stören.

Die Kinder wurden bald, durch ihre eigne Erfahrung, von der Wahrheit dieser väterlichen Ermahnungen überzeugt.

Minchen war von allen geliebt, die sie kannten, weil sie sich gewöhnt hatte, kleine Unannehmlichkeiten, ja selbst Beleidigungen, mit sanftmüthiger Gelassenheit zu ertragen. Johannes hingegen wurde in mancherley Verdrießlichkeiten verwickelt, und machte sich viele Feinde, weil er sich gegen seine übrigen Gefährten eben so betrug, wie er sich gegen Minchen zu betragen pflegte. M.

Vortreflichkeit der Geduld.

1.

Eine gefährliche Augenkrankheit nöthigte den guten Jüngling Edmund, eine Zeitlang auf der Bahn zu den Wissenschaften still zu stehen.

Auf Anrathen des Arztes mußte er sich zuerst von seinen Büchern, und endlich, da seine Augen immer schlimmer wurden, auch vom Tageslichte trennen. In einem dunkeln Zimmer lebte er in trauriger Abgeschiedenheit von den Wissenschaften und der Natur, vormals den Hauptquellen seiner Freuden. Er kannte keinen Wechsel der Tageszeiten mehr. Ihm blühte kein Frühling, lachte keine Morgenröthe, leuchtete kein Sternenhimmel, dichte Finsterniß umgab ihn.

Zu seinem großen Glücke ertrug er seinen unaussprechlich traurigen Zustand **mit Geduld**; hiedurch wurde das Mitleiden seiner Freunde gegen ihn vermehrt. Sie verließen ihn fast niemals, erzählten ihm aus unterhaltenden Schriften, sprachen ihm Trost zu, wenn der Schmerz zu heftig wurde, warnten ihn, so oft er sich durch Reibung der Au-

gen Linderung verschaffen wollte, und baten ihn mit freundschaftlicher Wärme, den Vorschriften des Arztes auf das gewissenhafteste nachzuleben. Er folgte, und genas.

Sein Arzt sagte ihm nachher oft: Nicht mir, sondern der **Geduld** sind sie ihre Rettung schuldig. Ohne sie würden sie ihre Augen öfter durch Reiben erhitzt, oder sich den Genuß schädlicher Speisen erlaubt haben. Und was würde hievon die Folge gewesen seyn? fragte der Jüngling.

Lebenslange Blindheit, antwortete der Arzt.

M.

2.

Zween Wanderer hatten bey einem Schneegestöber den rechten Weg verloren, und kamen endlich: nach langem vergeblichen Herumirren an einen kleinen Fluß. Jenseits desselben erblickten sie die Thürme der Stadt, wo sie übernachten wollten, aber nirgends zeigte sich ihnen eine Brücke, um hinüber zu kommen. Wir wollen weiter hinauf gehen, sagte der eine, die Brücke kann nicht mehr ferne seyn!

Wozu dieser Umweg, versetzte voll Ungeduld der andere; siehst du nicht, daß uns der Frost eine Brücke gebauet hat.

Und hiermit betrat er, der Warnungen seines Freundes nicht achtend, das noch schwache Eis. Krach! brachs ein, und der Unbesonnene lag im Wasser. Da der Fluß nicht tief war, half er sich bald wieder heraus.

Aber die starke Erkältung zog ihm ein Fieber zu, welches ihn noch einige Wochen in der nächsten

Stadt zu bleiben nöthigte, da indeß sein Freund das Ziel seiner Reise schon erreicht hatte. M.

Wie sehr man sich durch Ungeduld schade.

I.

Herrn Nelkenfelds Familie hatte einmal den Verdruß, daß sie durch eine unreinliche Magd, die sie in ihr Haus genommen hatte, von der Krätze angesteckt wurde. Dieß verursachte allen großes Misvergnügen, denn alle empfanden an ihrem ganzen Leibe ein heftiges Jucken und einen empfindlichen Schmerz, und ihr Anblick war so ekelhaft, daß alle ihre Bekannten ihr Haus vermieden, und daß sie selbst sich nicht unterstanden in Gesellschaft zu gehen.

Herr Nelkenfeld gab sich alle Mühe, seine Kinder unter diesem Jammer zu beruhigen. „Die Sache, sagte er, ist nun einmal nicht zu ändern; tragt es mit Gelassenheit. Ich werde euch einen Thee und einige andere Arzneyen geben, diese nehmt ordentlich ein, so wird dadurch euer Blut nach und nach von aller Unreinigkeit befreyet werden, und wir werden bald das Vergnügen haben, daß wir wieder gesund bey einander leben können. Aber hütet euch ja, daß ihr nicht ungeduldig werdet, und etwa durch heftiges Kratzen euch Linderung zu verschaffen sucht, denn dadurch werdet ihr euern Schmerz vergrößern. Nehmt auch von niemanden Arzneymittel an, als von mir. Denn sonst könntet ihr

leicht etwas bekommen, das den Ausschlag zu schnell vertriebe, und euch auf Lebenslang ungesund machte."

Diesen guten, väterlichen Rath befolgten nun fast alle Kinder, wurden nach einigen Monaten die Plage los, und hatten das Vergnügen, daß sie mit ihren Gespielen wieder Umgang haben, und allerley Ergötzlichkeit genießen konnten.

Nur Franz war ungehorsam. Er nahm die Arzney sehr unordentlich ein, weil sie nicht gut schmeckte; wenn er Jucken empfand, so kratzte er sich so heftig, daß sein ganzer Leib blutig wurde, und einen solchen Schmerz empfand, als wenn er im Feuer säße. Als er einst unter solchen Schmerzen saß und weinte, traf ihn eine alte Frau an, die ihm versprach, sie wolle ihn in zween Tagen von der Plage befreyen, wenn er ihr nur folgen würde. Sie wolle ihm eine Salbe bereiten, mit der er sich bestreichen müsse, und diese würde ihm sogleich seine vorige Gesundheit wieder verschaffen.

Der Knabe ließ sich durch die Ungeduld verleiten, diese Salbe anzunehmen, ohne seinem Vater etwas davon zu sagen. Er brauchte sie, und in zween Tagen war der Ausschlag am ganzen Leibe abgetrocknet. Durch diese schnelle Abtrocknung war aber die Unreinigkeit des Bluts von den äußern Theilen in die innern getrieben worden. Seine Lunge war dadurch so verderbt, daß er ersticken wollte. Durch Arzneymittel wurde ihm zwar das Leben erhalten, er blieb aber lebenslang keuchend und engbrüstig, und sagte oft: so muß ich Thor mein ganzes Leben elend seyn, weil ich so ungeduldig

war, daß ich einen kleinen Schmerz von etlichen Monaten nicht ertragen wollte. S.

2.

Der kleine Maximilian hatte das Unglück, daß er bey einem Spiele fiel und das Bein zerbrach. Sein Vater, der ihn sehr liebte, erschrack darüber sehr, und schickte sogleich nach einem geschickten Wundarzt, der ihn zwar verband, aber ihm auch zugleich anzeigte, daß er wenigstens vier Wochen ganz ruhig liegen mußte, damit das Bein immer in gerader Lage bliebe, und die Wunde wieder verwüchse.

Diese gute Lehre befolgte aber Maximilian nur ein paar Tage, dann wurde er ungeduldig, warf sich im Bette umher, und stieß sogar unfreundliche Reden gegen diejenigen aus, die um ihn waren, und ihm seinen Zustand zu erleichtern suchten.

Da nun die Zeit herbey kam, daß der Wundarzt glaubte, daß das Bein müsse getheilt seyn, war es krumm gewachsen.

Darüber entstand nun im ganzen Hause eine Wehklage, aber niemand war im Stande, das Bein wieder gerade zu machen. Das Bein blieb krumm, und Maximilian mußte das krumme Bein mit in sein Grab nehmen.

Wann man ihn nun, da er ein Mann war, fragte: wie kommen sie den zu dem krummen Beine? so pflegte er zu antworten: es ist eine Folge meiner Ungeduld. S.

Wie wohl man sich befindet, wenn man andere lieb hat.

1.

Der kleine Christian hatte sich durch sein gefälliges Betragen und durch seine Neigung, allen denen Freude zu machen, mit welchen er in Verbindung stand, die Liebe vieler guten Menschen, besonders aber seiner Mitschüler und Gespielen, erworben.

Nie waren ihre kleinen Zusammenkünfte vergnügter, nie ihre Spiele lebhafter und unterhaltender, als wenn Christian dabey war; wenn er einmal an einem gesellschaftlichen Vergnügen nicht Theil nehmen konnte, sah man nichts als misvergnügte Gesichter, hörte man nichts als den lauten, oft wiederholten Wunsch: Wenn doch Christian hier wäre, wir würden gewiß vergnügter seyn!

So innig wurde Christian von seinen Freunden geliebt, daß er ihnen beynahe unentbehrlich geworden war.

2.

Hornig war ein armer, aber rechtschaffener Landmann. Wo er helfen konnte, half er mit Freuden, und nie war er vergnügter, als wenn er das Vergnügen anderer vermehrt hatte; deswegen hatten ihn auch alle seine Nachbarn herzlich lieb und erwiederten seine liebvollen Gesinnungen, so oft sich ihnen eine Gelegenheit dazu darbot.

Einst brach im Dorfe Feuer aus. Hornig war krank. Schon hatte die Flamme das Haus Heilmanns, seines Nachbarn, ergriffen; plötzlich aber

trieb ein Windstoß das Feuer über Hornigs Strohdach, und im Augenblicke stand es in vollen Flammen. Da Heilmann dieß sahe, flog er zum Hause des Kranken.

Seinen Freunden, die ihm riethen, zuerst auf die Rettung seiner Güter bedacht zu seyn, antwortete er: Mein kranker Nachbar ist nicht im Stande sich selbst zu helfen, und ich weiß gewiß, er rechnet auf meinen Beystand.

Mit diesen Worten stürzte er sich in die Glut, die schon von allen Seiten um Hornigs Bette ausbrach. Er hob den Hülflosen auf, und trug ihn auf seinen Schultern glücklich aus den Flammen.

Hornig schwebte in Todesgefahr; aber seines Nachbars Liebe (eine gesegnete Folge der seinigen) rettete ihm das Leben. M.

3.

Der junge Azamet war der Liebling seines Herrn, des türkischen Kaisers. Dieser erhob ihn in so kurzer Zeit zu den höchsten Ehrenstellen, und machte ihn endlich gar zu seinem Großvizir.

Azamet, geleitet durch den Rath seines Freundes, des weisen Usbeks, sahe sich kaum an dem Ruder des Staats, als er zum Besten des Landes verschiedene heilsame Veränderungen vornehmen wollte. Dadurch aber machte er sich viele Feinde unter den Großen des Reichs, welche ihn zu stürzen suchten.

Es gelang ihnen; Azamet wurde abgesetzt, und sein Vermögen eingezogen.

Arm und hülflos verließ er Constantinopel, irrte eine Zeitlang umher, bis er sich endlich in einem

einsamen Thale zwischen felsichten Gebirgen niederließ.

Hier lebte er allein in einer kleinen Hütte, die er sich selbst erbauet hatte, und bearbeitete einen kleinen Strich Landes am Ufer des vorbeyfließenden Bachs.

Lange hatte sein bekümmerter Freund nichts von ihm erfahren können. Endlich erhielt er Nachricht von seinem Aufenthalte, und eilte, ihn aufzusuchen.

Er fand ihn bey der Arbeit auf seinem kleinen Acker, und stürzte sich in seine Arme. Beyde blieben eine Zeitlang stumm vor Freuden.

Endlich rief der weise Usbek aus: O mein Azamet! ich sehe, daß du deine Tugend in diese Wildniß mitgenommen hast; sie tröstet dich, wie ich in deinem zufriedenen Auge lese, über den erlittenen Verlust an Ehre und Gütern: aber hat sie dich auch über den Verlust der Gesellschaft trösten können? wie kann man glücklich seyn, ohne sich geliebt zu sehen?

Azamet gestand, daß der Verlust seiner Freunde das Einzige gewesen sey, welches er zu ertragen Mühe gehabt hätte.

Indeß, sezt' er hinzu, es giebt keine so rauhe und unfruchtbare Gegend, wo nicht Liebe wachsen sollte, wenn man den Saamen derselben auszustreuen weiß.

Sein Freund verstand nicht recht, was er damit sagen wollte.

Unterdeß näherten sie sich seiner Hütte; und sie hörten das Wiehern eines jungen Pferdes, welches

welches ihnen springend entgegen kam. Es stand vor Azamet still, ließ sich von ihm streicheln, wieherte, und sprang von neuem, als wenn's seine Freude über die Ankunft seines Herrn an den Tag legen wollte.

Bald darauf liefen zwey junge Kühe von der nahen Wiese herbey, und giengen hin und her vor Azamet, als wenn sie ihm ihre Milch darbieten, oder ein Joch auf ihre Hörner fodern wollten.

Nicht lange hernach sahe man zwey Ziegen mit ihren Jungen vom Felsen herabspringen, und ihrem Herrn entgegen laufen. Es schien, als wüßten sie vor Freude über seine Ankunft sich nicht zu fassen, so fröhlich hüpften und tanzten sie vor ihm herum. Ein gleiches thaten vier oder fünf Schafe welche sich ihnen zugesellten.

Zu gleicher Zeit flogen auch einige Tauben herbey, die sich ihm auf den Kopf, auf die Schultern, und auf die Hand setzten, und ihn mit ihren Schnäbeln freundlich pickten, als wenn sie ihn küssen wollten.

Indem sie in den kleinen Hofraum traten, erblickte ihn kaum der Hahn, als er ein großes Freudengeschrey erhob, alle Hühner wurden dadurch herbeygelockt, und drückten ihre Freude durch ein allgemeines Krakeln aus.

Aber alle diese Freudensbezeugungen waren nichts gegen die Liebe, welche zwey aus der Hütte springende Hunde ihm erwiesen. Sie waren ihm nicht entgegen gekommen, gleichsam um ihm zu zeigen, wie treu sie die ihnen anvertraute Wohnung bewachten.

Aber jezt waren sie außer sich vor Freude. Sie jauchzten, liefen bald wie wahnsinnig um ihn herum, und krochen bald wider in der demüthigsten Stellung zu Füßen, die sie leckten.

Bey der kleinsten Liebkosung, die sie von ihm erhielten, ranten sie, wie trunken von Freude, rund um die Hütte herum, und bellten und heulten aus allen ihren Kräften. Dann kamen sie ganz außer Athem zurück, und legten sich ihrem Herrn wieder zu Füßen.

Usbek wurde durch alles dieses bis zu Thränen gerührt.

Du siehst, sagte sein Freund zu ihm, daß ich noch eben der bin, der ich von Kindheit an war — ein Freund aller lebendigen Wesen.

Ich wünschte mich von Menschen geliebt zu sehen; das Schicksal hat mich von ihnen getrennt. Was sollt' ich thun? Ohne Liebe und Gegenliebe zu leben, war mir unmöglich.

Ich that also diesen Geschöpfen Gutes, und genieße ihrer liebevollen Dankbarkeit.

Du siehst also, daß es mir sogar zwischen diesen rauhen unbewohnten Felsen nicht an Gesellschaftern fehlt, und daß meine Einöde kein Grab ist. Ich lebe noch, mein theurer Usbek; ich lebe, denn ich liebe und werde noch geliebet.

Campe.

Nutzen des Mitleidens.

I.

Unter dem Nußbaum vor seiner Hütte saß Eraſt und freuete sich der sinkenden Sonne und der Kühlung des Abends; als Milon, sein jüngster Sohn, freudig auf ihn zulief und seine Knie umarmte.

Sohn. Mein lieber Vater!

Vater. Mein Liebstes Kind! Woher kömmst du so munter?

Sohn. Ich komme vom Hügel, und verweilte mich bey dem kleinen Ziegenhirten. Wie hatte ich Mitleiden mit ihm!

Vater. Warum, mein Kind?

Sohn. Er saß da bey den Ziegen und weinte: ich habe, sprach er, den ganzen Tag nichts gegessen, und mich Armen hungert so sehr. Da hast du, was ich habe, iß da; und gab ihm mein Mittagbrod, das ich mir behalten hatte. Mich hat zwar auch gehungert aber wie hat es mich gefreuet, da ich ihn so begierig essen und sich freuen sahe!

Vater. O du gutes Kind! sey mir gesegnet!

Sohn. Das hätte ja der kleine Ziegenhirt auch gethan, wenn er was gehabt, und ich vor Hunger geweint hätte.

Vater. Du wußtest doch, daß wir kein Brod mehr in der Hütte haben?

Sohn. Ich hatte ja das; und es hat mich recht gefreut, daß ichs ihm geben konnte.

Ihr sagt ja: Gott im Himmel beschere denen immer, die andern Gutes thun. M.

2.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sahe, da eilte sie, ihm zu helfen, so gut sie nur immer konnte.

Einmal fuhr sie mit aufs Land. Da sahe sie bey einer Brücke einen Trup Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbey schleppten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sahe überdem sehr häßlich aus.

Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt.

Darauf fragte sie die Knaben: ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld, ließ den Hund abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen.

Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sey, und wollten sie bereden, ihn wieder hinauszuwerfen. Aber sie sagte: ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist, er ist elend; und das ist mir genug, um mich seiner anzunehmen.

Zu Hause spottete jeder über ihren Schooßhund, wie sie ihn nannten: aber Julie kehrte sich daran nicht. Sie that ihm täglich Gutes, und der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er immer bey ihr war, wo sie ging und stand.

Einst, da sie sich des Abends niedergelegt hatte und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmal auf ihr Bette; zerrte sie am Ermel und

heulte erbärmlich, daß sie davon erwachte. Sie erschrack, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettstelle sah, und stand endlich auf, um die Bedienten herbeyzurufen.

Diese kamen, und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher gestand, daß er Julien alles habe wegnehmen wollen.

So hatte sie also die Befreyung von demselben dem Mitleid zu verdanken, welches sie mit dem armen Hunde gehabt hätte. Campe.

Unmäßige Freude schadet.

I.

Sophron hatte demjenigen seiner Schüler, der am Tage der öffentlichen Prüfung am besten bestehen würde, ein lehrreiches Buch zum Zeichen seiner Zufriedenheit bestimmt.

Der Tag erschien, und Karl, der seit einem halben Jahre, durch fortgesetzte Anstrengung und unermüdeten Fleiß, sich vor allen andern ausgezeichnet, und sich dadurch die Achtung aller seiner Mitschüler erworben hat, bekam das Buch.

Im Taumel seiner Freude, vergaß er am Abend nicht nur, den ihm vom Lehrer für den folgenden Tag aufgegebenen Aufsatz zu verfertigen, sondern auch seine Blumen zu begießen. Letztere waren ihm vorzüglich lieb, weil er sie von einem Freunde zum Geburtstage geschenkt bekommen hatte.

Der folgende Tag wurde einer der traurigsten seines jugendlichen Lebens. Die Verweise seines Lehrers über seine Nachläßigkeit waren ihm doppelt

schmerzhaft, weil es seit einem halben Jahre für ihn die ersten waren, und selbst das Andenken an den gestrigen, für ihn so rühmlichen Tag war nicht im Stande seine Seele zu beruhigen. Aber wie vermehrten sich seine unangenehmen Empfindungen, als er seine schönen Levkoien, die er bisher so sorgsam gepflegt hatte, verwelkt fand!

Der Vater erfuhr die Ursach seiner Traurigkeit bald, und sagte ihm unter andern: Wer sich in seiner Freude zu mäßigen weiß, erspart sich eine Menge unangenehmer Empfindungen. M.

2.

Karoline stand am Fenster und strickte. Weil sie noch klein war, hatte sie sich auf ein Bänkchen gestellt.

Plötzlich kam ein Reuter in den Hof gesprengt. Bruder Karl! Bruder Karl! rief Karoline.

Das gute Mädchen wollte gern dem lieben Bruder zuerst entgegen kommen und ihn den Eltern zuführen, die eben im Garten waren. Nun hätte sie, wie sie sonst zu thun gewohnt war, behutsam von ihrem Bänkchen herabsteigen sollen; aber ihre Freude war zu unmäßig, sie sprang — und fiel! Wie erschrack ihr Bruder, der eben herein trat, als er die Kleine, die er so zärtlich liebte, weinend und mit blutendem Gesichte da liegen sahe, und wie sehr wurden ihm die Freuden des Wiedersehens dadurch verbittert! M.

Votreflichkeit der Hoffnung.

1.

Der Mann, der Haabe und Güter, Freunde und Gesundheit, und alles, was sonst die Freude seines Lebens ausmachte, plötzlich verliert, scheint, dem ersten Anblick nach, von allem Troste verlassen zu seyn. Aber er ist es nicht. Gott gab solchen Unglücklichen eine unzertrennliche Gefährtin, die ihnen Muth einspricht, wenn sie zagen, sie aufrecht erhält, wenn sie sinken wollen, ihnen die Thränen abtrocknet, wenn sie weinen, und ihrem traurigen Blicke, in schmeichelhaften Bildern, eine bessere Zukunft zeigt. Diese wohlthätige Freundinn der Verlaßnen und Traurigen ist die **Hoffnung.**

Eduard verlohr den Freund seiner Seele, der, vom Knabenalter an, Freude und Schmerz, Thränen und Wonne mit ihm getheilt hatte, und durch eine seltne Uebereinstimmung der Gesinnungen und Neigungen sein zweytes Selbst geworden war. Als er an seinem Sterbebette stand, gränzte sein Schmerz an Verzweiflung, das Leben wurde ihm verhaßt, und seine Unzufriedenheit mit der Welt stieg mit jeder Minute. Aber die Hoffnung, seinen Freund einst in einem bessern Leben wieder zu finden, hob seine sinkende Seele wieder empor, und machte ihn bald wieder geschickt, mit erneuerter Kraft zum Wohl seiner Nebenmenschen zu wirken. M.

2.

Der rechtschaffene R. bekleidet eine der ersten Stellen im Staate und wurde von seinem Fürsten, seiner Redlichkeit wegen, vorzüglich geschätzt. Dem ungeachtet gelang es einem seiner Feinde, den Fürsten wieder in einzunehmen. Er beschuldigte in nehmlich, er habe zu frey über gewisse Mängel der Justizverfassung gesprochen, und dadurch die seinem Landesherrn schuldige Achtung verletzt.

Der Fürst glaubte dem Höflinge, und ließ bis zu weiterer Untersuchung den braven R. in Verhaft nehmen. Man führte ihn in ein enges und dunkles Gefängniß. Hier würde gewiß das Unangenehme seines Zustandes ihn bald muthlos gemacht haben, wenn nicht die Hoffnung einer baldigen Befreyung, die sich auf das Gefühl seiner Unschuld gründete, seine Leiden gemildert und versüßt hätte. Er behielt Heiterkeit und Stärke der Seele, bis zu dem Tage, der seine Unschuld entdeckte und ihn seiner bekümmerten Familie wieder gab. M.

Uebertriebene Sehnsucht ist schädlich.

1.

Ach! wenn doch mein lieber Vater erst wieder hier wäre! seufzte Luise täglich, und setzte sich dann gewöhnlich in einen Winkel und weinte, oder gieng hinter den Garten, wo man einen großen Theil des Feldes übersehen konnte. Hier stand sie oft stundenlang, in der Hofnung, den Wagen des] lieben

Vaters in der Ferne zu erblicken. Wenn ihr dann ihre Erwartung fehlschlug, kam sie traurig zu ihrer Mutter, und sagte: Ach, wenn doch mein lieber Vater einst wieder hier wäre!

Unter diesen Klagen verfloß ein Tag nach dem andern, und die Arbeit, die noch vor der Zurückkunft des Vaters fertig seyn sollte, blieb liegen. Ihre ältern Schwestern, Lenchen und Hannchen, arbeiteten indeß fleißig im Garten; denn der Vater hatte ihnen bey seiner Abreise die Bestellung einiger Länder aufgetragen. Oft wünschten auch sie, während der Arbeit, ihren lieben Vater wieder zurück, und ihre Sehnsucht nach ihm wurde zuweilen so lebhaft, daß sie mit thränenvollen Augen die Landstraße hinabblickten; aber nie waren sie deshalb, gleich Luisen, unthätig, sondern erfüllten alle ihre Pflichten mit der strengsten Gewissenhaftigkeit, und dieß bewahrte sie den auch vor allzugroßer Traurigkeit.

Wie wird sich der gute Vater freuen, sagte Hannchen eines Tages, wenn er unsere Beetchen sieht! wenn nur Luise auch erst fertig wäre mit ihrer Arbeit; aber die sitzt dafür lieber im Winkel und weint! Doch laß uns jetzt gehen, Mama hat schon zum Essen gerufen.

Sie hatten sich kaum zu Tische gesetzt, als sich die Thüre öffnete und der Vater hereintrat. Da war Freude über Freude! Mutter und Kinder hingen an seinem Halse und überhäuften ihn mit Liebkosungen.

Luise nur war traurig; denn sie hatte die ihr aufgegebene Arbeit noch nicht vollendet, und be-

raubte sich also, durch ihre unzeitige und zu weit getriebene Sehnsucht, einer Menge froher und angenehmer Empfindungen. M.

2.

Da Rudolph sein dreyzehntes Jahr zurückgelegt hatte, wurde er von seinem Vater, welcher Prediger auf dem Lande war, in die nahgelegene Stadt zu einem geschickten Rektor gebracht, um bey ihm Sprachen und Wissenschaften zu erlernen, damit er einst sich seinen Unterhalt erwerben und seinen Nebenmenschen nützen könne. Weil er nun zuvor nicht viel aus seiner Eltern Hause gekommen war, so gieng ihm die Trennung von ihnen sehr bitter ein, und da ihn sein Vater verließ, zerfloß er fast in Thränen.

Der Rektor, der ein sehr liebreicher Mann war, faßte ihm bey der Hand, und sagte: Beruhige dich, mein Sohn, ich bin nun dein Vater, und wenn du fein folgsam und fleißig bist, so will ich dich wie meinen eignen Sohn lieb haben. Es sind nun bald Ferien, dann gehen wir mit einander hinaus zum Vater; da wird eine rechte Freude seyn!

Sind denn bald Ferien? fragte Rudolph heulend. Wie lange wird es noch währen! etwa acht Wochen noch, antwortete der freundliche Rektor.

Acht Wochen? acht Wochen noch? schrie Rudolph auf eine höchst unanständige Art. Ach daß Gott erbarme! das halte ich nicht aus. Ich muß bey meinen Vater und bey meiner Mutter — und — bey — mei — ne Trom — Trom — Trommeltauben.

Da kein Zureden etwas half, so überließ ihn der Rektor sich selbst, und dachte, es wird sich ja wohl mit der Zeit geben.

Es gab sich aber nicht. Da, den folgenden Morgen, der Rektor ihn zum Frühstück einladen wollte, da war kein Rudolph zu hören noch zu sehen. Diesen hatte die übertriebene Sehnsucht verleitet, wieder zu seinen Eltern zurück zu laufen, welche hierüber, wie man leicht denken kann, sehr erschracken.

Sie brachten ihn zwar den nächsten Tag zu dem Rektor zurück, der ihn freundschaftlich an seine Brust drückte. Kaum war er aber einige Tage da gewesen, so lief er wieder fort, und um dieses unanständige Betragen zu entschuldigen, verging er sich sogar so weit, daß er dem lieben Rektor allerley Uebels nachredete.

Nun brachte ihn zwar der Vater wieder zurück, allein weil der Rektor gehört hatte, daß er ihm Uebels nachgeredet habe, so wollte er ihn nicht wieder annehmen.

Der betrübte Vater mußte ihn also wieder mit zurückführen.

Rudolphen war nun das eben recht. Da konnte er doch nun bey seinen Eltern und Trommeltauben bleiben.

Nach etlichen Jahren sahe er aber ein, wie sehr er sich durch seine übertriebene Sehnsucht geschadet habe.

Da sein Vater wegen vieler Geschäfte sich nicht um seinen Unterricht und seine Erziehung bekümmern konnte: so war er sich selbst überlassen, brachte sei-

ne edle Zeit mit den Trommeltauben, mit Angeln und Vogelstellen zu, wurde immer älter und grösser, und — lernte doch nichts.

Nun starb sein Vater. Die Mutter konnte ihn, weil ihre Einnahme aufhörte, nicht länger mehr ernähren; er selbst war auch nicht vermögend sein Brod zu verdienen; es blieb ihm also nichts übrig als — Soldat zu werden.

Da soll er nun oft gegen seine Kameraden gesagt haben: Bin ich nicht ein Thor gewesen! Wenn ich ein paar Jahr von Hause hätte bleiben können, so wäre ich itzo mein eigener Herr, hätte mein eignes Haus und Hof! Nun bin ich lebenslang um meine Freyheit! S.

Wie übel man sich befindet, wenn man andere hasset.

1.

Ein Vater starb und hinterließ zween Söhne, davon der eine Stephan und der andere Niklas hieß. Sie erbten von ihrem Vater, der ein sehr ordentlicher und fleißiger Mann gewesen war, ein ansehnliches Vermögen, von dem sie beyde sehr bequem hätten leben können, wenn sie es durch Ordnung und Fleiß zu erhalten und zu vergrößern gesucht hätten. Es war aber unter diesem Vermögen ein schöner Garten, der sonst ein wüster Fleck war, den der Vater an sich gekauft und mit Bäumen besetzt hatte, die er selbst aus den Kernen gezogen; so daß er nun in so gutem Stande war, daß er alle

Jahre eine große Menge von allerley Obst lieferte. Den wollte nun jeder Bruder gerne haben, und jeder konnte ihn doch nicht bekommen.

Darüber wurden sie uneinig, und stießen gegen einander sehr unfreundliche Reden aus. Du bist ein schlechter Mensch, sagte Stephan, du bist nicht werth, daß du den Garten bekommst. Darüber wurde Niklas böse, und sagte: was willst du reden, du lüderlicher Kerl du! Hast du nicht immer meinem Vater Verdruß gemacht? was will denn so ein lüderlicher Mensch mit einem so schönen Garten anfangen? In drey Jahren ist er ja ruinirt.

Das erfuhr der Prediger, der in diesem Orte wohnte, lief erschrocken zu den Brüdern, und sagte: Guten Leute! was thut ihr da? warum wollt ihr euch hassen um dieses Gartens willen? Wer der Verständigste unter euch ist, trete ihn doch an den andern ab! Das thue ich nicht, sagte Stephan. Und ich auch nicht, sagte Niklas.

Nun fuhr der Geistliche fort; so laßt doch das Loos entscheiden, welcher von euch beyden ihn haben soll.

Ich loose nicht, sagte Stephan; ich auch nicht, sagte Niklas.

So behaltet ihn doch gemeinschaftlich, sagte der Geistliche ferner, bearbeitet ihn mit einander, und theilet unter euch die Früchte.

Daraus wird nichts, gab Stephan zur Antwort; ich muß ihn allein haben. Nein, ich muß ihn allein haben, sagte Niklas.

Der Geistliche schlug endlich vor, sie sollten den Garten verkaufen, und das Geld unter sich theilen;

aber auch dieser Vorschlag wurde von ihnen verworfen.

Nun so kann ich euch nicht helfen, sagte ihnen zulezt der Geistliche, ihr werdet es schon erfahren, wie unglücklich die Leute sind, die sich unter einander hassen.

Die Brüder kehrten sich aber nicht daran, sondern jeder nahm einen Advokaten an, und ging zur Obrigkeit, um sie dahin zu bringen; daß der Garten dem Andern entzogen und ihm zugeschlagen würde. So entstand ein Proceß, der viele Jahre dauerte und viel Geld kostete. Wenn sie etwas erworben hatten, damit sie ihre Umstände hätten verbessern, und sich allerhand nützliche Sachen kaufen können, so mußten sie es dem Richter oder Advokaten bringen, um ihnen die Mühe zu bezahlen, die sie ihrentwegen hatten.

Dieß machte nun beyden großen Verdruß. Sie hatten beyde Weib und Kind an denen sie ihre Freude hätten haben können, und hatten doch keine Freude daran, sondern sahen immer so böse und verdrüßlich aus, daß man ihnen wohl anmerken konnte, daß sie sich nicht wohl befänden. Wenn die Weiber sie bisweilen umarmten, und sagten: lieber Mann! warum bist du denn so böse, so mürrisch? wir haben ja alles, was unser Herz begehrt: sieh einmal, bist gesund, bin auch gesund, hast so liebe Kinder, ein hübsch Haus, an Gelde fehlt es auch nicht, warum willst du denn nicht vergnügt seyn? so knirschte jeder mit den Zähnen, und sagte: wie kann ich vergnügt seyn, da ich einen so gottlosen Bruder habe! den Tod habe ich noch von

dem Bösewichte. Wenn die Kinder zu ihnen kamen, und sagten: lieber Vater! willst du mit spatzieren gehen? schlägt der Finke so schöne, und blüht alles so bunt im ganzen Felde; so stießen sie sie von sich, und sagten: laß mich zufrieden, ich kann mich nicht freuen, ich habe mich geärgert. Und wenn die Kinder etwas versahen, so bekamen sie gar erschreckliche Schläge. Durch dieses Betragen wurden die Weiber und Kinder nach und nach hämisch und mürrisch gemacht, und marterten einander beständig durch unfreundliches Wesen.

Oft brachten die Weiber die schmackhaftesten Gerichte auf den Tisch, aber die Männer konnten nicht davon essen, weil sie den Magen voll Galle hatten, die ihnen der Haß hinein gebracht hatte, und wenn sie ins Bette kamen, konnten sie nicht schlafen, weil ein jeder darauf sann, wie er den andern verderben wollte.

Das war aber ihr Elend noch nicht alles. Jeder redete dem andern alles Böse nach. War Stephan in einer Gesellschaft, so suchte er alle Anwesende zu bereden, sein Bruder wäre ein böser, gottloser Mann, ein Niederträchtiger, der nicht werth sey, daß ihn der Erdboden trage. Kam aber Niklas in Gesellschaft, so sprach er eben nicht besser von seinem Bruder. Da glaubten denn die Leute beyden, hielten sie beyde für nichtswürdige Menschen.

Nachdem sie etliche Jahre ein so elendes Leben geführt hatten, that der Richter den Ausspruch, daß der Garten solle verkauft, und das Geld für aufgelaufene Proceßkosten bezahlt werden.

Da sahen beyde einander voll Erstaunen an. Hätten wir dieß nicht gleich anfänglich gekonnt? sagte Stephan. Da hätten wir doch das Geld bekommen, hätten uns andre Gärten kaufen können, hätten uns nicht so geärgert, und einander nicht so vielen Verdruß gemacht. Was haben wir nun von alle dem Aergernisse?

Nichts, antwortete Niklas, als daß wir uns um den Garten gebracht, und vor den Leuten verächtlich gemacht haben. Sind wir nicht Narren gewesen.

Ja wohl, sagte Stephan, komm, Bruder! da ist meine Hand, ich will dich nicht mehr hassen.

Ich dich auch nicht, antwortete Niklas; da ist meine Hand! Sie umarmten, küßten sich, weinten, und hörten auf, einander zu hassen.

Da befanden sie sich nun wohl besser, aber die Folgen von ihrem vorigen Hasse mußten sie doch immer fühlen. Der Garten war weg, ihr Vermögen war verringert, ihre Gesundheit hatte gelitten, und ihre Weiber und Kinder sahen nicht halb so freundlich mehr aus, als sonst. S.

2.

Zween Nachbarn, Herrmann und Friedemann, lebten einige Jahre mit einander sehr verträglich, und befanden sich wohl dabey. Wenn dem einen etwas fehlte; so lieh es ihm der andere; wenn der eine mit seiner Arbeit nicht fertig werden konnte, so half ihm der andere; wenn der eine einen guten Braten bekam, so mußte ihn der andere mit verzehren helfen; und wenn beyde von der Arbeit ermüdet waren, so kamen sie zusammen und vergnügten sich ge-

meinschaftlich. Als sie nun einmal so beysammen waren, scherzte Friedemann mit Hermannen, aber so unvorsichtig, daß dieser darüber böse wurde und im Zorn von ihm wegging. Friedemann, der nicht gerne zankte, ging gleich den folgenden Tag zu ihm, bat ihn um Vergebung, und versprach, daß er hinführo in seinen Reden behutsamer seyn wolle. Aber Herrmann hatte ein so hartes Herz, daß er darauf nicht achtete, verschiedene harte Reden gegen ihn ausstieß, und ihn dadurch zwang, wieder fortzugehen.

Nun wurde aller Umgang aufgehoben. Herrmann fing an, Friedemannen zu hassen, und da er zuvor ihm alles Gute gewünscht hatte, so wünschte er ihm nun alles Böse. Er hatte oft so viele Arbeit, das er nicht wußte, wie er wollte fertig werden; es hätte ihm nur ein Wort gekostet, so würde Friedemann bereit gewesen seyn, ihm zu helfen; allein er konnte sich nicht überwinden, einem Manne, den er haßte, ein gutes Wort zu geben, und mußte sich also beständig mit übermäßigen Geschäften plagen. Hatte Friedemann einen Schmaus, so konnte er daran keinen Theil nehmen, und wenn er einmal frölich seyn wollte, so fehlte ihn immer der Nachbar, der an seiner Frölichkeit Theil genommen hätte. In den langen Winterabenden, die er sonst in des Nachbars Gesellschaft zugebracht hatte, saß er einsam und ärgerte sich. Sonst lachte ihm allemal das Herz im Leibe, wenn er Friedemannen gehen sah, aber itzo schlug er allemal unwillig das Fenster zu.

Weil er Friedemannen Alles Böse in seinem Herzen wünschte, so glaubte er, jener dächte eben so, und wenn deswegen in seinem Hofe, Hause oder Garten, ein Schade geschahe, so dachte er allemal, Friedemann habe es gethan, und wurde immer böser auf ihn.

Einmal wurden ihm des Nachts die Fenster eingeworfen. Kaum sah er es, so sagte er: das hat niemand anders, als Friedemann, der Bösewicht, gethan. Wart! wenn ich dich nur unter meine Hände kriege, so sollst du meine Fenster theuer bezahlen.

Mit diesen Worten ging er wüthend in der Stube auf und ab, trat an die Fenster und wieder zurück, wieder an die Fenster — da erblickte er Friedemann, lief wie rasend zu ihm hinaus, fiel ihn an, und sagte; He! Bösewicht! hast du mir diese Nacht die Fenster eingeworfen?

Friedeman, der durch diese Hastigkeit auch aufgebracht wurde, stieß etliche heftige Worte aus, die Herrman so sehr erbitterten, daß er den armen Friedemann unbarmherzig durchprügelte.

Der Bürgermeister, der von diesem Vorfalle Nachricht bekommen hatte, schickte sogleich einige Gerichtsdiener ab, die Hermannen in das Gefängniß führen mußten.

Zu gleicher Zeit wurde auch entdeckt, daß nicht Friedemann, sondern ein trunkner Mensch, Herrmanns Fenster eingeschlagen habe. Das dauerte Herrmannen ungemein. Ach Gott! sagte er, wohin hat mein Haß mich verleitet! meinem ehrlichen Nachbar, meinem lieben Friedemann, habe ich so

viel Leides zugefügt, habe den Unschuldigen für einen Bösewicht gehalten, habe ihn geschlagen. —
Er schickte sogleich nach ihm, ließ sich nach seinem Befinden erkundigen, und ihn um Verzeihung bitten.

Dieß war nun wohl gut, er mußte aber dem unerachtet einige Wochen im Gefängniß aushalten; und erfahren, wie unglücklich der sich mache, der seinen Nebenmenschen hasset. S.

Wie schädlich der Neid sey.

1.

Eine Bauersfrau hatte ein Ackergut und Vieh, so gut als einer im Dorfe; und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh zu Hause kam, stellte sie sich in die Hausthüre, und ärgerte sich wenn eine gute Kuh vorbey ging, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sahe, der ihr nicht zugehörte, so sprach sie: „Ich weiß nicht, wie es die Leute machen. Ihnen geräth alles, und mir gelingt nichts." Gleichwohl gewann sie dabey nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, war sie beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als einst des Schulzens Frau von einem entfernten Verwandten hundert Thaler geerbt hatte.

Rochow.

2.

Man sagte dem Agis, König in Sparta: die von dem andern königlichen Hause beneiden ihn. So tragen sie, antwortete er, eine doppelte Last. Ihr eigenes Unglück würde ihnen schon Sorge genug machen, itzt quälet sie auch mein und der Meinigen Glück. Der Gutherzige genießt das größte Vergnügen, da ihm nicht nur das, was ihm selbst, sondern auch was andern Gutes wiederfährt, Freude macht. Auf eine ähnliche Art vermehrt der Neider seinen Verdruß. Sulzer.

Durch übertriebene Traurigkeit schadet man sich selbst.

1.

An einem schwülen Sommertage, da die Landleute, unter Vergießung vieles Schweißes, ihr Getreide einsammelten, stieg ein schweres Gewitter auf; es blitzte, und man hörte schon in der Entfernung ein dumpfes Murmeln. Die guten Leute glaubten; daß es so bald noch nicht beykommen würde, und arbeiteten, um ihr Getreide noch zusammen zu bringen, und es gegen den bevorstehenden Regen zu schützen. Aber plötzlich entstund ein Sturm, der in ein paar Minuten die Gewitterwolke herbey trieb, und — krach! da fuhr ein Wetterstrahl in die Scheuer eines Dorfes und zündete sie an.

Die guten Leute, die größtentheils noch auf dem Felde waren, sahen es, und eilten herbey, um zu löschen. Ehe sie aber herbey kamen, hatte

die Flamme schon so weit um sich gegriffen, und war durch den Sturm so weit umher getrieben worden, daß fast keine Rettung möglich war, und der größte Theil des Dorfs in Asche gelegt wurde.

Da kamen die armen Leute fast um alles, was sie sich durch ihren vorigen Fleiß erworben hatten. Ihr Getreide, das sie eingesammelt hatten, ihre Wäsche und Kleider, ihr Hausgeräthe und ihre Nahrungsmittel, alles war mit ihren Wohnungen im Rauche aufgegangen.

Dieß verursachte ein allgemeines Heulen und Wehklagen. Vorzüglich war Niklas ganz untröstlich. Dieser rang immer die Hände, und rief: Ach, daß Gott erbarme! ich armer Mann, was will ich nun anfangen? keinen Heller Geld, keinen Bissen Brod, kein Haus noch Bette, habe ich mehr. Betteln werde ich müssen — ich armer Mann!

In diesem traurigen Zustande traf ihn sein ehemaliger Nachbar, Christoph, an, und sagte: armer Niklas, du scheinst mir sehr traurig zu seyn!

Muß ich den nicht? antwortete dieser, ich habe ja nicht mehr als alles verloren. Nichts habe ich mehr, als den Kittel, den ich da am Leibe trage.

Ich habe eben nicht mehr gerettet, fuhr Christoph fort. Aber was hilft nun alles Lamentiren? Der liebe Gott hat es gethan; und wer kann gegen Gott? Gott hat uns doch unsere Köpfe und und unsere Knochen gelassen; laß uns die brauchen! laß uns nachdenken, was wir nun anfangen müssen, und laß uns brav die Arbeit angreifen, so werden wir uns doch wohl noch helfen können. Sind so viele

Leute schon abgebrannt, und sind deswegen doch nicht alle verdorben.

Alles dieses rührte aber Niklasen nicht. Der schrie immer: ach; ich armer Mann, es ist aus mit mir!

Eben diese Reden führte Christoph auch gegen die übrigen Abgebrannten, und die mehresten dachten wie Niklas, und klagten: das Gott erbarme! es ist aus mit uns.

Etliche aber folgten Cristophen. Sie machten sich vor allen Dingen an den Schutt ihrer Wohnungen, räumten ihn weg, und fanden noch verschiedenes Holz, Eisen- und Kupferwerk, und andere Sachen, die das Feuer nicht beschädigt hatte. Dann baten sie einen begüterten, aber sehr frommen, Mann, daß er ihnen etwas Geld vorschießen möchte, welches er mit Vergnügen that. Davon baueten sie sich einen Schuppen, und brachten darein das Getreide, das sie noch auf dem Felde hatten. Und Gott segnete es so, daß sie den Winter durch ihr Leben davon erhalten konnten. Ferner verkaufte jeder einige Aecker, bauete sich von dem Gelde eine neue Wohnung, und schaffte sich alles an, was er zu seinem Ackerbau nöthig hatte.

Den Ackerbau trieben sie weit eifriger als sonst, und Gott segnete ihren Fleiß so, daß sie in wenig Jahren sich alles wieder anschaffen konnten, was ihnen das Feuer geraubt hatte.

Jenen aber, die sich in ihrer Traurigkeit nicht mäßigen konnten, ging es viel schlimmer. Sie mußten einige Jahre ohne Wohnung leben; die mehresten blieben ihr Lebtage arm und in Schulden ver-

wikelt, und viele mußten sogar ihre Zuflucht zum Bettelstabe nehmen. S.

2.

Wilhelm hatte von seinem Vetter einen allerliebsten Hirsch, in Wachs poßirt, geschickt bekommen, und hatte darüber eine so große Freude, daß er ihn mitnahm, da er sein Freund Ferdinand besuchte, um ihn seinen kleinen Freunden, die sich bey ihm versammelt hatten zu zeigen. Wie bewunderten ihn alle, und stellten ihn, nachdem sie ihn genug betrachtet hatten, auf den Tisch. Dann fingen sie ein gesellschaftliches Spiel an, bey dem sie alle sehr vergnügt waren.

Während desselben stieß Wilhelm aber so unvorsichtig an den Tisch, daß der Hirsch herab fiel und in hundert Stücken zerbrach. Daß dieses den armen Wilhelm sehr dauerte, kann man leicht denken; auch alle seine Gespielen dauerte es, und sie bezeigten ihm deswegen ihr Mitleiden. Er wußte sich aber in seiner Traurigkeit so wenig zu mäßigen, daß er überlaut zu weinen anfing. Ferdinand suchte ihn zu beruhigen, und stellte ihm vor, daß dieses Weinen doch nichts helfe, daß er dadurch seinen Hirsch doch nicht wieder bekäme, und sich um alles Vergnügen bringe, das er itzo genießen könne.

Er hörte aber auf alle diese Vorstellungen nicht, sondern schrie immer; Ach mein Hirsch! mein Hirsch! Wo kriege ich denn einen andern her?

Durch dieses unartige Betragen wurden alle Kinder in ihrem Vergnügen gestört und verdrüßlich gemacht. Da nun allen ihr Zureden nichts helfen wollte, so sagte Ferdinand endlich unwillig zu ihm:

Lieber Wilhelm! ich weiß nicht, was du hier nütze bist. Spielen thust du nicht, und andere läßt du auch nicht spielen; das Beste, was du thun kannst, ist, daß du nach Hause gehst.

So mußte er denn fortgehen, und brachte sich durch seine unmäßige Traurigkeit um einen vergnügten Abend, der nun für ihn auf immer verloren war. S.

Reue schmerzt, ist aber sehr nützlich, wenn sie noch zur rechten Zeit kommt.

1.

Hieronymus konnte von seinen Eltern nicht erzogen werden, weil diese in so viele Geschäfte verwickelt waren, daß es ihnen unmöglich war, stets über ihn Aufsicht zu haben, und ihn vor Schaden zu verwahren. Deswegen schickten sie ihn viele Meilen weit von sich in ein Erziehungsinstitut, übergaben ihn den dasigen Lehrern, und baten sie, für ihn ja, wie für ihr eigen Kind, zu sorgen, und ihm alles zu sagen, was er wissen müsse, wenn er einst ein guter und glücklicher Mann werden wolle. Sie versprachen es, und hielten es auch. Denn sie erinnerten ihn täglich an seine Fehler, ermunterten ihn zum Fleiße, zur Reinlichkeit, Ordnung, Rechtschaffenheit und Gefälligkeit, und jeder beeiferte sich, ihm Geschicklichkeit beyzubringen.

Sie richteten aber sehr wenig bey ihm aus; denn Hieronymus war ein sehr leichtsinniger Knabe, der

gute Erinnerungen in eben der Stunde wieder vergaß, da sie ihm waren gegeben worden. Während den Lehrstunden flaterte er mit seinen Gedanken so umher, daß er von allem, was der Lehrer sagte, wenig hörte; wenn ihm etwas auszuarbeiten aufgegeben wurde, so vergaß er es, und brachte die Zeit mit Spielen zu. Bey dem Essen, Spielen und Schreiben, war er so unvorsichtig, daß er alle seine Kleidung beschmutzte und zerriß.

Dieser Leichtsinn schadete ihm sehr viel. Alle seine Mitschüler lernten mehr als er; selbst die Kleinsten, die lange nach ihm in das Institut gebracht wurden, kamen ihm bald zuvor, und verachteten ihn. Seine Lehrer sahen ihn mit heimlicher Betrübniß an, und ihre Liebe zu ihm verminderte sich. Sie sagten oft zu einander: „Der arme Hieronymus, wie unglücklich macht er sich! was wird sein guter Vater dazu sagen, wenn er ihn einst unwissend und mit so vielen Untugenden zurück bekommt!" Sie mußten ihn sogar verstecken, so oft Fremde kamen, um das Institut zu besehen, weil er durch seinen schmutzigen Anzug und seine große Unwissenheit alle seine Mitschüler beschimpfte.

Alles dieses machte aber keinen Eindruck auf ihn. Er blieb stets der leichtsinnige, unfleißige und unordentliche Hieronymus.

Nach zwey Jahren bekam er einen Brief mit schwarzen Siegel; er erschrack, erbrach ihn, und las folgende Zeilen:

Liebster Sohn!

Dein Vater ist nicht mehr bey uns. Gott hat ihn uns gestern entrissen und in eine bessere Welt versetzt. Nun bin ich von meinem Freunde und Versorger getrennt, und die Erde hat für mich nichts mehr, das mir Freude machen könnte, als dich, wenn du zurück kommst und gute Kenntnisse und Geschicklichkeiten mit dir bringst. Solltest du aber misrathen, und einst unwissend und ohne Tugend zu mir kommen: so muß ich unter meinen Grame erliegen. Hier schicke ich dir die Silhouette deines seligen Vaters, hänge sie auf dein Zimmer, und bestrebe dich ein eben so braver Mann zu werden, als er war. Lange kann ich dich nicht mehr im Institute erhalten, denn mein und dein Versorger ist nicht mehr, und mein Vermögen erlaubt mir nicht lange den Aufwand zu machen, den dein Aufenthalt in der Fremde erfordert. Gott segne dich! ich bin deine dich liebende Mutter.

Dieser Brief machte auf den Hieronymus den stärksten Eindruck. Er brach in Thränen aus, rang die Hände, und rief: ach, mein Vater! mein Vater! ist nicht mehr bey uns. Dann faßte er seine Silhouette, drückte sie an seine Brust und seinen Mund, und sagte: „O du guter Vater! hast mir so viel Gutes gethan! hast mir so gute Lehren gegeben! und ich habe sie nicht befolgt. Warst

so ein braver Mann — und ich — ach ich bin nicht werth, dein Sohn zu seyn!"

Unter solchen Klagen brachte er den ganzen Tag zu; des Abends legte er sich zu Bette, es war ihm aber unmöglich zu schlafen. Immer kam es ihm vor, als wenn er seinen Vater vor sich sähe, der ihm sagte: Böses Kind! so viel Geld habe ich an dich gewendet, und du hast nichts gelernet.

Er dachte an seine Mutter, und was die wohl sagen würde, wenn er zurück käme. „Wenn sie meine Schreiberey ansieht, dachte er, so taugt sie nichts; soll ich rechnen, so kann ich nichts. Französisch sprechen — das verstehe ich nicht. Wenn sie mich wird fragen lassen aus der Geschichte, aus der Geographie, aus der Naturgeschichte — da weiß ich ja von allen nichts — Wenn sie meine Kleider durchsieht, die ist ja alle zerrissen und beschmutzt. Ach Gott! Ach Gott! meine arme Mutter! Ach Gott, erbarme dich, ich bin ein elendes Kind! meine schöne Zeit, die ich verschwendet habe! Ach, wenn ich doch wieder zurück gehen, und die verschwendeten Jahre noch einmal leben könnte! Da wollte ich ganz anders meine Sache anfangen."

So wimmerte er, weinte, warf sich von einer Seite auf die andere, und konnte kein Auge zuthun.

Sobald der Morgen anbrach, gieng er zu einem seiner Lehrer, fiel ihm um den Hals, und bat: „O mein lieber Lehrer! ich bin ein böses Kind gewesen, ich habe ihnen nicht gehorcht, ich habe nichts gelernt; nun sehe ich es ein, nun reuet es mich,

und ich möchte gar zu gern besser werden. Sagen Sie mir doch, wie ich es anfangen muß!“

Der Lehrer wurde sehr gerührt, und sagte: „Die verlorne Zeit kannst du, armes Kind, freylich nie wieder einbringen. Fühle aber, wie wehe es thut, wenn man seine Zeit nicht gut angewendet hat, und laß dich dieß bewegen, daß du die künftige Zeit desto besser anwendest, damit du nicht künftig noch mehr zu bereuen bekommst. Fang heute an! befolge jede gute Lehre! merke auf alles, was dir gesagt wird! thue jedes Geschäft, das dir aufgetragen wird! das ist das einzige Mittel, wie du wieder zufrieden werden kannst.

Hieronymus dankte, und befolgte noch denselben Tag seines Lehrers guten Rath. Seine Augen wendete er nicht von dem Lehrer während der Lehrstunde; bey dem Schreiben, Zeichnen, und andern Uebungen scheuete er keine Mühe mehr; nicht eher erlaubte er sich das Spiel, bis er seine Geschäfte verrichtet hatte, und auf Ordnung und Reinlichkeit hielt er pünktlich. Wandelte ihm ja bisweilen sein voriger Leichtsinn wieder an, so betrachtete er des Vaters Silhouette, und erneuerte seinen guten Vorsatz.

Durch dieses fortgesetzte Bemühen wurde er alle Tage besser und geschickter und beliebter. Er pflegte aber oft zu sagen: Ich Thor! konnte ich nicht eben das vor zwey Jahren thun? Müßte ich itzo nicht besser und geschickter seyn? Hätte ich wohl die Schmerzen der Reue ausstehen dürfen, wenn ich vom Anfange besser gewesen wäre? S.

2.

Kaspers Vater war ein guter und vernünftiger Mann, und ließ in allen Unterredungen, die er mit ihm hielt, gute Lehren mit einfließen, wie man es anfangen müsse, um ein vergnügtes Leben zu führen. Aber Kasper war viel zu flatterhaft, als daß er auf diese Lehren hätte merken und sie befolgen sollen.

Unter andern erinnerte der Vater oft, daß, wenn er sich stark erhitzt habe, er ja nicht so gleich trinken solle. Kaspar hörte es, drehte sich auf dem Absatze herum, und vergaß es wieder.

Nun hatte Kaspar einmal, an einem schwülen Sommertage, Besuche von einigen Freunden, mit denen er ein sehr lärmendes Spiel vornahm. Es lag in das Vaters Hofs ein großer Strohhaufen. Der soll, sagte er, unsere Festung seyn. — Ein Theil von uns soll sie vertheidigen, der andere sie bestürmen.

Es gilt schon! riefen alle. Laßt uns ausmachen, wer die Festung vertheidigen und wer sie bestürmen soll! Es wurde ausgemacht — Kaspar wurde der Anführer der Bestürmer.

Die Vertheidiger bestiegen die Festung, und Kasper rief den Bestürmern zu: allons! Brüder! haltet euch brav! laßt uns die Kerls herunterjagen! Alle liefen an, und wurden wieder herabgeworfen; sie setzten noch einmal an, aber die Vertheidiger wehrten sich so tapfer, daß sie wieder weichen mußten. Noch einmal wurde angelaufen, und mit solcher Heftigkeit, daß die Vertheidiger genöthigt wurden, den Bestürmern den Platz zu lassen.

Da war Freude unter den Bestürmern. Kaspar schwenkte den Hut, und rief: Viktoria! und alle seine Kameraden riefen mit: Viktoria! Er hat sich aber während des Tummelns so erhitzt, daß er am ganzen Leibe vom Schweiße trof, und vor Durst lechzte, lief gierig nach der Küche, schöpfte aus dem Eimer ein Glas voll Wasser, und trank es begierig aus.

Aber das bekam ihm sehr übel. Es überfiel ihm ein so heftiger Frost, daß seine Zähne zusammen schlugen. Er zog seine Kleider an; das half ihm aber nichts. So ging er traurig von seinen Freunden, legte sich zu Bette, konnte aber nicht warm werden.

Den andern Tag stund er zwar auf, war aber bleich und kraftlos, welches seinem guten Vater großen Kummer verursachte.

So schlich er einige Wochen sich umher, dann fühlte er heftiges Stechen in der Brust. Sein Vater fragte einen Arzt um Rath, der gab ihm aber schlechten Trost. Ihr Sohn, sagte er, muß einen hitzigen Trunk gethan haben, und ich besorge, er wird die Schwindsucht bekommen.

Wirklich bekam er sie. Durch den hitzigen Trunk war eine Stockung des Blutes in der Lunge entstanden; dieses wurde faul und die ganze Lunge fing an wegzufaulen. Alle Minuten mußte Kasper husten, und große Stücken Eiter und Lunge auswerfen, welches ihm großen Schmerz verursachte. Die Schmerzen des Körpers waren aber noch lange nicht so heftig, als die Schmerzen der Seele. Die Reue peinigte ihn. Ich muß sterben, sagte er, und ach!

gern wollte ich sterben, wenn ich nur nicht selbst die Ursache meines Todes wäre. Aber ach! ach! ich habe mich selbst ums Leben gebracht, weil ich meinem lieben Vater nicht habe gehorchen wollen. Wenn ich nur einmal wieder gesund wäre, so wollte ich nimmermehr so unvorsichtig handeln, und auf die Hitze trinken.

Nun war es aber zu spät, Kaspers Lunge war verloren: er wurde nicht wieder gesund, und mußte unter großen Schmerzen sein Leben lassen. S.

Es ist gut, wenn man sich seiner Fehler schämt; besser aber, wenn man so handelt, daß man sich nicht zu schämen braucht.

I.

Der Herr von Krebsthal hatte auf seinem Dorfe eine solche Anstalt machen lassen, daß allen Kindern, die etwas lernen wollten, mancherley nützliches gelehrt wurde. Er hatte nähmlich Herrn Siegmund; einen guten, fleißigen und geschickten, jungen Mann, kommen lassen, dem er jährlich so viel gab, daß er bequem leben konnte, aber dafür die Kinder im Schreiben und Rechnen, in Kenntniß der Erde und der Dinge, die auf derselben sind, unterrichten mußte. Er besuchte die Anstalt oft, erkundigte sich nach dem Betragen der Kinder, freuete sich, wenn sie gut waren, und belohnte sie. Und Herr Siegmund ermunterte die Kinder immer zum Fleiße und

guten Betragen damit, daß er ihnen sagte: seyd aufmerksam und gut, auf daß ich euch loben kann, wenn euer Wohlthäter kommt und er an euch Freude haben möge. Das wirkte bey den mehresten Kindern so viel daß sie sich Mühe gaben, immer geschickter und besser zu werden.

Aber bey allen half es doch nicht: einige waren träge und so zerstreut, daß sie ihre Sachen fast immer so machten, daß Herr Siegmund damit nicht zufrieden seyn konnte.

Nun kam einmal Herr von Krebsthal, um zu sehen, wie sich seine Zöglinge betrügen. Er erkundigte sich nach ihnen, und Herr Siegmund sagte: sie können selbst urtheilen, wer von ihnen sich gut, und wer sich schlecht betragen habe, wenn sie ihre Arbeit durchsehen wollen. Da mußte jeder die Bücher herbeybringen, in welchen er gerechnet und vorgeschrieben hatte, was ihm von seinem Lehrer war aufgegeben worden.

Sechse hatten darüber eine große Freude, suchten geschwind ihre Bücher zusammen, und übergaben sie dem Herrn von Krebsthal mit frölichem Gesichte.

Mit diesen, sagte er, werde ich wohl zufrieden seyn, ich kann schon aus ihren Augen lesen, daß sie es wissen, daß sie ihre Sachen gut gemacht haben. Er durchsah ihre Bücher, und fand wirklich, daß sie fleißig gewesen waren, und sich der Ordnung und Reinlichkeit im Schreiben beflissen hatten. Nun, sagte er, lieben Kinder ihr habt mir große Freude gemacht, weil ihr mir gezeigt habt, daß es euch ein Ernst ist, recht gute und nützliche Leute zu werden.

Es ist wohl billig, daß ich euch wieder Freude mache. Mit diesen Worten griff er in die Tasche und holte für jeden ein schön, sauber gebundenes Buch hervor, und gab es ihnen zum Geschenke.

Darüber freueten sie sich noch mehr.

Ihr habt euch, sagte er, lieben Kinder, durch euer Betragen selbst große Freude gemacht. Ihr durftet über meine Ankunft nicht erschrecken, sondern konntet schon voraus erwarten, daß ihr von mir Lob und Belohnung empfangen würdet. Fahrt immer fort so gut zu handeln, so werdet ihr niemals Ursache haben euch eurer Handlungen zu schämen, und anderer Menschen Tadel zu fürchten.

Und wie steht es denn mit den übrigen, fuhr der Herr von Krebsthal fort, haben sich diese auch so verhalten, daß ich sie belohnen kann?

Da kam Tiburtius mit seinen Büchern, sahe seinem Wohlthäter dreust in die Augen, sagte: Sie werden mit mir so zufrieden, wie mit den andern, seyn.

Aber der Herr von Krebsthal war gar nicht mit ihm zufrieden. Die Bücher waren überaus schmutzig, voller Flecken, seine mehresten Rechnungen waren falsch, seine Schrift unleserlich, und viele Worte ganz unrecht geschrieben. So hatte er z. E. über eine Seite seines Buchs geschrieben: **fon der nadur und den nutzen der Bünen.**

Da runzelte sich auf einmal des Herrn von Krebsthal Stirn, er wurde traurig, und sagte: „Tiburtius, du machst mir und dir wenig Freude. Sieh, wie lüderlich, unreinlich und unordentlich alle deine Arbeiten sind! und dabey bist du noch so

unverschämt, daß du mir dreust unter die Augen trittst, und meinen Tadel gar nicht fürchtest. Ach! ich besorge, du wirst ein unnützer und elender Mensch werden. Von dem habe ich schon wenig Hoffnung, der nachläßig und träge ist, wenn er aber gar, so wie du, sich seiner Nachläßigkeit und Trägheit nicht mehr schämt, gar keinen Tadel mehr scheuet, wie kann man von ihm glauben, daß er jemals sich bessern werde?"

Mit diesen Worten warf er ihm unwillig die Bücher hin, und sagte ihm sehr ernstlich, daß er sich nie wieder unterstehen solle, solche lüderliche Arbeit ihm vorzulegen.

Nun fehlte der kleine Christian noch, dieser hatte seine Bücher noch nicht vorgezeigt. Hat mir, fragte der Herr von Krebsthal, Christian nichts zu zeigen?

Da kam er sehr traurig und langsam, mit seinen Büchern unter dem Arme, geschlichen, war roth, und die Thränen standen in den Augen.

Ich merke schon, sagte der Herr von Krebsthal, wie es hier stehen wird, öffnete die Bücher und sahe, zu seiner großen Betrübniß, daß sie eben so schmutzig und unordentlich waren, wie die Bücher des unverschämten Tiburtius!

Ey! Ey! sagte der Herr von Krebsthal, Christian — und du? du legst dich auch auf die faule Seite.

Da stürzten Thränen aus seinen Augen. Er schluzte und brachte kein Wort zu seiner Entschuldigung vor.

Siehst du, sagte sein Wohlthäter, wie es schmerzt, wenn man sich von andern muß tadeln lassen? Ists nicht besser, wenn man fein aufmerksam, fleißig

und ordentlich ist, daß man jedermann unter die Augen treten kann, als wenn man verdrossen ist, und sich hernach vor andern schämen muß.

Der Knabe zerfloß fast in Thränen.

Unterdessen, redete Herr von Krebsthal weiter, denke ich doch, daß du dich bessern wirst; du schämst dich doch deiner Fehler, und fühlst, wie wehe der Tadel thut. Denn von dem, der sich seiner Fehler schämt, kann man doch immer hoffen, daß er sie ablegen werde. Ich denke, das soll das letztemal seyn, daß du dir und mir solchen Verdruß gemacht hast.

Herr von Krebsthal hatte sich nicht geirret. Sein Tadel hatte dem kleinen Christian so weh gethan, daß er alle Mühe sich gab, seine Sachen recht gut zu machen, damit er nicht wieder getadelt würde.

Er fragte seinen Lehrer oft: lieber Herr Siegmund, o sagen Sie mir doch ja, wie ich es anfangen muß, daß ich nicht wieder getadelt werde. Und wenn er etwas gearbeitet hatte, fragte er allemal, ist es so gut? wird Herr von Krebsthal damit zufrieden seyn?

Durch dieses Bestreben, besser zu werden, brachte er es bald so weit, daß er sich nie wieder vor seinem Wohlthäter schämen durfte, ihm freudig unter die Augen treten konnte, und immer von ihm Lob erhielt.

Mit dem unverschämten Tiburtius nahm es aber einen sehr betrübten Ausgang; weil er den Tadel nicht scheuete, so konnte er auch dadurch nicht gebessert werden. Der gute und sanfte Herr Siegmund mußte wirk-

lich Schläge brauchen, um ihn von seinen Fehlern abzubringen. Auch diese richteten so wenig aus, daß sich Herr Siegmund bald genöthigt sah ihn aus seiner Anstalt zu entfernen.

Er wurde ein lüderlicher Müßiggänger, der allen Menschen beschwerlich war. Und weil er nichts gelernt hatte, womit er sich seinen Unterhalt hätte erwerben können, so mußte er Soldat werden, und wurde weit weg zu einem Regimente geführt, das in Westpreußen lag. Und alle seine Bekannten freueten sich, daß sie diesen unangenehmen Gesellschafter los wurden. S.

Von der Schädlichkeit des Zorns.

1.

Ein Knabe ward von einem andern unversehens im Spiel mit dem Balle am Auge beschädigt. Ein Verwandter dieses Beschädigten gerieth darüber in den heftigsten Zorn, ergriff jenes Kind, welches das andere beschädigt hatte, und sich gegen ihn unbescheiden verantwortete, bey den Haaren, und schlug und trat es so lange, bis es unter seinen Händen starb. Die Gerichten ließen ihn ins Gefängniß setzen, und ihm ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Denn wer einen Menschen vorsätzlich tödtet, ohne das es ihm von der Obrigkeit befohlen wird, der muß, andern zum warnenden Beyspiel, wieder sterben; sonst wäre keiner seines Lebens sicher. Rochow.

2.

Einmal gieng Moritz aus seinem Garten, und vergaß die Thüre hinter sich zuzuschließen. Dies machte sich eine Henne zu Nutze, die sich, während seiner Abwesenheit, in den Garten schlich. Hier stiftete sie nun freylich nichts Gutes. Sie scharte auf den Beeten, um Regenwürmer zu suchen, und kam unter andern auf einen Fleck, wohin Moritz Nelken gesäet hatte. Diese wurden größtentheils verderbet.

Moritz war vor Aegerniß außer sich, als er diesen ungebetenen Gärtner auf seinem Beete antraf. Halt! rief er, du sollst mir deinen Muthwillen theuer bezahlen. Er lief nach der Thür und verriegelte sie, damit die Henne seiner Rache nicht entlaufen möchte. Dann nahm er Sand, Erdenklümper, Steine und alles, was er habhaft werden konnte, und warf es nach dem armen Thiere.

Dieß wußte vor Angst nicht, wohin es sich verbergen sollte. Es versuchte einigemal über das Stachet, zu fliegen, seine Kräfte reichten aber nicht zu. Da fiel es wieder herunter, fiel in Moritz Blumentöpfe, und zerbrach zwey davon, in welchen er seine schönsten Aurikeln hatte.

Nun wurde Moritz noch mehr entrüstet. Er sprang wild auf dem Beeten umher, zertrat da eine Tulipane, dort ein Hyacinthe, warf von neuem, und anstatt die Henne zu treffen, traf er das Fenster des Gartenhauses, und zerschmetterte eine Spiegelscheibe.

Itzo war seine Wuth bis aufs höchste gestiegen: so sollst und mußt du sterben, schrie er, du verdamm-

tes Thier! nahm seinen Rechen — schlug nach ihr — und zerbrach ihn. Er ergriff die Hacke, fieng den Zweykampf noch einmal an, und würde die arme Henne gewiß endlich getödtet haben, wenn der Vater, der von seinem Fenster aus ihm zugesehen hatte, ihr nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Kaum sah er ihn; so rief er: sehen Sie nur, Vater! was die böse Henne mir für Schaden gethan hat! Ach! lassen Sie die Thüre offen, daß ich sie hinaus jagen kann.

„Und warum öffnetest du sie nicht bey Zeiten, antwortete der Vater, und jagtest die Henne behutsam hinaus? so wäre alle das Unglück nicht geschehen. Wie kannst du so unüberlegt handeln, und dich über eine Henne ärgern? Sie hat ja keinen Verstand. Sie hat in deinen Nelken nicht gescharret, um dir zu schaden, sondern um Würmer zu suchen. Wenn sie in Nesseln gescharret hätte, so würdest du darüber nicht unwillig geworden seyn. Woher soll denn aber das arme Thier wissen, was Nelken oder was Nesseln sind? Du bist der einzige Urheber von allem diesem Schaden. Hättest du die Thüre hinter dir zugeschlossen, so konnte die Henne nicht in den Garten kommen. Hättest du sie alsdann hinausgejaget, ohne über sie dich zu erzörnen, so wären diese Blumenäsche, meine Spiegelscheibe und dein Rechen noch ganz, so wären diese Blumen nicht zertreten. Du hast ja mehr Verstand als eine Henne, folglich bist du auch weit strafbarer. Wenn ich itzo von diesem Haselbusche eine Weide abschnitt, und dich damit züchtigte, so thät ich dir nicht zu viel. Ich will es aber nicht thun, und dir zeigen,

daß ich in meinem Zorne mich mäßigen kann. Damit du aber doch nicht vergessest, wie unvernünftig der Mensch handelt, wenn er sich seinem Zorn überläßt und sich rächen will, so sollst du mir von dem Wochengelde, das du dir gesamelt hast, eine neue Spiegelscheibe machen lassen."

Moritz schlich sich beschämt fort, und bereuete seinen Fehler mit Thränen. S.

Was allzugroßes Schrecken für Schaden thun kann.

1.

Minchen war ihr Lebelang nicht viel aus der Stube gekommen; und hatte sich gar nicht darum bekümmert, die Sachen, die in der Welt waren, kennen zu lernen. Sie hielt daher viele Thiere, die doch ganz unschädlich waren, für giftig, oder glaubte, daß sie sie bissen. Es konnte sie deswegen eine Kleinigkeit, die ein anderer gar nicht achtet, auf das heftigste erschrecken. Sahe sie eine Kröte kriechen, so sprang sie zehn Schritte weit aus dem Wege; kam ihr eine Maus zunahe, so fiel sie beynahe gar in Ohnmacht. Dadurch zog sie sich nun immer großen Verdruß zu.

So hatte sie z. E. einmal einige Freundinnen bey sich, und bewirthete sie mit einem Kaffee. Indem sie nun freundschaftlich mit einander plauderten, krabbelte etwas an ihrem Arme. Sie sah darnach — da war es eine Spinne, so groß wie eine Haselnuß. Sie würde sie nicht gebissen haben. Und wenn sie ihr auch nicht hätte erlauben wollen, daß

ihrem Arme herum, zu spazieren, so konnte sie sie ja leicht mit einem Finger wegstoßen.

Minchen hatte aber vor Schrecken alles Bewußtseyn verloren. Hu! Hu! Hu! schrie sie, sprang auf und riß den Kaffeetisch um, an den sich ihr Kleid gehängt hatte. Sechs schöne Meißner Tassen wurden zerbrochen, die Kaffeekanne fiel in den Schooß einer ihrer Freundinnen, und verderbte ihren ganzen Anzug. Ihr selbst zitterten alle Glieder, so, daß ihre Eltern besorgten, sie möchte eine Krankheit bekommen.

So vielen Verdruß kann eine einzige Spinne einer schreckhaften Person verursachen. S.

2.

Herr Hilbert ging an einem Winterabende mit seiner Frau in Gesellschaft, und gab bey seinem Weggehen seinen Kindern die Erinnerung, daß sie sich in seiner Abwesenheit stille und friedfertig betragen möchten, damit er bey seiner Zurückkunft Freude an ihnen haben möchte.

Die Kinder befolgten auch die Erinnerung, und spielten mit einander ohne den geringsten Zank und Lärmen.

Friederikchen, ein zwar gutes, aber sehr leichtsinniges Mädchen, zündete einen Wachsstock an, und ging in die Nebenstube, um da etwas zu holen, war aber so unbedachtsam, daß sie den brennenden Wachsstock auf einem Tische stehen lies, wo des guten Vaters Papiere und Briefe lagen, und zu ihren Geschwistern zurückging. Diese waren mit ihrem Spiele so sehr beschäftigt, daß sie auch an den Wachsstock nicht dachten.

Erst nach einer Viertelstunde, da Friederikchen ihr Geld auf die Erde fallen ließ, und sie, um es zu suchen, den Wachsstock anzünden wollte, fiel es ihr ein, daß sie ihn in dem Nebenzimmer habe stehen lassen. Sie lief hin, um ihn zu holen. Aber hilf Himmel! was war da für ein Anblick, als sie die Thüre öffnete. Der ganze Wachsstock war verbrannt, hatte die Papiere ergriffen, und den Tisch angezündet, so, daß dem armen Mädchen Rauch und Flammen entgegen schlugen.

Sie that einen lauten Schrey. Auf ihr Geschrey kamen ihre Geschwister und die Magd herbeygesprungen, und schrien auch. Ach das Gott erbarme! das Unglück! das Unglück! ach unser Haus brennt ab. Ach der arme Vater! ach der gute Herr Hilbert!

Wenn doch nur eines von ihnen sich gefaßt und ein paar Kannen voll Wasser herbeygehollt, und in das Feuer gegossen hätte! es konnte ja wirklich noch gelöscht werden. Es brannten ja nur der Tisch und die Papiere.

Das Schrecken war aber bey allen so groß; daß sie sich hierauf gar nicht besinnen konnten, sondern nur immer schrien: ach das Unglück! das Unglück! ach wir armen Leute!

So bekam denn das Feuer Zeit immer weiter um sich zu greifen. Es ergriff die Vorhänge, den Schreibschrank, die Fensterfutter, so daß in wenig Minuten die ganze Stube in Flammen stand.

Itzo entdeckten es die Nachbarn und sprangen herbey, trugen Wasser zu, um es zu löschen, der Thürmer sah es auch! und schlug an die Glocke. Die Trommelschläger, die dazu verordnet waren, in

solchen Fällen Lärm zu schlagen, hörten es, gingen durch die Straßen und trommelten, die Nachtwächter bliesen in die Hörner, die Feuerspritzen wurden herbegeführt, alle Einwohner stürzten aus ihren Häusern, und liefen nach dem brennenden Hause zu, und der arme Herr Hilbert mit seiner Frau auch. Da er herbey kam, brannte schon das ganze Haus.

Da war ein erschreckliches Getümmel. Helft! löscht! Wasser bey! Wasser bey! Hieher! Hier ist Gefahr! Niedergerissen muß das Haus werden! so schrie alles durch einander her.

Die Zimmerleut schlugen die Fenster ein, damit die Feuerspritzen in die Zimmer schießen konnten, deckten das Dach ab, und schnitten die Gesparre weg, um dem Feuer die Nahrung zu benehmen. Dieß dauerte eine schreckliche Stunde lang, da war endlich das Feuer gelöscht.

Aber Herrn Hilberts ganzes Haus war ein Aschen- und Kohlhaufen. Alles, was darinnen war, war verbrannt, Schranke und Kleider, und Wäsche, und Schinken und Würste, und Friederikchens Canarienvogel, alles, alles war verbrannt, Friederikchen hatte in dem Gdränge einen solchen Stoß bekommen, daß ihn das ganze Auge verschwollen war.

Nun suchten die betrübten Eltern ihre Kinder aus dem großen Haufen zusammen, führten sie zu dem Freunde, bey dem sie gewesen waren, und baten, sie in sein Haus aufzunehmen, welches er auch gern that; denn er war ein guter Mann.

Hier erzählten die Kinder ihrem Vater, unter Vergießung vieler Thränen, wie es mit diesem Un-

glücke zugegangen wäre. Aber warum, fragte der gute Vater, warum goßt ihr denn nicht gleich Wasser in das Feuer? oder rieft die Nachbarn zu Hülfe? Ach, sagten sie, wir waren so erschrocken, daß wir gar nicht wußten, was wir anfangen sollten.

Der bekümmerte Vater sahe, daß die Sache nun nicht geändert werden könnte. Er fiel in einen Lehnstuhl, und sagte: Ihr thörigten Leute! ihr hättet alles retten können, wenn ihr Muth gefaßt hättet. Durch ein übermäßiges Schrecken aber habt ihr mich und euch alle arm gemacht. S.

Man schadet sich selbst, wenn man durch die Furcht sich beherrschen läßt.

I.

Ein Bauer kehrte einst mit seinen Kindern, Töffeln und Lieschen, vom Jahrmarkte aus der Stadt zurück. Es war an einem neblichten Herbstage, schon sehr finster. Unterweges, da sie an ein Wirthshaus kamen, sagte der Vater zu ihnen: er habe etwas mit dem Wirthe zu reden, sie wüßten ja den Weg nach ihrem Dorfe, und sollten nur auf der Landstraße fortgehen. Dieß geschah. Kaum waren sie etliche hundert Schritte weit, so sahen sie seitwärts im Felde, wo ein Fußsteig an einem Holze weglief; etwas Feuriges auf der Erde herum hüpfen. Töffel, ein furchtsamer Bube, gerith darüber in das äußerste Schrecken. Lieschen hingegen ein munteres, dreustes Ding, lachte ihn aus, und

sagte: sie müsse wissen, was es wäre: den sie habe von dem Vater gehöret, daß man nur allezeit auf dasjenige losgehen solle, was in der Entfernung und Finsterniß eine fürchterliche Gestalt zu haben schien, und man würde allezeit finden, daß es Nichts sey. Der Bruder zitterte über ihre Verwegenheit, schwatzte ihr von Irrwischen vor, die des Nachts die Leute irre führten, und prophezeyte ihr nichts geringers, als daß ihr das feurige Ding den Hals brechen oder das Genicke eindrücken würde. Aber sie ließ sich nichts abhalten, und hieß ihn seines Weges nur fortgehn. Halb todt vor Schrecken sah er ihr nach.

Als sie an die fürchterliche Erscheinung kam, fand sie einen Krämer, der auch vom Jahrmarkte kam, und mit einer Laterne um sich herum etwas auf der Erde suchte. Er ward sie kaum gewahr, so bat er sie, sie möchte ihm doch suchen helfen: er habe mit seinem Schnupftuche einen Beutel herausgerissen, und suche schon über eine Stunde vergebens. Lieschen, die besser auf die Erde kriechen konnte, fand in sogleich in einem Strauche, wo er ihn hingeschleudert hatte. Der Mann dankte ihr tausendmal, und gab ihr für ihre Mühe ein artiges Geschenk. Da ihn sein Weg durch ihr Dörfchen führte, so schlenderte sie in seiner Gesellschaft vollends nach Hause.

Bald darauf kam auch ihr Vater. Sie erzählte ihm die Geschichte, und er lobte ihren Muth. Indessen kam die Mitternacht herbey, und Töffel war noch nicht da. Der Vater war auf der Landstraße gegangen, Lieschen auf den Fußsteige, und keines

hatte ihn getroffen. Sie fingen also an zu fürchten, daß er ein Unglück möchte genommen haben; und gingen mit der Laterne hinaus.

Ungefähr etliche hundert Schritte vor dem Dorfe hörten sie in einer kleinen Entfernung etwas jämmerlich wimmern. Sie liefen hinzu, und fanden Töffeln in einem tiefen sumpfigen Graben, wo er sich nicht heraushelfen konnte, voller Schmutz, und Hände und Gesicht an Dornensträuchern zerritzt. — Je Töffel, wie bist denn du hieher gekommen? rief ihm der Vater zu; indem er ihn herauszog. Ach! Vater, sagte er, da mich Liese allein gelassen, lief ich voller Schrecken fort, und sah mich beständig nach dem feurigen Dinge um, das mir endlich nachzulaufen und mir immer näher zu kommen schien: darüber kam ich ganz von der Straße ab, und indem ich noch zum letztenmale mich nach dem Dinge umsah, stürzte ich in den Graben; ich wollte mir heraushelfen, aber da griff ich immer in die Dornen — seht einmal, Vater — und hiermit fing er jämmerlich an zu heulen.

Der Vater gab ihm einen derben Verweis. Aber wie war Töffel erst auf sich böse, als er hörte, wie glücklich seine Schwester durch ihre Unerschrockenheit gewesen war! Im Rückwege wiederholte der Vater seine alte gewöhnliche Regel, daß man auf alle fürchterliche Gestalten nur gerade losgehen sollte.

Weisse.

2.

Ein Schornsteinfeger ging spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte. Als nun

beyde an der Ecke eines Busches zusammentrafen, da erschrack Hans gewaltig; denn er war von seinen unverständigen Eltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehöret. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Graben und Zäune nach Hause. Der Schornsteinfeger, der seiner Furcht spottete, nahm die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da. Und Hans hatte sich so erhitzt und geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynahe gestorben wäre. Er blieb beständig dabey, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schornsteinfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag; und Hans ward von den Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet. Rochow.

Die menschliche Seele ist unsterblich.

1.

Meister Curtis, ein Tuchmacher, war ein sehr rechtschaffner und fleißiger Mann. Alle Morgen vor fünf Uhr erwachte er und weckte seine ganze Familie. Dann kamen sie zusammen, dankten dem lieben Gott, daß er sie die Nacht hindurch vor Unglück bewahrt habe, uud baten ihn, daß er sie behüten wolle, daß sie den Tag über niemanden beleidigen und nichts

Böses thäten. Wenn sie auseinander gingen so gab Meister Curtis allen die Erinnerung, daß sie fleißig und emßig seyn, und ja niemanden etwas zu Leide thun sollten, nnd theilte jedem sein Geschäfte zu.

Dann ging er selbst an die Arbeit, die er unverdrossen bis an den Abend forttrieb. Von dem, was er und seine Familie mit ihrer Arbeit gewannen, unterhielt er seine Frau und seine Kinder, und legte auch täglich einen Groschen zurück, damit er immer etwas hätte, wovon er alte kranke und gebrechliche Leute erquicken konnte.

Bisweilen kamen schwere Zeiten, da ihm seine Arbeit sehr schlecht bezahlt wurde, indem entweder die Wolle, die er verarbeiteet, zu theuer war, oder die Tücher, die er verfertigte, nicht gesucht wurden. Dann sagte er zu seiner Familie: lieben Kinder, die Nahrung ist schlecht, wir müssen unsere Sache mit aller Klugheit einrichten, daß wir ja nicht in Noth gerahten, und etwa mit unsern Bitten andern zur Last fallen müssen. Er beredete sie alsdann, daß sie mit Nachbiere nnd Gemüse zufrieden wären, nur des Sonntags Fleisch aßen, und sich mit den Kleidern, die sie ablegen wollten, noch einige Zeit behalfen.

Sein Bruder starb, hinterließ zween unerzogene Söhne, und kein Geld. Seine Freunde riethen ihm, sie in das Waisenhaus zu bringen. Er sagte aber zu seiner Frau: Meine Liebe! willst du wohl zugeben; daß meines lieben Bruders Kinder in ein Haus gethan werden, wo sie wegen der Menge der Kinder, die nöthige Pflege nicht ha-

ben? Wäre es nicht besser, wenn wir sie zu uns nähmen, sie mit unsern Kindern ernährten und erzögen? Der liebe Gott giebt uns ja Gesundheit und Brod, und wir können es ihm nicht vergelten — so laß uns doch an seinen Kindern Gutes thun! Den alle Menschen sind ja unsers Gottes Kinder. Und die Frau fiel dem Manne um den Hals, und und sagte: Gerne, gerne lieber Mann! ich will sie pflegen, wie wenn sie meine Kinder wären. So nahm Meister Curtis die Waisen in sein Haus, gab ihnen Brod und Kleider, hielt sie zur Arbeit und zum Gebete an, und die Kinder wurden groß und gut.

Wenn seine Nachbarn sich zankten, so gieng er zu ihnen, und sagte: Lieben Leute, warum zankt ihr euch denn? Seht! wenn ihr zankt, so seyd ihr immer misvergnügt und macht einander das Leben schwer. Wenn ihr aber fein friedfertig und verträglich seyd, so könnt ihr ruhig leben, und einander mancherley Freude machen. Und die Nachbarn folgten ihm, und es kamm nach und nach so weit, daß sie sich gar nicht mehr zankten, oder allemal zu ihm kamen, und ihm zum Schiedsrichter wählten, wenn unter ihnen eine kleine Uneinnigkeit einriß.

Dieser Meister Curtis wurde nun krank, und in wenig Tagen so schwach, daß jedermann an seinem Auftommen zweifelte. Da trat seine Frau an sein Bette, und seine Kinder und die Waisen, die er erzogen, und die Nachbarn, die er zur Friedfertigkeit gebracht, und viele arme Leute, die er erquickt hatte, und weinten, und sagten; ach unser lieber Vater, unser Ferund, unser Wohlthäter stirbt!

Da richtete er sich langsam auf, und sagte: lieben Freunde, wenn meine Kinder den Tag über gut gewesen sind, und ich rufe sie am Abend in die Schlafkammer -- glaubt ihr wohl, daß ich sie tödten werde?

Und alle sagten: ach nein, das glauben wir nicht. Nun, fuhr er fort, seht, der liebe Gott ist mein Vater. Ich habe die Lebenstage hindurch meine Sache so gut als möglich gemacht. Ganz gut freylich nicht, so wie meine Kinder auch selten ganz gut gewesen sind. Itzo kommt der Abend meines Lebens. Mein Vater ruft mich in meine Schlafkammer; glaubt ihr wohl, daß er mich tödten werde?

Nein, nein, sagten alle, das glauben wir nicht.

Ich glaube, sagte er, es auch nicht. Mein Herz sagt mir es, der gute Vater tödtet mich nicht. Er läßt mich in einer andern Welt fortleben, wo wir uns alle wieder finden werden, wenn ihr auch euch stets bestrebt, gut zu seyn.

Hier wurde er matt, sank zurück, faltete seine Hände, und sagte mit schwacher Stimme: **in deine Hände befehle ich meinen Geist**, und entschlief.

Da weinten alle über seinen Abschied, die um sein Bette stunden, und ermahnten einander: laßt uns auch so gut seyn, wie dieser fromme Mann, damit wir, wenn wir sterben, zu ihm kommen mögen! S.

2.

Ein Polnischer Fürst schickte einmal zwölf junge Adeliche nach Deutschland, daß sie daselbst erzogen werden und lernen sollten, was sie wissen müßten, um glücklich zu leben und andere glücklich zu machen. Zu ihrem Aufseher gab er ihnen Herrn Richard mit.

Nachdem, sie ein halbes Jahr in Deutschland gewesen waren, starb einer von ihnen an den Pocken, und wurde den folgenden Abend, außer der Linie, auf dem Gottesacker begraben. Herr Richard nebst allen seinen Zöglingen folgte der Leiche bis zum Grabe. Dieses war geöffnet, und am Rande desselben lagen Ueberbleibseln von alten Särgen und Todtenkleidern, Hirnschädel, Rippen, Arme und Schenkeln von Menschen, die in diesem Grabe gelegen hatten. Der Tode wurde hinabgesenkt, und der Todtengräber warf die Schädel und Knochen, und die Ueberbleibsel von Kleidern und Särgen, nebst der ausgegrabnen Erde auf ihn. Dieß verursachte ein schauderhaftes Gepolter.

Der Mond schien helle und beleuchtete die Gräber und Leichensteine, und eine vollkommene Stille lag über der ganzen Flur. Die Gesellschaft beobachtete auch tiefes Stillschweigen, und sah mit nassen Augen das Grab an.

Diesen Augenblick benutzte Herr Richard, und sagte zu seinen Zöglingen: kommt, lieben Kinder, und laßt uns über das sprechen, was wir itzo gesehen haben. Er führte sie unter einen Schuppen, der an der Mauer des Gottesackers erbauet war, und setzte sich mit ihnen auf die Bahren, die daselbst hingestellt waren.

Da sie nun mit heimlichen Schauder sich darauf setzten, sagte er: Seht, lieben Kinder! da modern die Leichname der Vorwelt. Alles, was hier liegt, lebte sonst. Da liegt Professor und Handwerksmann, Bürgermeister und Taglöhner, Lehrer und Schüler, als unter einander; es wird alles zu Staub! Diese Leute waren nun nicht alle gleich gut. Es liegen da Greise, die siebenzig bis achtzig Jahre ein enthaltsames und frommes Leben führten: Jünglinge, die durch Unmäßigkeit und Unkeuschheit sich das Leben abkürzten: gute Menschen, die gern den andern Freude machten, und böse, die sich immer zankten, und ihren Nebenmenschen Verdruß verursachten; Wohlthätige, die die Armen und Kranken erquickten, und Hartherzige, die die Armen drückten, und alles selbst verzehrten, und bey den Thränen der Nothleidenden ungerührt blieben. Sie werden hier, einer wie der andere, zu Erde, und die Natur bildet Gras, Blumen und Bäume daraus. —

Hier schwieg er einige Minuten, und alle schwiegen mit ihm.

Lieben Kinder! fuhr er fort, ich habe nun noch eurer elfe unter meiner Aufsicht. Einige von euch sind fleißig, ordentlich, gefällig und friedfertig; aber ach! einige sind unfleißig, unordentlich, ungefällig, zänkisch. Wenn wir nun nach Polen zurück kommen, was meynt ihr: wird unser guter Fürst einen behandeln wie den andern?

O nein! antwortete der Verständigste von ihnen: er hat ja gesagt, daß er bey unserer Zurückkunft sich nach unserm Verhalten erkundigen,

den Besten zu wichtigen Aemtern verhelfen, aber des Faulen und Bösen sich nicht weiter annehmen wolle.

Hier schwiegen wieder alle.

Herr Richard unterbrach das Stillschweigen, und sagte: Nun der gute Gott, der uns auf diese Erde gesetzt hat, ist gewiß nicht ungerechter als unser Fürst. Es ist unmöglich, daß er, wenn er uns von der Erde zurückruft, alle auf einerley Art behandeln, den Enthaltsamen und den Schwelger, den Gefälligen und den Boshaften, den Wohlthätigen und den Unbarmherzigen, zu Staub machen sollte. Ganz gewiß ist noch ein künftiger Zustand, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Bald, bald, gräbt man unsere Leichname eben so ein, wie man den Leichnam unsers jungen Freundes eingegraben hat. Laßt uns gut seyn und recht thun, damit es uns dort (hier wies er an den gestirnten Himmel) wohlgehen möge.

Nun giengen sie alle gerührt fort, besuchten nach der Zeit oft das Grab ihres Freundes, und erneuerten allemal den Vorsatz, daß sie immer an sich bessern wollten, damit es ihnen nach dem Tode wohlgehen möge. S.

Von Gottes Reichthum und Größe.

Ein König ließ einmal viele tausend seiner Soldaten auf einer geräumigen Ebne zusammen kommen, um sie da in den Waffen, und den zum Kriege nöthigen Bewegungen zu üben. Herr Siegfried

ging dahin mit seinen Kindern, um ihnen diesen merkwürdigen Auftritt zu zeigen.

Sie erstaunten, als sie diese große Menge Menschen sahen, und von ihrem Vater hörten, daß diese alle von dem Könige ernährt würden. Der König erschien, und Trompeten- und Paucken- und Trommelschall, und der Donner der Kanonen und das Feuer der Musketen bewillkommten ihn. So etwas hatten die Kinder in ihrem Leben noch nicht gesehen, und waren ganz von Verwunderung betäubt. Nun fing der König an zu commandiren; auf einen Wink luden alle Soldaten ihr Gewehr; noch ein Wink! und sie machten sich schußfertig; noch ein Wink! und etliche tausend Musketen waren losgefeuert. Wenn er befahl, so schwenkten sie sich; auf seinen Wink marschirten sie; und sobald er sagte, sie sollten stehen, da stunden alle.

Nachdem Herr Siegfried, nebst seinen Kindern, diese Bewegungen einige Stunden angesehen hatte, ging er mit ihnen nach Hause; und sie waren alle durch die Größe und den Reichthum des Königs gerührt, und sprachen davon, bis sie nach Hause kamen. Wie klein sind wir, sagte Fritze, wenn wir uns mit ihm vergleichen! Wir sind nicht im Stande uns selbst zu ernähren, und er, er ernährt so viele Tausende. Uns gehorcht niemand, und nach des Königs Befehl muß sich eine so große Menge richten.

Und gleichwohl, sagte Herr Siegfried, ist dieser König gegen Gott weiter nichts, als eine Milbe gegen uns. Diese Tausende, die ihr hier gesehen habt, sind bey weitem nicht alle Menschen,

die auf der Erde wohnen. Solltet ihr alle Menschen zusammen sehen, die nur in Deutschland leben, so würdet ihr die ganze Armee, die sich heute versammelt hatte, eben so wenig bemerken, als ich und meine Familie würden bemerkt werden, wenn die zehntausend Menschen, die in unserer Stadt wohnen, alle auf einen Platz zusammenträten, und wir uns unter sie stellten. Und so, wie unser Haus nur ein ganz kleiner Theil von unserer Stadt ist, so ist Deutschland nur ein kleiner Theil von der Erde. Wie klein ist Deutschland, wenn wir es mit ganz Europa vergleichen, wenn wir es mit Asien, Afrika und Amerika zusammen halten! Seht, dieser kleine Punkt, (hier holte er eine Charte von der Erdkugel bey) dieser kleine Punkt, den ich mit einem Kreuzer bedecken kann, gehört unserm Könige: und es wohnen in demselben so viele tausend Menschen! wie viele tausend müssen nun wohl auf diesem großen Platze wohnen!

Und alle diese vielen Millionen sind wieder ein kleines Häufchen, wenn wir sie mit der unsäglichen Menge von Thieren vergleichen, die auf dem Erdboden leben. Wie viele Millionen Insekten mögen wohl in einem großen Walde, wie viele Millionen Vögel auf dem Erdkreise, und wie viele Millionen Fische in den Flüssen und im Meere leben! **Leuwenhök**, ein berühmter Naturforscher, nahm von dem ganzen Rogen eines Stockfisches nur eines Quentchens schwer, zählte die Eyer, die dazu gehörten, und brachte ihrer neun Millionen, dreyhundert und vierzig tausend zusammen. Wie viele Millionen mag also wohl der ganze Rogen enthalten haben, und

welch zahlloses Heer entspringt aus einem einzigen Stockfische!

Alle diese Millionen Menschen und Thiere gehören nun Gott zu, werden von ihm erhalten und müssen seinem Winke gehorchen. Bedenkt einmal, wie groß und reich Gott sey!

Unter diesem Gespräche fiel die Nacht ein, und Herr Siegfried führte seine Kinder, die über Gottes Reichthum und Größe ganz erstaunt waren, auf einen freyen Platz, auf welchem sie einen großen Theil des Himmels übersehen konnten. Dieser war mit Sternen besäet. Herr Siegfried zeigte sie ihnen, und sagte; Was ist gegen dieß alles unsere ganze Erde, auf der so viel tausend Millionen leben? Stünden wir oben auf einem dieser Sterne, so würde die ganze Erde uns nicht größer als ein kleiner Punkt vorkommen. Diese Punkte also, die uns so klein scheinen, müssen ebenfalls sehr groß seyn. Man hat angemerkt, daß fünf von ihnen, die man Planeten nennt, sich eben so, wie unsere Erde, um die Sonne bewegen, und durch sie erleuchtet werden, und hat ausgerechnet, daß Merkur siebenzehnmal kleiner, Venus noch einmal so groß Mars siebenmal kleiner, Jupiter zehntausendmal, und Saturn dreytausend, dreyhundert und sieben, und siebzigmal größer als die Erde sey.

Den Kindern stunden bey dieser Berechnung die Gedanken stille.

Herr Siegfried fuhr fort: Da nun auf der Erde auch der kleinste Platz seine Bewohner hat, so ist es ganz gewiß, daß Gott diese großen Plätze seines Reichs nicht leer gelassen habe. Wie würdet

ihr also erstaunen, wenn es euch möglich wäre, die Millionen Einwohner dieser Planeten zusammen zu sehen!

Außer den Planeten giebt es aber noch eine Menge von Sternen, die sich nicht um die Sonne bewegen, und die man Fixsterne nennt. Ihrer sind **wenigstens** dreytausend unsern Augen sichtbar, und es ist möglich, daß ihrer noch zehnmal mehr so weit von uns stehen, daß wir sie gar nicht erkennen können. Da man nun glaubt, daß sie alle ihr eignes Licht haben, und also Sonnen sind, so ists auch möglich, daß sich um jede dieser Sonnen solche dunkle Körper bewegen, wie unsere Erde ist, und daß jeder von ihnen eben so bevölkert, wie unsere Erde sey. Wenn nun ein einziger Punkt, wie z. E. der Jupiter, zehntausendmal größer als die Erde ist, wie groß mag wohl der ganze Himmel seyn?

O lieber Vater, riefen die Kinder, halten Sie inne, wir können mit unsern Gedanken nicht nachkommen.

Nur noch ein Wort, fuhr er fort, will ich euch sagen, um euch nur einige Vorstellung von des Himmels Größe zu machen. Man hat ausgerechnet, daß, wenn eine Kanonenkugel in der Sonne losgeschossen würde, und sie in eben der Geschwindigkeit fortflöge, mit der sie aus der Kanone herausfährt, sie bis zum Merkur fliegen würde neun Jahr, bis zur Venus siebenzehn Jahr, bis zur Erde fünf und zwanzig Jahr, bis zum Mars vierzig Jahr, bis zum Jupiter 140 Jahr, und zum Saturn 250 Jahr.

Und nun, Kinder seht von diesem großen Geiste, dem dieß alles zugehört, herab auf den Mann, der heute durch das einzige Wort: schwenkt euch! etliche tausend Menschen in Bewegung setzte! was ist er gegen ihn? ist er mehr als eine Milbe? S.

Von Gottes Allwissenheit und Allgegenwart.

I.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzeßin den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen, und da stieg der Wunsch in ihm auf, „ach, wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!"

Nach einer kleinen Weile dacht' er: „wie, wenn du sie mitnähmest? — aber, pfui! da wärst du ja ein Dieb!"

„Es würde es aber doch niemand wissen," dacht' er weiter — Allein in eben dem Augenblicke hört' er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schornstein.

Da er nach Hause gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er ging oder stand, da war sie ihm vor Augen. Er versucht' es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihm einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen, und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bey schwachem Mondschein liegen sah.

Schon streckt' er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

„Soll ich?" sagt' er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. „Soll ich? —

„Aber wär' ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebelang? Könnt' ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? könnt' ich wohl jemals einem wieder frey ins Angesicht sehen?" —

„— Wohl wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch; könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen; hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!"

„Und wenn ich nun entdeckt würde? — aber wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht mich ja keiner? — "

„Keiner? — Sieht denn aber Gotte es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?"

Bey diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. „Nein! sagt' er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewißen, als reich und ein Bösewicht!" Und mit diesen Worten eilt' er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzeßin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte alles dieß mit angehört und den Knaben selbst beym Mondschein erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

„Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und Diamanten nicht?"

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

„Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzeßin fort: danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner deine Tugend zu erhalten."

„Von nun an sollst du bey mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge."

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus dem Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzeßin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen; und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Mann aufwachsen zu sehen.

Campe.

2.

Minchens Eltern waren ausgegangen, um einem Freunde Besuch zu geben, ihre Brüder waren in der Schule, und auch die Magd hatte außer dem Hause Geschäfte. Minchen war also ganz allein zu Hause. Da dachte sie bey sich selbst: Heute bin ich ganz allein, kein Mensch beobachtet mich, da kann ich thun, was ich will. Sie sann hin und her, was sie eigentlich vornehmen wolle. Endlich sagte sie: Etwas Böses darf ich doch nicht thun. Denn ist gleich kein Mensch bey mir, so ist doch Gott bey mir, und sieht mich. Und wenn ich Böses thue, so schade ich mir gewiß selbst. Ich will also lauter Gutes thun, eben so, wie wenn mein lieber Vater und meine liebe Mutter zugegen wären. Sie setzte sich also erst hin und schrieb, was ihr der Infomatur vorgegeben hatte; dann ging sie an das Klavier, und spielte ihre Noten durch; hierauf nähete sie ein Stündchen an dem Hemde, das ihr die Mutter zu verfertigen aufgetragen hatte; endlich ging sie in den Garten, begoß ihre Blumen, band sie an, und pflanzte eines und das andere auf ihrer Brüder Beete.

Nun war der Abend da, und ihr war recht wohl. Ihre Eltern kamen zurück, sie lief ihnen entgegen. Die Mutter sah ihr ernstlich in die Augen, und da sie bemerkte, daß sie so unschuldig und vergnügt aussah, drückte sie sie an ihre Brust, und sagte: Gutes Mädchen! du bist heute gewiß recht gut gewesen, denn sonst würdest du nicht so vergnügt seyn. Ich hoffe, du wirst immer so gut seyn, daß du immer so vergnügt seyn kannst. Minchen versprach es, und es war ihr völliger Ernst, es zu halten.

Die Mutter fragte hernach, was sie eigentlich vorgenommen habe, und sie erzählte ihr alles, und zeigte ihr ihr Schreibebuch, und was sie an ihrem Hemde genähet hatte. Da freueten sich Vater und Mutter, und hießen sie ihr liebes Minchen, und ihre gute Tochter. Das gefiel ihr ausnehmend wohl.

Den andern Tag kamen ihre Brüder in den Garten, sahen die schönen Pflänzchen, die sie auf ihre Beete gesteckt hatte, und erstaunten über die Gefälligkeit des guten Mädchens. Sie suchten sie beyde auf, umarmten sie, und sagten: Du bist ein recht liebes Mädchen, hast uns so schöne Pflänzchen gegeben. Nun sage nur, was du von unsern Beete gerne hast, wir wollen dir alles geben. Minchen war zu bescheiden, als das sie etwas hätte fordern sollen. Da liefen die Brüder selbst wieder in den Garten, untersuchten, welche Pflänzchen auf Minchens Beeten fehlten, die pflanzten sie ihr alle darauf. So oft sie des Morgens in den Garten kamen, schnitten sie ein Sträuschen ab und brachten es dem guten Minchen.

Nach einigen Wochen bekam Minchens Mutter einen Besuch von ihrer Freundin, die ihrem Hause gegen über wohnte. Sobald Minchen in die Stube trat, ging die Frau auf sie los, und umarmte sie. Das ist ja, sagte sie, das liebe, gute Kind, das so gut und fleißig ist, wenn seine Eltern nicht zu Hause sind. Ich habe unlängst eine rechte Freude gehabt, da ich aus meinem Fenster sah, wie verständig sie sich in der Stube und im Garten betrug, obgleich niemand bey ihr war. Sie verrichtete ja alle ihre Geschäfte so ordentlich und so gut, als wenn Vater und Mutter da wären.

Minchen wurde roth über das unerwartete Lob, schlich sie sich in ihre Kammer, und sagte mit nassen Augen: „Ach Gott, wie gut ist es doch, wenn man immer gut ist, auch wenn wir glauben, daß uns niemand sieht! Es kommt doch alles an den Tag. Meine Eltern und Brüder erfuhren es gleich, daß ich gut gewesen war, wenn ich es ihnen gleich nicht sagte; und diese Frau hat es so gar gesehen. Wenn ich nun Böses gethan hätte, so wäre es ja eben so gut an den Tag gekommen. Ach! und wie würde ich mich da schämen, wenn die Frau gesehen hätte, daß ich böse gewesen wäre! wie würde sie mich verachten! wie würden meine lieben Eltern sich betrüben! Ach, nimmermehr will ich etwas Böses thun! auch wenn ich im Dunkeln, auch wenn ich im verschloßnen Zimmer mich befinde. Denn ich bin doch niemals allein; an allen Orten bist du, und siehst mich, und bringst an den Tag, was ich im Verborgnen thue. Recht viel Gutes will ich thun,

damit] du recht viel Gutes von mir an den Tag bringen kannst. S.

Von Gottes Allmacht.

I.

Messina war eine große und ansehnliche Stadt in Sicilien, die große Häuser, Palläste, Klöster, Kirchen und Thürme hat. Es mögen wohl viele tausend Menschen gearbeitet haben, viele Tonnen Goldes aufgewendet worden; und viele Jahrhunderte verstrichen seyn, ehe sie zu dieser Größe kam. Man rechnet, daß gegen 18000 Menschen in derselben wohnten, die wohl ihren Vätern und Müttern manche Thräne und Sorge und Aufwand und schlaflose Nächte kosteten, ehe sie groß gezogen wurden. Man kann auch leicht denken, daß sich in dieser Stadt eine unsägliche Menge Hausgeräthe, Werkzeug und Kostbarkeiten befanden, die durch viele tausend Menschen Hände verfertigt wurden.

Im Jahr 1783, den 5. Februar, gefiel es aber dem allmächtigen Regierer der Welt, aus Ursachen, die wir nicht ergründen können, diese Stadt zu zerstören. Auf einmal bebte die Erde, alle Häuser, alle Klöster, Kirchen und Thürme wankten, alle Einwohner schrien, und alle 18000 Menschen waren eben so wenig im Stande gegen Gott etwas auszurichten, als ein Haufen Ameisen gegen einen Menschen, der ihn zerstört. Itzo stürzte die Stadt mit großen Krachen zusammen; mehr als tausend Menschen wurden erschlagen; das Feuer, das in

den Kaminen und Küchen brannte, ergriff die zusammengestürzten Häuser, verzehrte sie und alle Reichthümer, die darinnen waren, so daß in sehr kurzer Zeit der Allmächtige vernichtet hatte, was vieler tausend Menschen Arbeit in vieln Jahrhunderten hatten zu Stande gebracht.

Zu eben dieser Zeit bebte auch die Erde in Calabrien, das Sicilien gegenüber liegt, verwüstete siebenzehn Oerter gänzlich und tödtete einige tausend Menschen.

Die Fürsten und Bettler zitterten, einer wie der andere! und jene konnten dem Allmächtigen so wenig wiederstehen, als diese.

Einer von ihnen, der Fürst von Scilla, entfloh mit seinen Unterthanen an das Ufer des Meers. Aber auch da fühlte er die Macht des Weltbeherrschers. Das Meer wurde durch das Erdbeben über seine Ufer getrieben, und trieb mehr als zweytausend Menschen mit sich fort.

So leicht dieses dem Allmächtigen war, so leicht müßt es ihm auch seyn, unsern ganzen Erdball, und die ganze Menge von Einwohnern, mit der er bevölkert ist, in wenigen Augenblicken zu zerstören. Die ganze menschliche Gesellschaft ist vor ihm nichts als ein Spreuhaufen, der durch einen einzigen Windstoß kann zerstreuet werden. S.

2.

Im Anfange des Märzmonats ging Herr Gutmann, mit seinem kleinen Sohne, Philipp, auf das Feld, um ihn und sich durch die frische Luft zu stärken. Sie bestiegen einen Berg, von dem sie ein weites Feld übersehen konnten.

Da war nichts als Winter zu sehen. Die ganze Gegend war mit tiefem Schnee bedeckt. Die Sträuche und Bäume waren wie überzuckert, indem aller Nebel, der seit einigen Wochen sich an sie gehängt hatte, gefroren war. Der Strom, der sonst im Thale rauschte, war mit dickem Eise bedeckt, auf dem ein Heer Knaben sich mit Glittschen und Schlittschuhen belustigte.

Im übrigen herrschte durch die ganze Flur eine traurige Stille. Es war da weder Wurm noch Biene, noch Schmetterling zu sehen, kein Vogel zu hören. Nur bisweilen unterbrach ein Rabe durch sein Krechzen das Stillschweigen.

Ey, lieber Vater! sagte Philipp, wie traurig sieht es hier aus. Alle Blumen und Gras sind ja verschwunden, der Fluß ist wie todt. Alle Vögel und Schmetterlinge und Würmer sind entwichen. Wird das alles so bleiben! Werde ich nicht wieder hören die Lerche? Nicht wieder nachlaufen dem Schmetterlinge? Nicht wieder ein Sträuschen für meine Schwester suchen? Nicht wieder mit dem Kahne auf jedem Flusse umherfahren?

Alle diese Freude, antwortete Herr Gutmann, wirst du bald wieder genießen.

Wie ist das aber möglich? fragte Philipp weiter. Wie ist das möglich? Wie viele tausend Menschen müssen arbeiten, wenn sie alle diesen Schnee wegschaufeln wollen! Wie viele Aexte müssen sie haben, um das Eis, das den Fluß bedeckt, zu zerhauen! Und wenn sie das alles gethan haben, können sie denn auch machen, daß es wieder warm wird? Wenn es so kalt bleibt, so friert ja der

Fluß wieder, und fällt wieder Schnee, und alle ihre Arbeit ist umsonst. Wo wollen sie alle die Vögel und Schmetterlinge her bekommen, die sonst diese Gegend so lebhaft machten?

So sprach Philipp, und der Vater antwortete ihm, den Menschen ist dieß freylich unmöglich, aber Gott, dem Allmächtigen, ist es etwas leichtes, diese ganze Flur wieder grün und blühend zu machen, und mit vielen tausend lebendigen Geschöpfen, zu bevölkern.

Wie das möglich sey, konnte Philipp nicht begreifen. Unterdessen glaubte er seinem Vater, und ging mit ihm nach Hause.

Schon den folgenden Tag änderte Gott die Witterung, und ließ einen warmen Wind wehen, der durch die ganze Flur große Veränderungen machte.

Den dritten Tag zog Herr Gutmann Stiefeln an, Philipp mußte ein gleiches thun. Sie gingen wieder mit einander nach dem Orte hin, wo sie vor zween Tagen gewesen waren, und fanden schon, da sie vor das Thor kamen, daß sich vieles geändert hatte. In dem Wege, der erst ganz feste Erde war, floß itzo Wasser, in dem sie bis über die Knöchel waden mußten, und als sie auf dem Berg stiegen, schoß ihnen von allen Seiten zerschmolzner Schnee entgegen.

Als sie auf denselben kamen, fand Philipp alles so verändert, daß er kaum die Gegend noch konnte. Der Zucker, der an den Bäumen zu hängen schien, war verschwunden, der Schnee war von vielen Orten weg, hier und da konnte man schwarzes Land und grüne Plätze erblicken, und da Philipp

dieß voll Erstaunen ansahe, hörte er sogar einige Lerchen durch die Luft schwirren.

Da freuete er sich, und fragte seinen Vater, wer alles dieß so geschwinde verändert habe?

Das hat Gott, der Allmächtige, gethan, war des Vaters Antwort.

Der Knabe schlug in die Hände, und sagte: Ey wie mächtig muß Gott seyn! Und wenn wir alle Bauern in unserm Fürstenthume aufgeboten hätten, ich glaube, sie wären nicht im Stande gewesen, so geschwinde den vielen Schnee wegzuschaffen, und das Weiße, das an allen Bäumen hing, abzuschütteln.

Du sollst bald, sagte der Vater, noch mehrere Wunderdinge sehen; itzo wollen wir unsere Rückreise wieder antreten.

Nach etlichen Tagen gingen sie wieder auf diesen Berg; welch ein Anblick war da! Auf der ganzen Flur war kein Schneeflöckchen mehr zu sehen, die Wiesen wurden grün, die Bäume bekamen Knospen, das Eis, das den Fluß bedeckt hatte, war geborsten, größtentheils schon weggeschwommen, und hier und da war nur noch eine kleine Scholle zu sehen. Lerchen und Finken erfüllten die Luft mit ihrem Gesange, auf der Erde wimmelte es von kleinen Käfern, und auf dem Rückwege fand Philipp sogar einige Veilchen, die er freudig pflückte, sie bey seiner Zurückkunft an den Busen der guten Mutter steckte, und sagte: da, liebe Mutter, bringe ich dir etwas mit, was uns der liebe Got geschenkt hat.

Nun ließ Herr Gutmann wieder einige Wochen verstreichen, dann nahm er an den einen Arm sein Weibchen, an den andern seine Tochter Philippinchen, und Philipp mußte vorhertraben immer zum Thore hinaus nach dem Berge zu.

Ach! da war es alles so schöne, so schöne, wie es im Paradiese kaum seyn konnte. An beyden Seiten des Wegs war eine Wiese, die überall grünte und blühte, unzählige Bienen summten auf derselben, und Hummeln und Wespen. Die Zäune und Sträuche und Bäume, alles war grün und blühte. Eine Menge Schmetterlinge flatterten umher, und leckten den Thau von den Blumen, und ein Chor von Nachtigallen, Finken und Grasmücken, bewillkommten sie, als sie den Berg hinaufstiegen. Itzo waren sie da. Philipp sahe nach dem Flusse, und er schlängelte sich durchs Thal; statt der Eisschollen, die erst auf ihm schwammen, schwammen itzo einige Kähne voller Menschen, die sich mit der Fischerey belustigten. Er sahe sich weiter um: die Hügel waren mit Schafen bedeckt, auf der Ebene weideten Rinder, und die Aecker wurden von einer Menge Menschen bearbeitet, denen ein Schwarm Raben nachfolgte, um die Mäuse und Würmer aufzusuchen, die sie herauspflügten.

Alles lebte, alles freuete sich. Und Herr Gutmann sagte zu seinem Sohne: siehst du, lieber Philipp, wie viel Gott thun kann!

Dieser faltete die Hände, und sagte mit nassen Augen: ach Gott, noch nie habe ich so gesehen, was du thun kannst, als itzo. Und alle waren gerührt, und versprachen einander, daß sie sich künftig auf

niemanden verlassen wollten, als auf den, der so große Dinge zu thun vermag. S.

Wie gut Gott sey.

I.

Das kleine Lottchen, das durch ihre gute Aufführung, ihrer Gefälligkeit und Munterkeit, ihren Eltern viele Freude machte, kam einmal ganz traurig aus ihrer Kammer, klagte über Kopf- und Leibsschmerzen. Man bot ihr allerley Erquickungen an, die ihr aber alle Eckelhaft waren, und sie wurde in wenigen Stunden so krank, daß sie sich wieder zu Bette legen mußte.

Hier lag sie einige Tage unter abwechselndem Froste, und großer Hitze, bis sich endlich an ihrem ganzen Leibe rothe Punkte zeigten. Sobald sie der Arzt erblickte, sagte er: das werden die Pocken. Darüber erschracken Vater und Mutter, baten Gott, daß er ihres Kindes Schmerzen lindern wolle, und versprachen einander, daß sie, von dieser Stunde an, alle Aufmerksamkeit auf ihre liebe Tocher richten wollten, um ihr, wo möglich, ihr Leben und ihre gesunde Glieder zu erhalten.

Sie thaten es auch wirklich, konnten aber doch nicht verhindern, daß nicht die Umstände des armen Kindes täglich wären schlechter geworden. Der ganze Leib wurde so mit hoch aufgeschwollenen Pocken bedeckt, daß man keinen Platz, so groß wie ein Kreuzer, finden konnte, der davon frey gewesen wäre. Dieß verursachte ein so entsetzliches

Brennen, daß Lottchen immer klagte, sie müsse so große Pein ausstehen, als wenn sie in glühenden Kohlen läge. Die Augen schworen zu, so daß sie gar nicht mehr sehen konnte; auch in den Ohren brachen Pocken aus, die sie des Gehörs beraubten. Ihre Zunge und Gaumen wurden schwarz, so daß ihr alle Erfrischungen, die man ihr reichte, bitter schmeckten, und ihr Geruch wurde durch die unreinen Ausdünstungen gepeinigt die ihr elender Körper von sich gab.

So lag das arme Kind, hatte gar keine Freude mehr, und fühlte nichts als Schmerz.

Die guten Eltern, die Lottchen gar herzlich liebten, stunden bey ihrem Krankenbette unbeschreiblichen Kummer aus, und baten Gott, daß er doch bald ihr liebes Kind von seinen Schmerzen befreyen möchte.

Und Gott erhörte ihr Gebet: die Pocken fingen an abzutrocknen, der Schmerz legte sich, der Appetit zum Essen fand sich ein, die Augen gingen wieder auf, und das Gehör wurde wieder hergestellt. Lottchen konnte bald wieder aufstehen.

Da war große Freude im ganzen Hause. Alle ihre Freundinnen hörten die angenehme Nachricht, daß Lottchen wieder gesund sey, kamen herbeygelaufen, umarmten sie, und weinten vor Freuden an ihrem Halse.

Sobald sie ihre verlornen Kräfte wieder hatte, stellte ihr Vater ein Fest an, zur Bezeugung seiner großen Freude, lud dazu alle ihre Freundinnen ein, und fuhr mit ihnen nach seinem Weinberge zu, wo er ein schönes Lusthaus hatte, aus

welchem er einen großen Theil des Feldes überse-hen konnte. Da sahe Lottchen die grüne Flur, nach vielen Wochen, das erstemal wieder: und fand in ihr eine Menge Schönheiten und Reizungen, die sie sonst gar nicht bemerkt hatte. Jeder Käfer, jede Raupe, jede Blume machte ihr Freude. Sie schmiegte sie zärtlich an des Vaters Arm, und sagte: O guter Vater! wie schön ists auf der Welt! Sehn sie die vielen Bäume, die bunten Vögel, die auf denselben hüpfen, die grünen Wiesen, die erstaunlich vielen Blumen, dort die vielen Schäfchen: da sehen sie einmal den allerliebsten Käfer! Und hier diese Raupe! Ach lieber Vater, wie gut ist Gott! hat so vieles Schönes für mich gemacht, und hat mir (hier traten ihr Thränen in die Augen) hat mir Augen gegeben, daß ich es sehen kann.

Ihre liebe Mutter brachte ihr einen Teller voll Erdbeeren und Zwieback. Sie aß davon, schlug vor Vergnügen an ihre Brust, und sagte: O wie süß, wie süß, schmeckt das. Itzo schmecke ich recht, wie gut es Gott mit uns meynt. Hat so viele Süßigkeit in die Speisen gelegt, und unsere Zunge so gemacht, daß wir sie schmecken können. Malchen, ihre beste Freundin, brachte ihr einen Straus von Feldpoley, Feldnelken, und andern wohlriechenden Kräutern und Blumen, gab ihr einen Kuß und den Straus, und sagte: o du liebes, süßes Mädchen, wie bin ich doch so froh, daß ich dich wieder küssen und dir ein Sträuschen bringen kann! Lottchen roch; ha, das roch kräftig! Sie fand da ein neues Vergnügen, das sie sonst nicht bemerkt

hatte. Riechen Sie, sagte sie, liebe Mutter, wie viele Erquickung Gott in diese Blumen gelegt hat. Der gute Gott! und hat unsere Nase so gebauet, daß wir sie empfinden können.

Itzo versammelten sich alle ihre Gespielen um sie, plauderten, spielten mit ihr, und sangen bisweilen ein Liedchen. Und Lottchen wurde immer vergnügter; drückte eine nach der andern an sich, und sagte: O ihr guten Mädchen! wie viele Freude macht ihr mir! Wie angenehm sind eure Gespräche und eure Lieder, und wie lieb hat mich Gott, daß er mir Ohren gegeben hat, daß ich auch hören kann!

So wurde der ganze Tag in Freude und Bewunderung der Güte Gottes zugebracht. Gegen Abend sah die Gesellschaft noch der Sonnen Untergang und des Mondes Aufgang mit an, dann fuhr sie vergnügt nach Hause.

Und da Lottchen in ihr Bette kam, dankte sie noch dem lieben Gott für alles Gute, das er ihr erzeigt hatte. Du lieber Gott, sagte sie, du machst uns ja gar zu viele Freude. Wohin ich gehe und sehe, da finde ich etwas, das mir Vergnügen macht. Ach ich habe das alles so lange genossen und nicht darüber nachgedacht! Vergieb mirs, lieber Gott. Ich will mich bessern: bey jedem Blümchen, daß ich finde, bey jedem Bissen, den ich esse, bey jedem Vogel, den ich singen höre, will ich an dich und deine Liebe denken. S.

2.

Anton war in seiner Jugend ein sehr leichtsinniger Knabe, der nichts als Spiel und Possen im

Kopfe hatte, und nicht vermögend war, nur eine Viertelstunde seine Gedanken auf etwas ernsthaftes zu richten. Er stund des Morgens auf, fand sein Frühstück und verzehrte es; lebte unter Menschen, die ihn lieb hatten, für ihn arbeiteten und ihm seine Kleider verfertigten, ging in den Garten, pflückte Blumen, schüttelte Pflaumen ab, und dankte für alles dieß Gott nicht. Wann er zu Tische kam, traf er immer reichliche und schmackhafte Mahlzeit an, die seine gute Mutter bereitet hatte. Diese faltete dann insgemein die Hände und ermunterte ihre Familie zur Dankbarkeit gegen Gott mit folgenden Worten: **Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Der allen Menschen Speise giebt, der dem Vieh sein Futter giebt, den jungen Raben, die ihn anrufen, nähret, und alles was in der Natur lebet, durch seine Allmacht sättiget.** Anton nahm aber an dem Gebete gar keinen Theil, faltete zwar die Hände, hatte aber seine Augen und Gedanken in der Schüssel.

Anton wurde größer, aber nicht verständiger. Sobald er der Aufsicht seiner guten Mutter entgangen war, wurde er lüderlich, ergab sich dem Trunke, dem Spiele und andern Ausschweifungen, und kam dadurch bald in so kümmerliche Umstände, daß er sich genöthigt sahe, bey einem Regimente Dienste zu nehmen das nach Amerika sollte übergeschifft werden. Mit diesem ging er zu Schiffe, und wann er riechenden Speck, harte Erbsen und

eine Flasche grünliches Wasser, anstatt der Mittags-mahlzeit, empfieng, dachte er oft mit Sehnsucht an die guten Mahlzeiten, die er in seiner Mutter Hause genossen, und dafür er Gott nicht gedankt hatte.

Da sie nun ein paar Wochen geschifft hatten, wurde der Himmel schwarz. Es kommt ein Sturm, rief der Schiffskapitain, auf, Matrosen! zieht die Seegel ein! Diese kletterten wie die Katzen an dem Mastbaume in die Höhe, zogen die Seegel zusammen, und kaum war es geschehen, so erhob sich ein gräßlicher Sturm, das Meer schlug Wellen, so hoch wie ein Kirchthurm, das Schiff wurde bald auf- bald abgetrieben, das Brausen des Meers, das Heulen des Sturms, das Geschrey der Schiffenden, machte ein solch fürchterliches Getöse, daß Anton vor Schrecken halb todt im Schiffe lag.

Endlich gings, krach! da wurde das Schiff gegen eine Klippe geschlagen, und bekam ein großes Loch, durch welches das Wasser haufenweise eindrang. Alles, was auf dem Schiffe war, arbeitete zwar, das Loch zu verstopfen, und das Wasser aus dem Schiffe zu pumpem, aber alle Bemühhungen waren umsonst, das Schiff fing an zu sinken, und die darauf waren, suchten sich zu retten, so gut sie konnten. In der Angst riß Anton ein Bret vom Schiffe, umarmte es, und ließ sich mit demselben auf dem Meere umher treiben, wurde aber, nachdem er eine Stunde lang mit den Wellen gekämpft hatte, so kraftlos, daß er gewiß das Bret würde haben fahren lassen müssen, wenn ihn nicht eine

Welle an das Ufer geworfen hätte. Hier lag er ganz kraftlos, und hatte nichts bey sich, als seinen Pallasch, und allerhand Kleinigkeiten, die sich in der Tasche seines Camisols befanden.

Itzo empfand er Hunger, stund auf, und schlich mit zitterden Gliedern umher, um etwas zu essen zu finden. Da war aber gar nichts anzutreffen, auch kein Fußstapfe von Menschen, zu denen er hätte fliehen, und sie um eine Wohlthat bitten können. Nichts war zu sehen, als Gras und Bäume und Vögel, die er aber nicht bekommen konnte, weil er kein Schießgewehr hatte. Da dachte er das erstemal ernstlich an Gott, und seufzte: Du guter Gott! du ernährst ja täglich so viele tausend Menschen und Thiere, laß doch mich armen Menschen nicht verhungern!

In der Angst fühlte er in seine Westentasche, fand da noch etwas Zwieback, der aber durch das eingedrungene Seewasser erweicht und unschmackhaft geworden war. Unterdessen holte er ihn doch heraus, und leckte ihn begierig hinunter. Die Nacht fiel nun ein, und er mußte ungegessen in seinen nassen Kleidern in einen hohlen Baum sich legen, und da des Tages Anbruch erwarten.

Da ging er in sich, und dachte bey sich selbst: Gott! wie viel Gutes thatst du mir in meiner Mutter Hause! Da hatte ich Brod im Ueberflusse, meine Wäsche und Kleidung wurde besorgt, des Abends fand ich ein warmes Lager — und ich habe nicht daran gedacht, daß alles dieses Gute von dir käme — habe dir nicht dafür gedankt!

Dieß dauerte ihn gar zu sehr, und er fing vor Wehmuth an bitterlich zu weinen.

Der Morgen kam, und er kroch wieder ganz kraftlos nach dem Ufer des Meers zu; da fand er — welche Freude; eine Schildkröte. Sogleich warf er sie um, damit sie nicht entlaufen möchte, tödtete sie mit seinem Pallasche: und verzehrte einen Theil davon roh und ungesalzen. Aber weil er hungerte, schmeckte sie ihm doch so gut, als sonst die beste Mahlzeit. Und er dankte Gott, und sagte: wie lieb hast doch, o Gott! uns Menschen, daß du für uns so vielerley Mittel zu unserer Erhaltung erschaffen hast!

Da er gesättigt war, dachte er ernstlich nach, wie er seine Umstände verbessern wolle, und fand, daß ihm hierzu vor allen Dingen Feuer nöthig sey, an dem er sich wärmen, und seine Speisen bereiten könnte. Da fiel ihm sein Feuerzeug ein, das er sonst gewöhnlich bey sich zu führen pflegte, er griff in die Tasche und — Gott sey Lob und Dank, er fand den Stahl und Stein, und etwas Feuerschwamm, der aber durch die Nässe unbrauchbar worden war. Sogleich suchte er einen breiten Stein, der von der Sonne recht stark beschienen wurde, legte den Schwamm darauf, und trocknete ihn. Nun legte er Steine zusammen, zwischen dieselben dürres Laub und dürres Reis, fieng an Feuer aufzuschlagen, pick, da war es, da rauchte der Schwamm; zitternd legte er ihn in das Laub, und fing an aus allen Kräften zu blasen; es fing an zu rauchen, immer stärker zu rauchen, und endlich gab es eine helle Flamme, die er durch zugelegtes Holz sehr sorgfältig unterhielt. Ach das war eine große Freude. Er fiel auf die Knie, breitete

die Hände gen Himmel, und rief: Vater der Menschen, wie gut bist du! in so einen verächtlichen Stein, und Stahl, und etwas Schwamm das ich sonst gar nicht achtete, hast du eine so große Kraft gelegt, daß man damit Feuer, ach das edle Feuer, damit hervorbringen kann, das uns so nützlich ist.

Nun machte er sich das Feuer recht zu Nutze, trocknete seine Kleider an demselben, steckte einen Theil der Schildkröte an einen Stecken, und briet ihn daran.

Sie schmeckte ihm herrlich, nur bedauerte er, daß er kein Salz dazu hatte. Vielleicht aber, dachte er; findest du dieses auch. Er ging an des Meeres Ufer umher, und fand wirklich, daß zwischen den Klippen, die am Ufer waren, von dem Seewasser, das bisweilen heraus war getrieben worden, und durch die Sonne vertrocknet war, Salz war übrig geblieben. Er sammlete es begierig, salzte seine Schildkröte damit, und ließ sie sich wohl schmecken. Und wann sie ihm schmeckte, dachte er allemal: wie gut ist Gott, auch in des Meeres Wasser legt er Mittel zu unserer Erhaltung.

Zeither hatte er das Wasser eingeschlurft, welches von dem gefallenen Regen hie und da war stehen geblieben. Das vertrocknete aber: und er fing an zu besorgen: daß er vor Durst würde umkommen müssen. Betrübt schlich er umher, suchte Wasser, und fand es nicht. Endlich bemerkte er, daß es unter seinem Fuße feuchte wurde. Diese Feuchtigkeit dachte er, muß doch aus einer Quelle kommen. Er gieng weiter, und kam an einen Berg, an dessen

Fuße eine helle Quelle hervorsprudelte. Da hätte man die Freude sehen sollen. Er schöpfte daraus begierig mit seinen Händen, schlurfte es ein, und sagte: Lob sey dir, Allgütiger! der du diese Quelle geschaffen, und mir damit mein Leben gerettet hast.

So brachte er einige Wochen zu, erhielt seyn Feuer, löschte seinen Durst an dieser Quelle, und stillte seinen Hunger mit Schildkröten deren er noch einige fand. Einmal gieng er herum, bestieg eine Anhöhe, sah sich um, und — Gott -- was ist das? Menschen! 4, 5, 6, 8, Europäer, erblickte er. Er sprung hoch empor vor Vergnügen, stürzte die Anhöhe herab, lief diesen Leuten entgegen, fiel ihnen um den Hals und weinte, und bat, daß sie ihn mitnehmen sollten. Sie thaten es gern, und brachten ihn an das Schiff, aus dem sie gestiegen waren, und das am Ufer vor Anker lag.

Hier fiel er nieder und betete: Gott, ich danke dir, daß du mich wieder zu Menschen geführt hast, in deren Gesellschaft man so viel Gutes genießt.

Er kam in sein Vaterland zurück, und, von dieser Zeit an, war er stets aufmerksam auf das viele Gute, das Gott alle Augenblicke an den Menschen that. S.

Gott belohnt das Gute und bestraft das Böse.

I.

„Thue immer Recht, lieber Sohn, auch wenn es niemand sieht und belohnt. Gott sieht es, und du wirst gewiß erfahren, daß alles Gute, was du thust, von ihm belohnt werde.“

Diese Worte hörte Gottlieb von seinem Vater täglich: er glaubte sie, und befolgte sie, und fand immer, daß sein Vater wahr geredet hatte. Er war gegen jeden seiner Mitschüler gefällig, und bekam dafür die Belohnung, daß er von allen geliebt wurde, und daß jeder sich bestrebte, ihm Freude zu machen. Er redete stets die Wahrheit, und brachte es dadurch so weit, daß ihm jedermann glaubte, in allem was er sagte. Er gehorchte seinen Eltern und Lehrern; dafür hatten sie ihn aber auch vorzüglich lieb. Er war fleißig, und sein Fleiß wurde dadurch belohnt, daß er immer geschickter wurde, und von allen, die ihn kannten, ein gutes Lob bekam.

In seinem zwölften Jahre verlor er Vater und Mutter, und betrübte sich sehr darüber. Kaum aber war der Leichnam seines Vaters, der zuletzt starb, in die Erde gesenkt, so nahm ihn ein Anverwandter zu sich, an Kindes Statt.

Da er groß war, legte er eine Fabrik an, von seidernen Tüchern. Er sah stets darauf, daß sie recht gut gearbeitet wurden, und verkaufte sie um einen sehr billigen Preiß. Dieß hatte für ihn

die Folge, daß jedermann gern mit ihm handeln wollte.

Dann sah er ein liebenswürdiges Mädchen, gewann es lieb, wünschte sie zu seiner Frau zu haben, und bat den Vater, sie ihm zu geben. Der Vater war ausnehmend darüber erfreuet, daß er einen so rechtschaffnen Mann zum Schwiegersohn haben sollte; er rief seine Tochter, und fragte, ob sie sich wohl entschließen könne; den Herrn Gottlieb Ehrlich zu ihrem Manne zu wählen, und diese schätzte sich glücklich, mit einem Manne, der so viele gute Eigenschaften hatte, auf Lebenslang sich verbinden zu können. Als Herr Ehrlich kam, um Antwort von dem Vater zu holen, führte ihm dieser seine Tochter zu und sagte: ich freue mich unendlich, daß ich meine Tochter einem so würdigen und rechtschaffnen Mann übergeben kann.

Nun trieben beyde die Fabrik gemeinschaftlich, und behandelten alle Leute, die für sie arbeiteten, rechtschaffen. Sie hielten ihnen nie ihren verdienten Lohn auf, sie schossen ihnen vor, wenn sie in Noth waren, und erquickten sie, wenn sie krank wurden.

Gott schenkte ihnen Kinder. Luischen, sagte Ehrlich zu seiner Frau, nun laß uns vor allen Dingen darfür sorgen, daß unsere Kinder gut erzogen werden! Luischen that es, und die Kinder wurden gut und fromm, und machten ihren Eltern lauter Freude.

Er nahm ein armes Kind zu sich, erzog es, und ließ es unterrichten. Es wurde groß, und machte ihm das Vergnügen, daß es sehr wohl

gerieth, und durch seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß sich großen Reichthum erwarb.

Nun kam einmal in der Straße, wo er wohnte, ein schreckliches Feuer aus. Kaum war die Nachricht davon bekannt, so liefen alle Leute zusammen, die für Herrn Ehrlich gearbeitet hatten, und sagten: laßt uns Herrn Ehrlich zu Hülfe kommen. Und sie kammen ihm zu Hülfe, und retteten fast alles: was er in seinem Hause hatte.

Das Haus selbst aber zu retten, waren sie nicht im Stande, dieß brannte nieder, und Herrn Ehrlichs Fabrik gerieth dadurch in große Unordnung. Dieß machte ihm und seinem Luischen großen Kummer, und sie überlegten täglich, wie sie Geld aufbringen wollten, ein neues Haus zu erbauen, und ihre Fabrik wieder herzustellen. Da sie deswegen einmal ganz kleinmüthig bey einander saßen, trat ein wohlgekleideter Herr in das Stübchen, das sie bezogen hatten, fiel Herrn Ehrlich um den Hals, weinte, und sagte: Mein Vater! Mein Wohlthäter! Ach wie kränkt es mich, daß ich Sie in so bekümmerten Umständen antreffe!

Dieser Herr war eben das arme Kind, das Herr Ehrlich erzogen hatte. Er zog einen großen Beutel voll Dukaten aus seiner Tasche, setzte ihn auf den Tisch, und sagte: mein Wohlthäter, all mein Glück habe ich ihnen zu danken, nehmen Sie einen Theil meines Vermögens an, um Ihre Umstände zu verbessern, zum Zeichen meiner Dankbarkeit. Und er mußte es! ob er sich gleich weigerte, annehmen, und wurde dadurch in dem Stande gesetzt, sein

Haus wieder aufzubauen, und seine Fabrik wieder herzustellen.

Nach einigen Jahren wurde er sehr krank, und da er merkte, daß er sterben würde, ließ er alle seine Kinder um sein Bette kommen, und sagte zu ihnen: thut immer Recht, lieben Kinder, auch wenn es niemand sieht und niemand belohnt. Gott sieht es, und ihr werdet gewiß erfahren, das alles Gute, was ihr thut, von ihm belohnt werde. Ich habe es erfahren. Jede gute That hat mir Gott, über lang oder über kurz, vergolten. Gerechter Gott! war dein Lohn so groß, da ich voller Fehler war, wie groß wird er erst dann seyn, wann ich in einer bessern Welt meine Fehler werde abgelegt haben! S.

2.

Schierling war ein Mann, der für weiter nichts, als für sein Vergnügen sorgte, und sich ganz und gar nicht darum bekümmerte, andern Freude zu machen. Ob er gleich Geld genug hatte, eine Frau und Kinder zu ernähren, so verheurathete er sich doch nicht, weil er glaubte, daß er, in Verbindung mit einer Familie, nicht so ungebunden, wie er wünschte, leben könne.

Er überließ sich allen Arten von Ausschweifungen, und seine ganze Sorge ging dahin, sich alles zu verschaffen, was ihm angenehme Empfindungen machen konnte. Wenn die ganze Stadt munter war, und arbeitete, so wälzte sich Schierling, noch in seinen Federn; stand gegen neun Uhr erst auf, trank Kaffee, und erwartete bey demselben die Ankunft des Mittags, da er allemal eine reichliche Mahlzeit, und eine gute Portion Wein zu sich nahm,

unterdessen, da die fleißigen Taglöhner, die seinen Garten bearbeiteten, sich mit etwas Käse und Brod und einem Krug Wasser begnügen mußten. Den Nachmittag wendete er zur Verdauung an, und gegen Abend gieng er in ein Weinhaus, wo er bis um Mitternacht spielte und trank, und dann mehrentheils trunken nach seinem Hause taumelte.

Der Prediger, der nicht weit von seinem Hause wohnte, verwies ihm oft diese Lebensart, und sagte: Ey! ey! Herr Schierling! was wird es mit ihnen einmal für einen Ausgang nehmen! Sie sorgen ja gar nicht für Ihre Seele, sondern bloß für ihren Leib; Sie füllen ihn täglich mit überflüßigen Speisen und Getränken an, und denken nicht an Ihre armen und nothleidenden Nebenmenschen. Sie thun gar nichts für die Welt, in die sie Gott gesetzt hat, und in welcher Sie so viel Gutes genießen. Gott ist gerecht, bedenken Sie es wohl! Sie werden seinen Strafen nicht entgehn.

Der verwegne Mensch spottete aber darüber, und sagte: Gott ist viel zu groß, als daß er sich um mich bekümmern sollte. Ich glaube nicht einmal, daß er es weiß, daß ich auf der Welt bin, wie vielweniger kann ich glauben, daß er sich die Mühe geben werde, mich zu strafen! Wozu habe ich denn das Geld, wenn ich es nicht genießen soll?

Aber was geschah? Schierling hatte kaum das vierzigste Jahr erreicht, in welchem sonst Menschen, die gut leben, erst recht zu leben und zu wirken anfangen, so bekam er Gichtschmerzen, die ihn nöthigten zu Bette zu liegen, und alle seine Glieder peinigten. Der Wein wurde ihm vom Arzte verboten,

und von den mehresten Speisen, die er sonst gern aß, durfte er nichts genießen. Auch war niemand da, der mit ihm Mitleiden bezeigte. Denn weil er sich in seinen gesunden Tagen um niemanden bekümmert hatte, so bekümmerte sich auch itzo niemand um ihn. Er hatte zwar eine Haushälterin, die ihn verpflegte; weil er dieser aber nichts Gutes gelehrt hatte, so war sie auch nicht gut, sondern betrog und bestahl ihn so sehr, daß er anfing zu verarmen, und, außer den Schmerzen der Gicht, auch noch die Unannehmlichkeiten einer schimpflichen Armuth erfahren mußte.

Da sagte nun Jedermann: **Das ist Gottes Strafe**! Denn ob es gleich unrecht wäre, von jedem, der die Gicht hat, und in Armuth lebt, zu sagen, daß er von Gott gestraft sey, so kann man es doch von solchen behaupten, die sich so, wie Schierling, selbst in ihr Elend gestürzt haben. Denn der Gott, der die Natur des Distelsaames so eingerichtet hat, daß Disteln daraus kommen müssen, der hat die Seele und den Körper des Menschen auch so gebildet, daß aus den bösen Handlungen desselben betrübte Folgen für ihn entspringen müssen. Und diese nennt man Gottes Strafen.

Da er sterben wollte, sah er gräßlich um sich, und rief, Gerechter Gott! Du hast mich, wegen meines bösen Lebens, schon hier so gestraft, o Weh! o Weh! wie wird es mir gehen, wenn ich vor deinen Richterstuhl komme!

So starb er in Verzweiflung, und wird ohne Zweifel in einer andern Welt noch weit schrecklichere Folgen seines bösen Lebens erfahren haben. S.

Gott sorgt für alle seine Werke.

I.

Ein Gutbesitzer saß mit seinem kleinen Sohne des Abends auf einem Hügel, und zeigte ihm die Pracht der untergehenden Sonne, und die Schönheit der Flur, die von jener ihrem Glanze noch zum Abschied auf das herrlichste vergüldet wurde. Indem kam der Hirt aus dem benachbarten Holze unter dem fröhlichen Geblöcke seiner gesättigten Heerde, die er nach ihren Horden zuführte. Von beyden Seiten des Weges, wo sie durchgingen, stunden Schwarzdornen- und Hanbuttensträucher; und kein Schaf ging vorüber, dem nicht ein Stückchen von seinem Kleide durch diese entrissen ward.

Der kleine Wilhelm gerieth über die bösen Dornsträucher in großen Grimm, und sagte: Ach, sehen Sie nur, lieber Vater, die bösen Dornen, wie sie den armen Schafen ihre Kleidung raubten! Warum kann nun der liebe Gott solche böse Dinger schaffen, oder, warum vertilgen sie die Menschen nicht? Die armen Schäfchen! — Aber gewiß will ich morgen mit Aufgang der Sonne meinen kleinen Hirschfänger mitbringen, und da solls gehen Ritz, Ratz! — alle will ich niederhauen und vertilgen! denn, wenn die armen Schafe den Weg morgen wieder gehn, so behalten sie gar nichts auf dem Leibe. Thun Sie es doch auch, lieber Vater, und bringen Ihren großen Hirschfänger mit, da wirds noch besser gehen. — Nun wir wollen sehen! sagte der Vater. Indessen sey nur nicht zu ungerecht gegen

die Dornensträucher, und denke, was wir nach Pfingsten thun. **Wilhelm.** Was, lieber Vater? — Nun, nehmen wir da nicht den armen Schäfchen nicht nur ein Stückchen von ihrem Kleide, sondern ihr ganzes, ganzes Kleid, indem wir sie scheeren lassen? — **Wilhelm.** Ja, lieber Vater, da brauchen wir es zu Kleidern: aber der Dornstrauch — der thut es aus bloßer Raubsucht, und braucht es zu nichts und wieder nichts. — **Vater.** Nicht so geschwind geurtheilet, Wilhelm! das weißt du nicht so gewiß: aber gesetzt; steht es uns denn frey, Etwas dem andern zu nehmen, weil wir es brauchen? — **Wilhelm.** Ja, Vater, die Schafe, wie ich gesehen und gehöret, verlieren die Wolle so um diese Jahreszeit, und also ist es besser, wir nehmen sie und nützen das, was ungenützt verloren gehen würde. Darnach — womit wollten wir uns denn kleiden? Allen Thieren hat die Natur ihr Kleid gegeben, wir aber müssen es von ihnen und den Pflanzen erst borgen, wenn wir nicht bloß gehen, und allen Ungemächlichkeiten der Witterung ausgesetzt seyn wollen. Der Dornstrauch braucht keines Kleides! ja, ja, lieber Vater, er muß weg: nicht wahr, Sie gehen morgen mit? — Es sey, sagte dieser. Also morgen mit anbrechendem Tage! —

Wilhelm, der sich ein Held zu seyn dünkte, daß er solch Räubergesindel mit seiner kleinen Hand vertilgen sollte, konnte kaum vor den siegreichen Gedanken schlafen, und weckte den Vater, sobald der laute Gesang der Vögel von dem Garten unter den Fenstern den Tag ankündigte.

Der Vater, dem es nicht sowohl um Vertilgung der Dornsträuche zu thun war, als vielmehr dieß zu einer Gelegenheit zu brauchen, seinem Söhnchen auch die aufgehende Sonne und den jungen schönen Tag in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen, da dieser sonst oft ein Langschläfer war; der Vater, sage ich, ließ sichs gefallen und ging mit dem gerüsteten Wilhelm unter einem fröhlichen Morgenliede fort. Als sie die Dornsträucher in Augen hatten, sahen sie von allen Seiten Vögelchen zu denselben ab- und zufliegen. Halt, sagte der Vater zu Wilhelm, verschiebe noch ein wenig deine Rache, damit wir diese lieben Dingerchen nicht stören, und laß uns von jenem Hügel, auf dem wir gestern saßen, zusehen, was sie so geschäftig um diese Sträucher machen.

Es geschah; und siehe, die kleinen Vögel holten in ihren Schnäbelchen die Wolle, die die Dornen gestern den Schafen entrissen hatten.

Da kam Finke und Hänfling, Stieglitz und Zeisig, Grasemücke und Nachtigall, und bereicherten sich mit dieser ihrem Raube. — Was ist das? rief Wilhelm erstaunt. — Was sonst, erwiederte der Vater, als ein Beweis, wie die Fürsehung für alle Geschöpfe sorgt, und oft Dinge zu Mitteln ihrer Erhaltung macht, wo wir es am wenigsten erwartet hätten. Siehst du, diese armen Kleinen finden hier Materialien, sich ihre künftigen Wohnhäuschen auszutapezieren, oder vielmehr sich ein warmes Bettchen für sich und ihre künftige kleine Familie zuzubereiten. So vereiniget der ehrliche Dornenstrauch, wider den du so erbittert warst, die Bewohner der Lüfte und der

Erde: noch mehr, er nimmt dem Reichen einen Ueberfluß, und giebt dem Armen sein Bedürfniß. Willst du den Dornstrauch noch umhauen? O behüte mich der Himmel! rief Wilhelm: nein, nun soll er in Friede stehen, da er die Wolle nicht für sich behält.

Weisse.

2.

Ach! wenn's doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, da er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte; er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er thats.

Der Winter verging; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bey einem Blumenbeete, auf welchem Hiacinten, Aurikeln und Narcissen blüheten, und war vor Freude darüber ganz außer sich.

Das ist eine Frucht des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach! antwortete Ernst, wenn's doch immer Frühling wäre!

Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte sein Vater; und er thats.

Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem schönen warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund um sie her sahen sie grüne Saaten, und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten, und muthwillige junge Füllen ihre Sprünge machten.

Sie aßen Kirschen und anderes Sommerobst, und ließen sich's den ganzen Tag über recht wohl seyn.

Nicht wahr, fragte der Vater beym Zurückgehn, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte daß es immer Sommer wäre!

Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Famile brachte einige Tage im Weinberge zu.

Es war nicht mehr so heiß wie im Sommer, aber die Luft war sanft und der Himmel heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen; auf den Mistbeeten sah man wohlschmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber als Obst aß.

Diese schöne Zeit, sagte der Vater, wird bald vorüber seyn; der Winter ist schon vor der Thüre um den Herbst zu vertreiben.

Ach! sagte Ernst, ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbst wäre!

Wolltest du das wirklich? fragte sein Vater.

„Wirklich!" war seine Antwort.

Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmal her, was hier geschrieben steht; lies doch!

„Ich wollte, daß es immer Winter wäre!“ Und nun lies einmal hier auf dieser Seite; was steht denn da?

„Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!“ Und was auf dieser Seite hier?

„Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!“

Kennst du, fuhr der Vater fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschtest du jezt eben?

„Ich wünschte, daß es immer Herbst seyn möchte.“

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter im Frühlinge, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst seyn möchte.

Denke einmal nach, was folgt wohl daraus?

„Daß alle Jahreszeiten gut seyn.“

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannichfaltigen Gaben sind; und daß der liebe große Gott viel besser, als wir armen Schelme von Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß!

Hätte es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst bekommen haben.

Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur immer im Schlitten fahren und Schneemänner machen zu können: und wie viel andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt seyn soll: wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten! Campe.

Von der Vortreflichkeit des Gebets.

1.

Zwanzig Jahre hatte Meister Herrmann, ein Schneider, in einem Thüringischen Dorfe, sich und seine Kinder redlich ernährt. Nie hatte es ihnen an Kleidung gefehlt, und alle Mittage stund eine große Schüssel voll Gemüs auf ihrem Tische, bisweilen auch Fleisch, und auf die Hauptfeste ein Braten. Aber im Jahr 1770, da schon das Feld grün war, die Veilchen blühten, die Lerche sang, und jedermann glaubte, der Frühling wäre da, da fiel in einer Nacht ein so tiefer Schnee, daß man kein Gräschen mehr sehen konnte, und bis an die Knie im Schnee waden mußte. Es sah traurig aus. Nach etlichen Tagen zerschmolz der Schnee — da sah es noch trauriger aus. Die Landleute besuchten ihre Felder, aber, ach! der Schnee hatte sie alle verwüstet. Ganze Aecker, die vor etlichen Wochen mit Weizen und Roggen bedeckt waren, stunden ganz entblößt, und auf andern stund die Saat äußerst dünne. Da war allenthalben ein großes Wehklagen. Die Ernte kam, und das Wehklagen wurde noch stärker. Viele Bauern ernteten kaum so viel ein, daß sie davon ihre Aecker wieder besäen konnten, wenige so viel, als sie für sich und ihre Kinder zum Brod nöthig hatten, und noch weit wenigere konnten von ihrem Vorrathe etwas an die Bürger verkaufen.

Daraus entstund große Noth. Sonst waren in den Städten die Märkte mit Wagen und Karren voll Getraide bedeckt. Aber itzo — da kam nur selten eine Fuhre mit Frucht nach der Stadt. Und wenn diese kam — so drängten sich allemal fünfzig und mehrere Personen, die alle Brod für sich und ihre Kinder brauchten, um die Fuhre herum, und riefen: wie theuer die Frucht? ich, ich, will sie haben, und da forderten denn die Bauern für ihr Getraide immer mehr. Meister Herrmannen drückte die Theurung besonders. Wo er sonst einen Groschen für Brod gebraucht hatte, da mußte er itzo erst zwey, dann drey, dann vier, endlich fünf Groschen schicken.

Und gleichwohl konnte er mit seiner Nadel eben nicht mehr als sonst verdienen. Auf diese Art gerieth der gute Mann in große Noth. Weil er fast alles, was er verdiente, für Brod hingeben mußte, so konnte er erst kein Fleisch, hernach auch kein Gemüse mehr kaufen. Eine Wassersuppe und trocken Brod war schon seit etlichen Wochen die ganze Mahlzeit, mit der sich seine Familie behelfen mußte. Doch waren sie dabey vergnügt, und dankten Gott, das er sie nur nicht Hunger leiden ließe.

Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Die meisten Bauern, die in seinem Dorfe wohnten, waren so arm, als er. Sie mußten so viel Geld für ihre Speisen ausgeben, daß sie sehr wenig an Kleider wenden konnten. Wann dann ihre Kinder kamen, und klagten: Lieber Vater, ich brauche einen Rock, und ich ein Kamisol oder Mieder; so wurden sie immer mit der Antwort zurückgewiesen:

lieben Kinder, es sind schwere Zeiten, es ist izt an kein Kleiderkaufen zu denken.

Auf diese Art mußte der gute Herrmann manche Woche 3 bis 4 Tage sitzen, ohne das er etwas verdienen konnte. Und gleichwohl wollte er und seine Kinder doch alle Tage essen. Da wurde ihm ängstlich ums Herz! Er nahm sein weniges Zinn, und verkaufte es. Da das Geld, das er daraus gelöst hatte, aufgezehrt war, so verkaufte er erst seinen guten Rock, dann sein weniges Tischzeug und seiner Kinder Kleider. Aber am Ende hatte er auch nichts mehr zu verkaufen übrig. Es kam mit ihm so weit, das er einmal des Morgens aufstund, ohne zu wissen, woher er auch nur einen Bissen Brod nehmen sollte. Seine Kinder traten um ihn, drückten ihm die Hände, und riefen: Brod! Brod! lieber Vater, Brod! Da hätte ihm das Herz vor Jammer springen mögen. Doch faßte er sich, und tröstete die Kinder. Diesen Morgen, sagte er, lieben Kinder, werdet ihr wohl fasten müssen, aber zu Mittage sollt ihr alle euch sättigen.

Und woher, fragten die Kinder wehmüthig, wirst du Brod bekommen?

Der Vater wies gen Himmel, wandte geschwind sein Gesicht weg, denn die Thränen quollen ihm stromweise aus den Augen, und lief in die nächste Kammer.

Da fiel er auf die Knie, und seufzte: „Ach Gott! Ach Vater! meine Kinder! es sind ja deine Kinder. Willst du mich armen Mann den Jammer sehen lassen, daß meine Kinder vor mir verschmachten? Du ernährest ja so viele Vögel, und

giebst den Raben ihr Futter. Unmöglich kannst du meine Kinder verhungern lassen. Gewiß, das kannst du nicht. Du wirst mir heute noch Nahrung für sie bescheren."

So seufzte er, und hoffte gewiß, daß der gute Gott ihm ein Mittel zeigen werde, seinen Kindern eine Mahlzeit zu bereiten. Schon ein Viertelstunde hatte er hin und her gesonnen, ob er nicht etwas finden könnte, Brod zu verschaffen, aber noch wollte es ihm nicht glücken.

Da trat sein Töchterchen in die Kammer, und sagte, daß eine Frau ihn sprechen wolle. Er ging heraus und traf da eine Bäuerin an, die ihn fragte, ob er sich getraue in zwey bis drey Tagen einen Anzug für sie und ihre Tochter zu verfertigen. Sie müsse denselben nothwendig haben, weil sie, nebst ihrer Tochter, auf den nächsten Sonntag zu einer Hochzeit wäre eingeladen worden.

Gerne! gerne! antwortete er, und nöthigte sie in die Stube zu gehen.

Und damit ihr, sagte sie, da sie in die Stube trat, mit desto mehr Vergnügen arbeiten möget, so hab ich auch hier etwas Lebensmittel mitgebracht.

Sie holte einen ziemlich großen Handkorb unter ihrem Mantel hervor — und alle Kinder drängten sich herbey, um zu sehen, was in demselben seyn möchte.

Da brachten sie ein Brod heraus, dann einen Topf voll Erbsen, dann Butter und geräuchert Fleisch.

Da schlugen die Kinder in die Hände, sahen einander an, und eines nach dem andern wendete sich um, und fing an zu schluchzen.

Meister Hermann konnte mit nichts antworten, als mit Thränen.

Was ist denn das? Was ist denn das? fragte die Bäuerin.

Da erzählte ihr der frohe Vater die betrübten Umstände, in denen er sich mit seinen Kindern befunden hätte. Die Bäuerin wurde weichmüthig, weinte auch mit, und freuete sich, daß Gott durch sie so vielen ehrlichen Leuten das Leben gerettet hätte. Diese Freude war ihr so süß, daß sie sich auf der Stelle vornahm, sie noch länger zu genießen. „Von nun an, Meister Herrmann, sagte sie, sollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe von den vorigen Jahren noch so viele Frucht auf meinem Boden, daß ich euch alle davon ernähren, und doch noch verkaufen kann. Kommt zu mir, so oft ihr Brod brauchet, ihr sollt es allemal haben. Und wenn ihr andere Lebensmittel verlangt, so will ich sie euch nie abschlagen. Ich will euch alles um einen billigen Preis anrechnen, und ihr könnt es ja nach und nach mit eurer Arbeit abverdienen. Ich habe ja auch Kinder; wer weiß, wo es ihnen Gott wieder segnet. Lebt wohl, und verlaßt euch auf mein Wort!"

Die ganze Familie war vor Freuden außer sich. Sobald die gute Frau weg war, bereiteten sie eine gute Mahlzeit, und genossen sie. Die schmeckte! So gut schmeckte es damals in ganz Deutschland keinen Fürsten, als diesen guten Leuten, denen der Hunger ihre Erbsen gewürzt hatte.

Sie dankten aber auch dem guten Gott recht herzlich, der dann mit seiner Hülfe am nächsten ist, wann es scheint, daß es mit uns gar aus sey.

S.

2.

Herr Constant befand sich in sehr kümmerlichen Umständen. Er war Stadtschreiber in einem kleinen Städtchen, und sein Amt trug ihm nicht mehr, als höchstens 150 Thaler, ein. Und doch mußte er davon eine Frau und sechs Kinder ernähren, und es fügte sich gar vielmal, daß er nicht wußte, wo er Geld, auch nur zu Ankaufung der nöthigsten Bedürfnisse hernehmen sollte. Ueberdieß wohnte in dem Städchen ein böser Mann, der ihm nicht einmal diese kleine Einnahme gönnte, sondern sie ihm durch allerhand Ränke zu entreißen suchte.

Bey alle dem war er immer heiter und vergnügt, war freundlich gegen seinen Gegner, und erzeigte ihm Gefälligkeiten wo er konnte. Wann in Gesellschaft bisweilen schlecht von ihm gesprochen wurde, so vertheidigte er ihn, und sagte, man thut dem Manne Unrecht, er ist nicht so schlimm als man glaubt, er hat auch viele gute Eigenschaften an sich. Und dann erzählte er gemeiniglich alles Gute, das er von ihm wußte.

Darüber verwunderten sich nun viele Menschen.

Einer seiner Freunde war so begierig, das Mittel zu erfahren, durch welches er seine Heiterkeit erhielte, und auch dem boshaftesten Gegner so sanfmüthig begegnete, daß er einmal zu ihm ging, und ihn fragte: „Lieber Freund, erzeigen Sie mir die einzige Gefälligkeit und sagen mir, wie Sie es nur anfangen, daß Sie immer so Vergnügt sind,

und gegen einen so boshaften Mann, wie ihr Gegner ist, so viele Sanftmuth beweisen können? Wenn ich eine so starke Familie ernähren müßte, und so wenig Einnahme hätte, als Sie, ich wäre längst melancholisch geworden. Und wenn mir ein Mensch so vielen Verdruß verursachte, als Sie von Ihrem Gegner erdulden müssen, ich könnte nicht anders, als ihm schimpfen, und alles Böse ihm nachreden.

Das will ich Ihnen, antwortete Herr Constant, gern erklären. „O glauben Sie mir, ich bin so sehr zur Schwermuth geneigt, als jemand seyn kann. Ich bin eben so zum Zorn aufgelegt, als Sie es seyn können. Aber das Mittel, wodurch ich meine Schwermuth und meinen Zorn besiege, ist das Gebet. Wann der Kummer mich niederdrücken will, so gehe ich in meine Kammer, richte meine Gedanken auf Gott, und seufze: „Guter Gott, du bist ja mein Vater! Du ernährst, so viele Milionen deiner Geschöpfe, wie kannst du meine Familie verderben lassen? Ich sorge so redlich für meine Kinder, und du, bester Vater! solltest für mich nicht sorgen?“ Wann ich mir nun so recht vorstelle, wie gut Gott ist, wie reich er ist, wie er alles, was lebt, erhält, da wirds auf einmal helle in meiner Seele; der gute Gott, denke ich, kann dich unmöglich verlassen.

Wann ich bisweilen zornig werde, und geneigt bin, mich an meinem Feinde zu rächen, dann bete ich: Ach lieber Gott, du hast mir so viele Fehler vergeben! Hilf, daß ich auch wie du vergeben mag. Mein Freund ist dein Kind, das du lieb hast, behüte mich ja, daß ich dem Kinde, das du liebst,

nichts Böses thue! Wenn ich mir nun den liebevollen Gott recht lebhaft vorstelle, der auch mit seiner Sonne diejenigen bescheint, die ihn nicht lieb haben, und ihm nicht gehorchen, dann legt sich sogleich der Zorn, und ich bekomme eine recht herzliche Begierde, meinem Feinde, dem Kinde meines lieben Gottes recht viel Gutes zu thun.

So lange man recht herzlich beten kann, ist man im Stande, alle Schwermuth, Zorn und jede andere unordentliche Neigung zu überwinden.

Für diese Belehrung dankte ihm sein Freund gar herzlich, fieng auch an zu beten, und erfuhr, daß Herr Constant die Wahrheit geredet habe. S.

Wie hoch gute Eltern zu schätzen sind.

I.

Ludwig und Karoline wurden von ihrem liebreichen Vater öfters mitgenommen, wenn er ausging. Besonders geschah dieses, wann sie durch Folgsamkeit und gutes Betragen seine Zufriedenheit verdient hatten.

Eines Nachmittages, da sie sich auch ein vorzügliches Recht zu diesem Vergnügen erworben hatten, nahm sie der Vater beide an die Hand, und führte sie in einen herrlichen Garten.

Als sie dahin kamen, baten ihn die Kleinen, ob sie wohl allein darin spielen dürften? Der Vater erlaubte es ihnen, und ging mit dem Besitzer desselben ins Gartenhäuschen, um sie ihrer Freude ganz zu überlassen.

Der Garten war voll der schönsten Blumen. Beyde Kinder waren sonst bescheiden, wenn sie etwas wünschten, und warteten gern, bis es ihnen gegeben oder erlaubt ward. Dießmal aber vergaßen sie sich, und mochten ihrer Begierde, Blumen zu haben, nicht widerstehn.

Sie gingen beyde und pflückten die schönsten, die sie fanden.

Karoline wies ihren Straus dem Bruder; der fand, daß der Seinige nicht so schön wäre, und lief hin, um andere zu pflücken.

Geschwind lief Karoline hin, und pflückte auch noch einen. Den fand Ludwig wieder besser, und wollte sich nicht zuvor kommen lassen. Und so pflückten sie in die Wette, Ludewig Hut und Taschen voll, Karoline Schürze und Körbchen voll, bis fast alle Beete kahl waren.

Nun erst fiel es Karolinen ein, wie unbesonnen und unbescheiden sie gewesen wären: sie mochte die verheerten Beete nicht mehr sehen, die noch vor wenigen Minuten so schön waren, und die sie verwüstet hatte. ––

Vor Scham wußte sie nicht, wo sie die gepflückten Blumen lassen sollte. Da bat sie Ludewigen, sie ihr abzunehmen; aber dem ging es eben so.

Indem sie nun traurig und beschämt da standen, kam der Vater mit seinem Freunde, und erschrak, als er die Verwüstung im Garten und die Unlust an seinen Kindern sahe. —

Sie wollten erzählen, aber konnten nicht; endlich brachte es Ludewig stotternd heraus.

Der Vater bat seinen Freund für sie um Verzeihung, der, zum Glücke einer von den Menschen war, die leicht verzeihen, und es gern that.

Aber die Kinder hingen sich an seinen Arm: O bester Vater! baten sie, laß uns nicht wieder allein; du siehst, wir sind noch nicht gut genug, daß wir allein bleiben können. Wir wissens nun, wie nöthig wir deiner Aufsicht haben. Gewiß, wir wollen nicht eher wieder verlangen, allein zu seyn, bis wir uns gewöhnt haben, immer an uns zu denken, und uns immer erst zu fragen, obs auch gut ist, was wir thun wollen?

Karoline Rudolphi.

2.

Die Gesetze in China gebieten, daß einem, der mit öffentlichen Geldern untreu ist, die Hände abgehauen werden sollen. Ein Mantarin machte sich einst dieser Strafe schuldig: seine Tochter, eine schöne junge Dame, wagte es, für ihren Vater zu bitten. Wie sie vor dem Kaiser erschien, sagte sie: Ich leugne nicht, großer Kaiser, mein unglücklicher Vater hat die Strafe verdient, und er muß, den Gesetzen gemäß, seine beiden Hände verlieren, — hier sind sie, fügte sie hinzu, indem sie ihre Handschuhe auszog. Ja, großer Prinz, diese Hände hier gehören meinem unglücklichen Vater; so unnütze als sie zum Unterhalt seiner Haushaltung sind, übergiebt er sie willig den strengen Gesetzen, um denjenigen zu erhalten, die uns alle, meinen Großvater, meine Brüder, meine Schwestern und mich ernähren müssen.„ Der Vater wurde vom Kaiser um seiner Tochter willen begnadiget. Sulzer.

3.

Es war einmal Krieg, und der König brauchte viel Rekruten, um den Abgang der Soldaten zu ersetzen, die er in verschiedenen Schlachten verlohren hatte. Da wurde unter andern auch der junge Grünberg, eines Bauern Sohn, mit zum Rekruten genommen, wurde Soldat und hielt sich so gut, daß alle seine Officiere mit ihm wohl zufrieden waren. Er war nur eine kleine Zeit ein Gemeiner, so wurde er Korporal, und stieg bald immer höher, bis er gegen das Ende des Kriegs sogar Oberster wurde.

Da der Friede geschlossen war, und der Oberste Grünberg nun ruhig in seinem Hause wohnen konnte, dachte er zuerst darauf, seinen Vater zu versorgen, der nun wegen seines Alters und seiner Kraftlosigkeit wenig mehr arbeiten konnte.

Er nahm ihn also zu sich, ließ ihn reinlich kleiden, gab ihm ein bequemes Zimmer ein, ließ ihn, zu seinem Vergnügen, den Garten bearbeiten, ließ ihn mit an seiner Tafel speisen, auch alsdann, wann er vornehme Gäste bey sich hatte.

Dieß nahmen ihm oft die Vornehmen vor übel.

Einmal rümpfte auch ein junger Fähndrich die Nase darüber, daß er an einem Tische speisen sollte, an dem ein Bauer saß. Der Oberste bemerkte es, und sagte: Mein Herr! Wer über meinen Vater spottet, der spottet über mich. Dieser Mann ist es, der mich zum Obersten gemacht hat. Auf diesen Armen hat er mich getragen, mit diesen Händen hat er mich umher geführt, bis ich selbst gehen konnte; er ists, der mich sprechen lehrte, und mit

diesen seinen dürren Armen mir viele Jahre lang Unterhalt verschafft hat. Wenn dieser Mann nicht mein erster Verpfleger und Versorger gewesen wäre: hätte ich nicht verderben müssen?

Nimmermehr hätte ich können Officier werden, wenn ich nicht hätte lesen, schreiben und rechnen können. Und das alles hat er mich theils selbst gelehrt, theils hat er dafür gesorgt, daß es andere mich lehren mußten. Von ihm lernte ich Beschwerlichkeiten aushalten, gegen meine Vorgesetzten Gehorsam und gegen jedermann rechtschaffen zu seyn.

Hätte ich dieß nicht gelernt gehabt, so führte ich vermuthlich die Muskete noch.

Die ganze Gesellschaft hörte mit großer Verwunderung dem Obersten zu, und bezeigte nicht nur ihre Hochachtung einem so würdigen Vater, sondern auch dem eben so würdigen Sohne, der des Vaters Verdienste zu schätzen wußte, und gegen sie dankbar war. S.

Auch Stiefeltern sind unserer Liebe werth.

1.

Ferdinanden entriß der Tod, schon im sechsten Jare seinen Vater, der ein Kaufmann war. Er fühlte den Verlust desselben nur allzusehr. Seine betrübte Mutter war wohl nicht im Stande, die Handlung fortzuführen. Bald verlor sie da und dort Geld bey Leuten, denen ihr Mann Vorschuß gethan hatte, bald wurde sie mit der Waare, die sie ein-

kaufte, betrogen, bald mußte sie diese zu theuer bezahlen, und also auch wieder theurer, als andere Kaufleute, verkaufen. Dieß bewog viele, die sonst bey ihrem Manne gekauft hatten, ihre Waare bey andern zu nehmen. Und die gute Mutter besorgte deswegen sehr, daß sie am Ende gänzlich verarmen würde.

Weil die ganze Last der Haushaltung auf ihr lag, so konnte sie unmöglich viel auf Ferdinanden sehen. Der lief also umher, lernte nichts, und nahm allerley Untugenden an.

Da fand sich ein junger Mann, der sich um der Mutter Liebe bewarb, sie heyrathete, und auf diese Art Ferdinands Stiefvater wurde. Ferdinanden war dieß gar nicht recht. Man hatte ihm gesagt, die Stiefväter wären harte Leute, die die Kinder des vorigen Mannes nicht lieb hätten, sie schlügen, und auf allerley Art ihnen Unrecht thäten. Deswegen war er am Tage der Hochzeit sehr betrübt, und konnte fast keinen Bissen essen.

Nach der Zeit sah er aber bald ein, daß er sich geirrt habe. Sein lieber Stiefvater liebte ihn, wie sein eigen Kind; er lehrte ihn schreiben und lesen, gewöhnte ihm seine Fehler ab, nahm einen jungen Mann an, der ihn im Zeichnen und in der Musik unterrichten mußte. Da er größer war, lehrte er ihn die Handlung.

Die Handlung selbst brachte er bald wieder in die vorige Ordnung, so daß Ferdinands Mutter gegen alle Sorgen hinlänglich gedeckt wurde.

Diese große Liebe seines Stiefvaters hat er nach der Zeit, da er groß wurde, sehr oft gerühmt, und gesagt: Ich wüßte nicht, was aus mir würde geworden seyn, wenn mir Gott nicht diesen lieben Stiefvater geschenkt hätte, der mir Unterhalt und Erziehung verschaft hat. S.

2.

Dorchen und Lorchen hatten eine Mutter, die sie gar herzlich liebte, und für ihre Verpflegung, Reinigung und Erziehung, recht zärtlich sorgte. Aber ach! sie hatten sie nicht lange. Denn als sie einmal aus einer Gesellschaft nach Hause kam, klagte sie über Kopfschmerz, bekam einen so heftigen Frost, daß sie sich zu Bette legen mußte; darauf folgte eine starke Hitze, die immer mehr zunahm! so daß sie, nach etlichen Tagen, ihren Körper ablegte, und in eine andere Welt überging.

Da weinten Dorchen und Lorchen; und sie hatten es auch wirklich Ursache zu weinen. Denn sie fühlten jeden Tag, wie viel sie an ihrer Mutter verloren hatten.

Der liebe Vater war mit so vielen Geschäften beladen, daß er die Sorge für seine Kinder gänzlich der Mutter hatte überlassen müssen. Und diese war nun nicht mehr da. Zwar trug der Vater einer Magd auf, daß sie für seine Kinder sorgen sollte; sie that es wohl auch, aber noch lange nicht so gut, als die Mutter gethan hatte. Sie begegnete ihnen hämisch, schalt sie, wenn sie etwas versahen, und gab ihnen wohl gar Stöße mit der Faust, wenn sie sich vertheidigen wollten.

Um ihre Reinigung bekümmerte sie sich sehr wenig; sie ließ sie sehr oft ungekämmt und ungewaschen und mit unbeschnittenen Nägeln gehen. Die Leibwäsche, und die Kleider, die sie noch von ihrer Mutter hatten, wurden schmutzig und zerrissen, und sie sah nicht darauf, daß sie hinlänglich gereinigt und ausgebessert wurden. Da gingen nun die Mädchen, die sonst so rein waren, daß jedermann sie gern sah, schmutzig und zerrissen einher, und alle, die sie sahen, sagten: die armen Kinder! man sieht wohl, daß sie keine Mutter mehr haben. Das schlimmste aber war! daß sie sich selbst auch verschlimmerten. Sonst, da sie ihre freundliche, gefällige Mutter noch hatten, waren sie so freundlich und gefällig, daß es ein Vergnügen war, mit ihnen umzugehen. Weil sie nun aber immer hämisch behandelt wurden, wurden sie auch unfreundlich und hämisch, und zankten sich beständig. Bey den Lebzeiten der Mutter sah man sie niemals müßig: bald saßen sie bey dem Spinnrade, bald strickten oder näheten sie, und wenn sie ermüdet waren, erholten sie sich durch ein kurzes Spiel. Nun aber gingen sie umher ohne Geschäfte, hatten Langeweile und klagten beständig, daß sie nicht wüßten, was sie vornehmen sollten.

Der gute Vater sahe es, und betrübte sich, konnte es aber nicht ändern: denn seine Geschäfte waren so mannigfaltig, daß er unmöglich an die Kinder denken konnte.

Endlich sagte er, einmal zu ihnen: Lieben Kinder ihr verderbt ganz, wenn ihr immer ohne Mutter bleibt; ich muß dafür sorgen, daß ich euch eine

andere Mutter schaffe. Da fielen sie ihm um den Hals und küßten ihn, und baten, daß er es doch ja thun möchte.

Er that es auch wirklich. Ehe die Kinder sich versahen, brachte er ein junges freundliches Frauenzimmer mit nach Hause, stellte es seinen Kindern vor, und sagte: seht, lieben Kinder, dieses liebe Frauenzimmer hat sich entschlossen, euer Mutter zu werden! Da lächelten sie, und küßten ihre Hände. Sie aber umarmte und küßte sie, und sagte: Von dieser Stunde an seyd ihr meine Kinder. Ich werde mich bemühen, an euch alles das zu thun, was sonst eure gute Mutter an euch gethan hat.

Sie hielt es auch redlich: denn kaum hatte sie der Vater geheyrathet, und in sein Haus genommen, so war ihre ganze Sorge auf Dorchen und Lorchen gerichtet. Sie sah ihre Kleidung durch, ließ sie waschen, was schmutzig war, besserte das Zerrißene aus, und bat den Vater, statt dessen, was unbrauchbar worden war, etwas neues zu kaufen. Sie war um die Kinder bey den Aufstehen, und sah darauf, daß sie sich in allen Stücken reinlich hielten. Sie bekamen Flachs zum Spinnen; und Garn zum Stricken, sie lehrte sie das Nähen und Stricken, und die Kinder befanden sich weit besser, weil sie immer beschäftig waren. Und weil sie jeden Morgen, wann sie erwachten, ein freundliches Gesicht erblickten, und lauter Liebe und Gefälligkeit an der guten Stiefmutter sahen, so verlor sich nach und nach das mürrische und hämische Wesen, das sie sonst angenommen hatten, und sie wurden in

ihrem ganzen Betragen so anmuthig, als die liebe Stiefmutter.

Nach einiger Zeit bekamen sie einen Besuch von der Schwester ihrer verstorbnen Mutter. Kaum erblickte sie dieselben, so vergoß sie vor Freuden Thränen, küßte sie, und sagte; O! Gott sey Lob und Dank! nun seh ich doch meine Mümchen wieder! die lieben, reinlichen, fleißigen, Mädchen; die sie bey Lebzeiten ihrer Mutter waren; o lieben Mädchen! erkennt, erkennt, was ihr an euer Stiefmutter habt! habt sie lieb und gehorcht ihr, denn ihr wäret die unglücklichsten Kinder geworden, wenn sie sich euer nicht angenommen hätte!

Da sie dieses sagte, trat die liebe Stiefmutter selbst in das Zimmer. Sie fiel ihr sogleich um den Hals, und drückte sie an ihre Brust. O beste Frau, sagte sie, nehmen Sie meinen herzlichen Dank an, im Namen meiner seligen Schwester, für alles Gute, das Sie an ihren Kindern thun! O liebe, o würdige Frau! Wer kann Ihnen vergelten die Liebe; die Sie diesen verlaßnen Waisen erzeigen. Gott, Gott, wirds Ihnen vergelten! und wenn Sie in jene Welt kommen, so wird meine Schwester selbst Sie empfangen, und Ihnen ihre Dankbarkeit bezeigen, für die Muttertreue, die Sie ihren Kindern erwiesen haben. S.

Wie hoch Lehrer zu achten sind.

1.

In einem gewissen Dorfe wohnte der Herr von **Windhausen**, ein reicher Edelmann, der über das ganze Dorf zu befehlen hatte. Dieser war von Jugend auf Soldat gewesen, und konnte die Gelehrten nicht leiden. Darum gab er seinem Sohne **Anton** auch keinen Hofmeister, sondern ließ ihn unter den Bedienten und Mädchen aufwachsen, Diese hießen ihn **liebes Junkerchen** und gnädiges Herrchen, und thaten und gaben ihm alles, was er gern hatte. Niemand verwies ihm seine Unarten und übeln Gewohnheiten, oder hielt ihn an, etwas nützliches zu lernen. Der Jäger sagte sogar oft zu ihm: das Lernen gehört für des Pastors Kinder; ein reicher Edelmann, wie er, brauche nicht zu studiren oder zu arbeiten. **Junker Anton** that also den ganzen Tag nichts, als essen, trinken, herumlaufen, reuten, fahren, jagen, Fische und Vögelfangen, und mit einem schwarzen Ziegenbocke spielen, den ihm sein Vater geschenkt hatte. Die Hunde waren seine besten Freunde. Da nun **Junker Anton** groß war, war er dumm und hochmüthig, auch grob und ungezogen dabey: deswegen lachte man ihn überall aus, wo er hinkam, und niemand wollte was mit ihm zu thun haben. Einmal schickte ihn sein Vater an den Hof eines benachbarten Fürsten, daß er sich daselbst bekannt machen sollte: da blieb er im Hereingehen in des Fürsten Zimmer mit dem Degen zwi-

schen der Thüre stecken, und als ihm der Kammerherr, der ihn einführte, losgeholfen hatte, scharrte er bey der Verbeugung, die er dem Fürsten machte, so ungeschickt mit dem Fuße hinten aus, daß er den Kammerherrn vor das Schienbein trat. Seiner Familie wegen behielt ihn der Fürst doch bey sich zu Tische. Wenn er da nach etwas gefragt wurde, war seine Artwort **ich weiß nicht**, oder, **was gehts mich an!** Einmal wollte er von seinem Ziegenbock etwas erzählen: da stotterte er so sehr, daß es niemand verstund. Was andere sprachen, darauf gab er nicht Achtung, sondern spielte unterdessen mit den Füßen, und trat sich einen Schuh nach dem andern aus, und zog ihn wieder an; welches er immer während des Essens zu thun pflegte. Unglücklicher Weise merkte dieses ein leichtfertiger Page. Der stahl ihm einen Schuh weg, und setzte ihn aufs Kamin, kurz zuvor, ehe man von der Tafel aufstund. **Junker Anton** wurde todtenblaß, da er seinen Schuh nicht wieder fand: aber ehe er sich darnach umsehen konnte, stund man auf, und ein Bedienter zog den Stuhl hinter ihm weg. Da stund **Junker Anton** mit einem Schuh. Die Gegenwart des Fürsten konnte das laute Gelächter nicht hindern, in welches die Gesellschaft ausbrach. Der Page bekam zwar einen Verweis, aber dem **Junker Anton** gab der Fürst zu verstehen! er möchte erst bessere Sitten lernen, ehe er wieder käme. Dieser beschloß in seinem Herzen, ein andermal lieber mit seinen Hunden zu essen, als mit Fürsten. Aus andern Gesellschaften kam **Junker Anton** fast nie ohne

Zank und Streit hinweg, wurde auch einigemal ausgeprügelt, da ers zu grob gemacht hatte. Zu Hause hatte er immer lange Weile, weil er nicht arbeitete, und auch an den unschuldigen Vergnügungen des Landlebens keinen Geschmack fand. Als endlich sein Vater gestorben war, heyrathet er ein Fräulein aus einer der ältesten Familien. Alle Vernünftige sagten, daß er sehr schlecht gewählt habe. Sie war in einer Stadt erzogen, liebte das Vergnügen und die Pracht, und nahm den Junker Anton nicht deswegen, weil sie ihn lieb hatte, sondern um sich von seinem Gelde mit ihren guten Freunden lustig zu machen. Von seiner Hochzeit an wurde nun sein Haus nicht leer von Fremden, die man aufs herrlichste bewirthete. Im Winter mußte er in der Stadt wohnen, und alle Tage schmausen. Seine Frau machte alle neue Moden mit. Ihre vornehmen Vettern borgten ihm Geld ab, und bezahlten es nicht wieder. Weil nun der arme Junker nicht Rechnen gelernt hatte, und nicht einmal recht wußte, wie weit seine Einkünfte reichten, und so einfältig war, alles zu thun, was seine Frau haben wollte: so wurde er nach und nach immer ärmer, und machte so viele Schulden, daß ihm die Gläubiger zuletzt sein Gut wegnahmen, und er sich nun jährlich mit 500 Thalern behelfen mußte, da er zuvor 5000 gehabt hatte. Seiner beyden Söhne erbarmte sich noch der Fürst, und nahm sie ins Catettenhaus auf, wo sie zu Soldaten erzogen wurden. So gings dem armen Anton von Windhausen, weil er in der Jugend keinen Freund und Lehrer hatte, der ihm sagte,

wie mans machen muß, wenn man vergnügt und glücklich in der Welt leben will. Er wäre sonst wohl ein guter Mensch geworden: denn sein Gemüth war gar nicht boshaft. **Becker.**

2.

Nicht weit von diesem Dorfe war noch ein kleines Güttchen, welches kaum 700 Thaler eintrug. Dieses besaß der Herr **von Edelheim**, und lebte sehr glücklich darauf. Er hatte auch einen Sohn, Namens **Carl**. Dessen Erziehung vertrauete er einen rechtschaffenen und geschickten Manne, dem er wie einen Bruder begegnete und jährlich 150 Thaler Gehalt gab. Denn er glaubte, es sey für seinen Sohn besser, wenn er arm und dabey geschickt, redlich und wohlgesittet wäre, als wenn er bey großen Reichthume schlechte Gesinnungen, üble Gewohnheiten und keinen Verstand hätte. Herr **Schwarz**, so hieß der Hofmeister, lehrte seinen Zögling, wie man alles Schöne und Gute, das Gott erschaffen hat, recht genießen, sich selbst immer mehr verbessern, andern Menschen Dienste leisten und ihnen Vergnügen machen, und in jedem Stande und Alter so leben könne, daß man Gott und die Menschen zum Freunde habe. **Carl von Edelheim** sah bald ein, wie gut es sein Hofmeister mit ihm meynte, und liebte ihn wie seinen zweyten Vater. Er lernte also alles, was er zu lernen hatte, mit Vergnügen, prägte die Lebensregeln, die ihm Herr Schwarz gab, tief in seine junge Seele, und übte sie täglich aus. Da er erwachsen war, wurde er von jedermann geliebt und hochgeschätzt. Der Fürst lernte ihn kennen, und

vertraute ihm, wegen seiner Geschicklichkeit in den Regierungsgeschäften, die oberste Stelle unter seinen Ministern an. Er heyrathete eine liebenswürdige und tugendhafte Person, die ihn durch ihren reizenden Umgang nach den Geschäften aufheiterte. Er hatte Kinder, die so gut wurden wie er, und Gott segnete seine Einnahme so sehr, daß er seines reichen Nachbars, des Herrn von Windhausen, Gut kaufen konnte, als die Schulden diesen herausgetrieben hatten. Herr Schwarz blieb sein Freund und Rathgeber, auch da er schon Minister war; und es hat ihn nie gereuet, die Rathschläge desselben befolgt zu haben. **Becker.**

Wie nützlich das Gesinde sey.

I.

Andreas Feldmann lebte mit seiner Familie auf einem kleinen Landgute, das er sich gekauft hatte. In der Stadt war er des langen Schlafens, des unnöthigen Putzes, der langweiligen Visiten, und des beständigen Schmausens und Faullenzens müde worden: auch hatte ihm die dic[illegible] Luft, und die faulen Ausdünstungen eine Engbrüstigkeit zugezogen. Darum hatte er sich aufs Land begeben. Hier athmete er freyer, würzte sein ländliches Mahl durch Arbeit, aß und trank, was ihm sein Feld, Garten und Heerden einbrachten, und war gesund und vergnügt. Zwey Knechte, die ihm den Acker bauen halfen, und drey Mägde, die das Vieh und die Hauswirthschaft besorgten,

hielt er wie seine Kinder. Er nannte sie oft seine Söhne und Töchter. Sie aßen mit ihm an einem Tische, weil sie das, was gegessen wurde, mit verdient hatten. Wenn sie nun von der Arbeit kamen und sich zum Essen setzen wollten, sagte er oft zu seinen Kindern: Da seht einmal, Kinder: wie **Michel** und **Hans** geackert haben, daß ihnen noch der Schweiß über die Locken läuft, und wenn **Lise** nicht gebuttert, gekäst, und dieß gute Gericht gekocht hätte, nach dem euch schon das Maul wässert, müßten wir mit leeren Magen ins Bette gehen. Betet ja für die guten Leute, daß ihnen nach der vielen Arbeit nun auch das Essen wohl bekomme. Habt sie lieb, und macht ihnen keinen Verdruß; sie haben es zehnfach verdient. Ein andermal sagte er, wenn die Kinder mit reiner Wäsche erschienen: Bedenkt ihr auch, daß Christine das so weiß gewaschen hat? Seyd ja recht freundlich und bescheiden gegen sie und die andern Mägde. Ihr müßtet im Unflathe ersticken, wenn es die guten Leute nicht thäten: denn ihr seht wohl, daß eure liebe Mutter nicht fertig werden kann, und selber könnt ihr euch noch nicht helfen. Auch pflegte er zuweilen des Edelmannes Knecht, mit seinem Herrn zu vergleichen, und meynte, jener müßte eigentlich edel genannt werden, weil er durch Fleiß und Arbeit das hervorbrächte, was der Edelmann in Unthätigkeit verzehrte. Durch dieses Betragen gegen seine Leute machte er, daß sie ihn wie einen Vater liebten, und so fleißig daran waren, daß in kurzer Zeit sein Gütchen um die Hälfte mehr eintrug, als da ers angetreten hatte. Aber nun

kam ein Misjahr, da er nicht einmal genug zum Saamen erndtete, weil ein später Frost die Saat getroffen hatte. Da wurde aller Vorrath aufgezehrt, und das vorher erworbene Geld alles zugesetzt. Doch erhielt die Hoffnung der nächsten Ernte noch den Muth. Allein auch sie schlug fehl. Ein anhaltendes Regenwetter machte, daß das Korn auf dem Halme auswuchs, und ganz unbrauchbar wurde. In eben dem Jahre verlohr Herr **Feldmann** den Rest seines Vermögens, ein Kapital von 5000 Thalern, das ihm von dem Ankaufe des Gütchens übrig geblieben war, durch den Bankrutt eines verschwenderischen Kaufmanns. Nun war guter Rath theuer. Borgen mochte er nicht, weil er dachte, es würde ihm in der Folge noch schlimmer gehn, wenn er, außer seinen bisherigen Ausgaben, auch noch Zinsen bezahlen müßte. Das einzige, was er thun konnte, war zu sparren. Er berufte also seine Leute zusammen, und sagte ihnen: „Meine lieben Kinder, ihr seht selbst, daß es mit unserer Wirthschaft nicht mehr so fort gehen kann, wenn ich nicht zum Bettler werden will. Ich weiß mir vor der Hand nicht anders zu helfen, als daß wir die Woche nur zweymal Fleisch essen, des Abends mit Käse und Brod vorlieb nehmen, und daß ich euch den Thaler wieder abziehe, den ich euch vor zwey Jahren zugelegt habe. Dazu mögen Ein Knecht und Eine Magd, denen dieses am wenigsten gefällt, ihren Abschied nehmen, und wir andern theilen uns dann in ihre Arbeit." Da fingen sie alle an zu weinen. **Michel** sagte: ich bleibe, wenn wir auch lauter trocken Brod essen sol-

len. Hans wollte für zwey Thaler weniger dienen, auch wohl gar umsonst. Die Mägde schluchzten überlaut, und keine wollte ihren Abschied. Endlich beredeten sie sich unter einander, die Mägde wollten alle Tage zwey Stunden länger, als bisher, spinnen, und aufs Frühjahr fremde Leinwand für Geld in die Bleiche nehmen, weils ein Begießen wäre; auch wollten sie, eine um die andere, den Butter zwey Stunden weiter in eine größere Stadt zu Markte tragen, wo sie mehr dafür bekämen. Die Knechte schlugen vor, die Tage, die sie von der Feldarbeit abbrechen können, für den Edelmann Baufuhren zu thun, und ausmisten wollten sie des Sonntags nach beyden Kirchen. Alle erboten sich auch, Herrn Feldman die Paar Thaler vorzuschießen, die sie sich bey ihm gesammlet hatten, oder mit ihrem Lohne zu ein Jahr warten. Nur möchte er keines verstoßen: er hätte sie ja so oft seine Kinder genannt; und Gott würde schon weiter helfen, wenn sie recht fromm und fleißig wären. Da konnte ihnen Herr Feldmann nicht länger widerstehen. Er faltete die Hände, und dankte Gott für die guten Leute, die er ihm bescheret hatte. Mit Freuden gings dann an die Arbeit. Jeder hilt, was er versprochen hatte. Ueber dem fleißigen Arbeiten verging das schlimme Jahr, man wußte nicht wie, und das folgende gab eine reichliche Ernte. So gewan Herr Feldmann in einigen Jahren mehr, als er verlohren hatte, besonders da seine eignen Kinder größer wurden und arbeiten halfen, wie es ihre Schuldigkeit war. Die treuen Dienstboten verließen ihn auch nicht, da sie heyratheten; lieber wä-

ren sie ledig geblieben. Aber er bauete ihnen etliche kleine Häuser auf seinen Hof, und gab jedem ein Stückchen Land zum Garten. Da heyrathete Michel Christinen, und Hans Lisen, und dienten ihm treu und redlich bis an ihren Tod. Er wurde zuletzt so reich, daß er seiner beyden Nachbarn ihre Güter dazu kaufte, und seine zwey ältesten Söhne darauf setzte. **Becker.**

2.

In einer großen Stadt wurde neulich eine vornehme und reiche Frau begraben: aber niemand weinte um sie. Diese so unglückliche Frau, die von allen Leuten verachtet wurde, war eines reichen Brauers, Meister Stadtbiers, Tochter, und hatte einen armen Hofrath Namens **Valentin**, geheyrathet: war aber ihres Reichthums gar nicht froh geworden, sondern vor Kummer über ihre schlechte Aufführung und Denkungsart gestorben. Mit ihrem Hausgesinde pflegte es diese Frau Hofräthin so zu halten: dem Bedienten gab sie das gewöhnliche Kostgeld und Livree: nahm aber die alten Tressen zum Ausbrennen zurück, wenn er eine neue Livree bekam. Die Trinkgelder wurden in eine Büchse gethan, wozu sie den Schlüssel hatte, und **Heinrich**, der Dreyzehnte, der ihr davon lief, hatte einmal nachgerechnet, daß beynahe die Hälfte davon fehlte, als es unter das Gesinde vertheilt wurde. Das Kartengeld, welches sie sich bezahlen ließ, wann sie Spielgesellschaft hatte, nahm sie für sich, da es sonst den Bedienten gehört, ließ auch die gebrauchten Karten etlichemal beschneiden und für neue auflegen. Die Mägde kamen Som-

mer und Winter in keine Stube. Ihr Tisch war der Heerd. In die Küche kam die Frau Hofräthin, bloß um ihnen das Brod in die Hand zu schneiden, und das halb geschmelzte Essen abzuwägen, und alles, was eßbar war, zu verschließen. Wie viel Fleisch an jedem Knochen blieb, der vom sogenannten Herrschaftstische wieder herauskam, merkte sie sich auf ein Haar. Die gewöhnliche Anrede, mit der sie ihre Bestellungen an die Hausleute austheilte, war: hört ihr, Menschen! thut den Augenblick dieß oder das, und scheert euch vom Fleck; hebt die faulen Knochen auf, daß ich euch nicht vor die lange Weile füttern muß. Hatte eins was versehen, so sagte sie: Lumpenpack, Schandmensch, Tagedieb, und andere garstige Worte, die wohlgezogenen Leuten gar nicht bekannt sind. Sie schlug sogar um sich, und trat nach den Leuten, wie ein unbändiges Pferd. Was vom Hausgeräthe zerbrochen wurde, oder sonst zu Schaden kam, wurde dem Gesinde am Lohne abgezogen, wenn es auch gar keine Schuld daran hatte. Durch diese und andere Unarten brachte es die Frau Hofräthin nach und nach so weit, daß niemand mehr bey ihr dienen wollte. Sie mußte daher doppelten Leihkauf geben, und etliche Thaler mehr Lohn, als andere. Gleichwohl behielt sie keinen Dienstboten länger als ein Vierteljahr, und meistens kamen bloß solche zu ihr, die wegen Diebstahl, oder Faulheit, von andern Herrschaften waren fortgejagt worden. Gemeiniglich suchten sich dann diese für das Ungemach, das sie von ihr ausstehen mußten, dadurch zu rächen, daß sie Kasten und Kisten aufbrachen,

und davon schleppten, was sie konnten. Je älter sie nun wurde, desto schlimmer wurde sie, und endlich konnte es gar niemand bey ihr aushalten. Da mußte sie sich selbst bedienen, und, weil sie wegen ihres vielen unnöthigen Aergers schwach und kränklich geworden war, und nicht ordentlich aufräumen konnte, so sah es nun in ihrem Hause aus, wie in einem Schweinstalle. Das Essen ließ sie sich aus dem Gasthofe bringen, und mußte nehmen, was man ihr schickte. Ihr Bette mußte sie selbst machen; und konnte es so schlecht, daß sie sich wund lag. Zuletzt stieg sie einmal auf einen Stuhl, um ein Geschirr oben auf das Töpfenbret zu stellen. Weil dieses aber etwas schwer war, so überschlug sie sich damit, fiel herunter, und brach das linke Bein entzwey. Da war nun niemand, der ihr helfen konnte; sie schrie aber so entsetzlich, daß es endlich die Nachbarn hörten, und ihr zu Hülfe kamen. Man brachte sie ins Bette und verband sie. Ihre Anverwandten beredeten eine dienstlose Magd und einen Barbiergesellen, der eben in die Fremde gehen wollte, für einen ansehnlichen Lohn, bey ihr zu bleiben. Aber sie konnten sie nicht retten. Sie starb, indem ihr Blut durch den vielen Zorn und Verdruß, dem sie sich in ihrem Leben überlassen hatte, so verdorben war, daß sie, außer einem heftigen Wundfieber, auch den kalten Brand am Beine bekam. Ihre Anverwandten, die sie beerbten, ließen sie nun zwar begraben, aber niemand weinte um sie.

Becker.

Es giebt unter allen Religionspar- theyen gute Menschen.

1.

Als König Eduard der Erste, von England, in einem Kreuzzuge Jaffa belagerte, und dem türkischen Statthalter sehr zusetzte, kam eines Tages ein Meuchelmörder zu ihm ins Zelt, unter dem Vorwande, daß er ein Christ werden wolle. Während der Unterredung aber stieß er ihm einen vergifteten Dolch in den Leib. Die Wunde wurde bald so gefährlich, daß keine Rettung mehr vorhanden zu seyn schien. Endlich fand sich unter dem Heere ein Arzt, welcher vorgab, das einzige Mittel, das ihn dem Tod entreißen könne, sey: wenn eine Person für ihn das Opfer des Todes werden, und ihm das Gift aussaugen wolle; aber freylich müsse diese unverzüglich daran sterben. Man kann leicht denken, daß sich kein Mensch dazu fand. Doch nein; seine junge schöne Gemahlin, Leonore, erbot sich zu dieser heldenmüthigen That, und keine Vorstellung, kein Bitten und Flehen der Ihrigen konnte sie zurückhalten = = sie vollzog die That, da er beynahe schon in der Todesangst, oder doch in einer solchen Betäubung lag, daß er weder sah noch hörte, was mit ihm vorging. Kaum war es geschehen, so fing seine Genesung an, die Wunde verlohr die Hitze, kurz, er genas, und erwachte gleichsam als aus einem Traume. Aber er erwachte zu einem weit schrecklichern Auftritt, wenigstens für ihn und seine empfindliche Seele: denn nun fand er sei-

ne Gemahlin in eben dem Zustande eines sich annähernden Todes, dem sie ihn kurz vorher erst entrissen hatte. Seine Verzweiflung läßt sich weit eher vorstellen, als beschreiben, zumal da er hörte, daß seine Rettung die Ursache sey. Er schwur allen denen den Tod, die es ihr zugelassen hatten, und es blieb ihm kein Trost übrig, als daß er mit ihr sterben könne. In dieser schrecklichen Erwartung ihres Endes verlangte ein Fremder mit ihm zu sprechen. Da er schon vorher durch einen Meuchelmörder so unglücklich gewesen war, so läßt sich leicht begreifen, wie schwer er den Zutritt erhielt, und nie wäre es ohne die Versicherung geschehen, daß er ihm Etwas zu entdecken habe, wovon seine ganze Glückseligkeit abhänge. Als er in das Zelt trat, gab er zu erkennen, er sey Selim, der Stadthalter von Jaffa, Eduard brach in die schrecklichsten Vorwürfe gegen ihn aus, weil man ihn für den Anstifter des Mörders hielt, und glaubte, er habe sich durch Eduards Tod von der schweren Belagerung befreyen wollen. — Er sagte, der Verdacht sey nicht ungerecht gewesen, ob er gleich einer so großen Niederträchtigkeit nicht fähig sey; der Thäter sey ein schwärmerischer Türke gewesen, der alles gegen einen Ungläubigen für erlaubt gehalten: er selbst aber habe mit Gefahr seines Lebens sich durch das christliche Heer hieher gewagt, um ihn von seiner Unschuld zu überzeugen. — Doch je mehr er sich entschuldigte, desto bitterer wurden die Vorwürfe. — Gut, so muß ich dir denn den sichersten Beweis davon geben, sagte er: und ging hiermit zum Zelte hinaus, und ließ ihn in einer

noch schrecklichen Unzufriedenheit, daß er sich nicht gerächet hatte. — Aber! wie erstaunte er, als er kurz darauf seinen vermeinten Mörder mit seiner geliebten Eleonore hineintreten sah. Verwunderung und Entzücken brachten ihn außer sich, und wie beschämt ward er, als ihm seine Gemahlin sagte: sie habe ihre schleunige Rettung der Großmuth seines Feindes zu danken; denn indem er das Geheimniß eines Gegengiftes besäße, das unverzüglich seine Wirkung thäte, habe er sich, sobald er von ihrem Unglücke gehört, damit aufgemacht, keine Gefahr gescheut, es ihr eingegeben, und sie dadurch vom Tode gerettet. — Eduard war durch diese Großmuth so gerührt, daß er sogleich die Belagerung aufhub, und Friede machte. Weisse.

2.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland gingen, daselbst arbeiteten, und dann mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken. Etwa vier Personen, klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest.

Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude um Erlaubniß, sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgend mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude ward, nebst den übrigen, durch ein dazu kommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, sobald er könnte, thätig zu zeigen, daß er erkennlich sey.

„Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer: ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danke nur Gott, der uns erlöst hat vom Tode.“

Nach zwey Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart desselben ist, und schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und fünfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinem Namen zu geben bat.

Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen, und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah.

„Nun, Gott vergelds dem Juden, sagte er weinend! Nun tadle mir einer die Juden, und schelte sie, der soll's mit mir zu thun haben!“

Noch größer ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die fünfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Amtmann bestän=an, indem der ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: „Nein, Gott, das bin ich nicht werth, für ein bißchen Bummeln am Bein, O Gott, segne ihn! und mache alle die Juden selig.“

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und Kinder aufs rührendste beym Amtmann, und der Bauer und Amtmann schrieben beyde ein Danksagungsschreiben an dem edlen Juden, der ihnen nachher noch alle Jahr allerhand Geschenke zuschickte.

Campe.

Von dem großen Werthe eines guten Menschen.

I.

Wilhelm Pen, ein ehrlicher Quaker, erhielt von dem englischen Hofe, dem sein Vater große Dienste geleistet hatte, Pensylvanien, also nach ihm genant, eine der blühendsten Kolonien, welche die Engländer in Amerika besitzen. Hier legte er eine Stadt, Philadelphia, an, ein aus zwey griechischen Worten zusammengesetztes Wort, das Bruderliebe heißt. Durch eine berühmte Urkunde, wodurch er alle zu freyen Leuten erklärte, die sich daselbst niederlassen wollten, sie möchten seyn, von welchem Volke und Glauben sie wollten, lockte er eine Menge Menschen aus allen Landen hin: gab Kosten zu ihrer Reise her, versorgte sie mit den nöthigen Lebensmitteln, theilte ihnen Ländereyen aus, unterstützte sie in ihrem Handel und Wandel, und machte die weisesten Gesetze und Einrichtungen zur Gerechtigkeit, zur Ruhe, zur Eintracht, zur Glückseligkeit, so daß Philadelphia eine der reichesten und schönsten Städte in Amerika ward, und durch den erstaunenden Handel, den es mit den Englischen, Französischen, Spanischen und Holländischen Kolonien, mit den Azorischen und Canarischen Inseln, nebst Madera, mit England, Holland, Spanien und Portugal unterhielt, sich immer mehr verschönert, bereichert und bevölkert hat. Das bewundernswürdigste aber ist, nicht sowohl die unglaubliche Verschiedenheit der Völker, Religionen

und Sprachen, die man hier findet, als vielmehr die Einigkeit: worinnen alle diese leben. Jedes hat seine Kirchen und Bethäuser: und man findet nicht, daß Pen und seine Glaubensbrüder, die Quaker, die doch alle Gewalt in Händen hatten, theils, weil sie die zahlreichsten, theils auch die Stifter dieser Kolonie waren, ihr Ansehen gemisbraucht, die andern Religionen verfolgt, unterdrückt oder zu Sklaven gemacht hätten. Wer ein höchstes Wesen bekennt, nichts wider die Gesetze und den Staat unternimmt, war hier willkommen, und fand Mittel, durch seinen Fleiß groß und reich zu werden. Den Wilden, seinen Nachbarn, entriß Pen nicht ihr Land durch Gewalt und List; sondern kaufte ihnen dasjenige ab: wo er sich niederlassen wollte, machte mit den Eingebornen Verträge, die auch heilig beobachtet wurden, und war mitten unter ihnen ohne Soldaten und Verschanzungen gesichert. So gab da ein einziger rechtschaffener Mann einer weitläuftigen Landschaft seinen Namen, machte sie durch Tugend und Großmuth frey, bildete aus einer, im ersten Ursprunge geringen, Anzahl vertriebner Nothleidender eine Republik, die in einem halben Jahrhunderte eine volkreiche und blühende Nation wurde: verwandelte eine ungeheure Wüstenev in ein wohlangebautes Land, erfüllte es mit einer Menge reicher, bevölkerter, und im Ueberfluß lebender Städte, erwarb sich mitten unter die Wilden und Ungesitteten, bloß durch Mäßigung und Gerechtigkeit, Liebe und Hochachtung, machte Menschen frey und glücklich. Welch ein weit grösserer Ruhm, als wenn er ein ganzes Heer neue Welt-

theile mit Goldminien entdeckt, und Milionen Menschen mit Sklavenfesseln belegt hätte! Ewig müsse eines solchen Mannes Name gesegnet und in Ehren seyn. Weisse.

2.

Henriette war ein kleines Mädchen von acht Jahren, weder vorzüglich schön, noch von reichen Eltern geboren, aber von sehr zufriedenem und fröhlichen Geiste, und von gutem Herzen.

Alles Schöne, was in des lieben Gottes Welt verbreitet liegt, sah das gute Mädchen als sein Eigenthum an; aber keine Freude war ihr schmackhaft, die es nicht mit irgend einer andern Seele theilen konnte.

Nicht weit von ihrem väterlichen Hüttchen — es war auf dem Lande, — lebte ein sehr reicher Beamter, der vier Kinder hatte. Das Aelteste davon, eine Tochter, war ein Jahr älter, und die andern drey jünger, als Henriette.

Sie hatte lange davon gehört, daß diese Kinder zwar alles, was man gewöhnlich zu den Bequemlichkeiten des Lebens rechnet, im größten Ueberflusse hätten, dabey aber so traurige, verdrießliche, übellaunige kleine Geschöpfe wären, daß alle ihre Gespielen sich nachgerade von ihnen entfernt, und selbst verschiedene Hofmeister und Hofmeisterinnen darum ihren Abschied genommen hätten.

Henriette, die, wie gesagt; so gern überall die Freude verbreiten mochte, die sie selbst empfand, und so etwas gar nicht begreifen konnte, bat ihren Vater so inständig, ihr doch Eingang bey diesen Kindern zu verschaffen, daß er sich endlich die Erlaubniß dazu von dem Amtmanne ausbat.

Er nahm das Anerbieten von Henriettens Vater mit Freuden an, theils weil sich alle Gespielen seiner Kinder von seinem Hause weggewöhnt, und theils, weil er schon von dem kleinen fröhlichen Mädchen auf der Nachbarschaft gehört hatte, das bey seinem trocknen Butterbrod, und seinem Röckchen von Leinwand, so glücklich war, und ihren Eltern, und allen, die es kannten, so viel Freude machte.

Es war an einem herrlichen Sommerabend, als sie zum erstemal hinging.

Man führte sie hinein, und hier hätte das Anschauen so vieler kostbaren Spielsachen sehr leicht ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln können, wenn ihre Seele nicht weit stärker durch den Anblick der vier kleinen übellaunigen Wesen getroffen worden wäre, davon das eine in diesem, das andere in jenem Winkel saß; das eine noch weinte, das andre eben die letzten verdrießlichen Worte zwischen den Zähnen murmelte — und die alle gelb und bleich und mager wie der abgehärmte Neid aussahen.

Sie blieb still stehen, bis die Aelteste endlich sich so viel zu fassen vermochte, daß sie sie bey der Hand nahm, und zu den Andern führte, die sie denn mit schlechter Manier, als es bey übler Laune immer zu seyn pflegt, bewillkommten.

Es gehörte so viel natürliche Freundlichkeit dazu, als Henriette besaß, um nicht von einer so übel gestimmten Gesellschaft angesteckt zu werden; aber sie faßte sich bald, und, indem man ihr einen schönen kleinen viersitzigen Wagen, der eben vor der Gartenthür stand, zum Bewundern gewiesen hatte,

sagte sie gleich mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit:

„Er ist schön, aber warum setzen wir uns nicht hinein?“

Ob der Ton, womit sie dieß sagte, schon fähig war, alles zu beleben und in eine andre Laune umzuschmelzen, weiß ich nicht; genug, bey dem ersten Schritt, den Henriette that, sprang jedes aus seinem Winkel an den Wagen.

Sobald es indeß an's Einsteigen gehen sollte, so hieß es schon: o, ich muß fahren! „und „nein, du hast erst gefahren! „und „nein, so will ich gar nicht dabey seyn,“ und ähnliche Reden, die man täglich aus dem Munde ungezogener störrischer Kinder zu hören pflegt.

Henriette hörte kaum die ersten Töne dieser übelstimmigen Musik, als sie plötzlich einfiel: „o darf ich nicht heute der Führer von allen vie„ren seyn, da es das erstemal ist, daß ich hier „bin? —

Umsonst bat die Aelteste sie, daß sie doch lieber in den Wagen einsietzen sollte — denn so viel Gegenhöflichkeit hatte Henriettens Anerbieten schon gewirckt, sie blieb dabey, „dieß mache ihr mehr Vergnügen, und sie könnten ja nachher tauschen.“

Dieß geschah auch, und zwar ohne sonderlichen Zank. Doch ereignete sich bald eine Gelegenheit, die wieder alles zu verderben schien, wenn Henriettens gute Laune nicht auch hier das Gleichgewicht wieder hergestellt hätte.

Der Wagen lief, durch die Schuld des itzigen Führers, zu nah an eine Hecke, und um lag er!

Da lag nun das eine hier und streckte die kleinen bloßen Beine aus dem Rocke in die Höhe, das andere hatte Mund und Nase voll Sand, alles aber schallt und brummte mit dem Führer, und jeder gab den leichten unbedeutenden Schaden, den er gelitten hatte, für etwas großes aus, damit er nur ein Recht zu zanken hätte.

Henriette allein wollte sich todt lachen über den Anblick, und statt, daß keins von den Verdrießlichen eine Hand ausstreckte, um dem andern zu helfen, so half sie allen, einem nach dem andern, in die Höhe, und dieß wirkte denn so viel, das man sich wenigstens in etwas besänftigte.

Was am meisten zu dieser Beschämung beytrug, war, daß man, als alles wieder in der Höh war, sah, daß gerade Henriette, die allein gelacht hatte, eine Beule an den Kopf bekommen, weil sie damit an einen Baum geschlagen war.

Fern aber, daß sie es zugab, daß man sie viel darüber beklagte, oder ihr was aufzulegen holte, bat sie: nicht daran zu denken; packte eins nach dem andern wieder in dem Wagen, und versicherte, sie verlange weiter nichts dafür, als daß man ihr noch einmal erlaubte, der Führer davon zu seyn.

Dieß ward einstimmig von allen so lange verstattet, bis das Fuhrwerk mit anderm Zeitvertreibe abwechselte.

Und von nun an war Henriette so in alle ihre Spiele verwebt, und hatte sich schon so viel kleine Rechte in dem Zirkel erworben, daß sie nur sprechen durfte, und es geschah.

So gewiß ists, daß Gutherzigkeit, mit Verstand und guter Laune begleitet, die Achtung von selbst erhält, die man dem, der sie fodert, versagt.

Dieser Abend war der glücklichste, den die Schönauischen Kinder (so hieß der Amtmann) seit ihrer Mutter Tode jemals gehabt hatte. Man trennte sich ungern, und bat, bald wieder zu kommen.

Da indeß Tugend kein Werk eines Augenblicks, sondern eine lange Gewohnheit ist: so mußte auch Henriette noch manche Rückkehr jener eingewurzelten übelen Laune bey diesen armen Kindern mit ansehn.

Nicht, daß es ihnen durchaus an Gutherzigkeit, oder an Fähigkeit sich zu freuen, gefehlt hätte; aber das Unkraut war groß geworden, und hatte den guten Samen, aus Mangel einer geschickten Hand zum Ausgäten, fast gänzlich erstickt.

Eines Abends insonderheit, als es so arg damit war, daß kein Scherz, kein Spott, keine gutherzige Bitte was vermochte, — mußte Henriette zu der Drohung greifen, sie wollte sie von Stund an verlassen, und nie wieder in ihre Gesellschaft kommen.

Ob sie es wirklich Willens war, oder im Stande gewesen, es zu halten, weiß ich nicht; aber der ernste Ton, womit sie es sagte, und den sie bisher nicht an ihr kannten, that so viel Eindruck auf die Kleinen, daß sie ihre Zänkerey für dießmal aufgaben, und gemeinschaftliche Sache machten, sie von ihrem Vorsatze durch Bitten und Gelobungen zurück zu bringen.

Sie war ihnen auch wirklich nun einmal so nothwendig und so unentbehrlich zu ihrem Vergnügen geworden, daß der Tag ihnen wie drey andre lang dünkte, an dem sie nicht wenigstens auf ein paar Stunden zu ihnen kam.

Damit man aber sich nicht wundre, wie sie zu ihrem Vergnügen so oft auf die Nachbarschaft gehn konnte, da sie das einzige Kind ihrer Eltern war, das sie gern um sich hatten, und das sie nicht bloß zum müßigen Spiele erzogen: so muß man wissen, daß Henriette auch nicht immer nur die tändelnde Gespielin der kleinen Schönaus war.

Dieses Leben würde sie nicht lange dort gefesselt haben, da sie schon von ihrer Mutter zu allerley kleinen Geschäften gewöhnt worden war, die ihr eben so viel Freude machten, als sie sich und andern dadurch nützlich ward.

Sie konnte stricken, ein wenig nähen, etwas zeichnen, allerley Sachen artig aus Papier nachschneiden, kleine unschuldige, fröhliche Lieder singen, u. dergl. Am allerbereitesten aber war sie, wenns darauf ankam, ihrer Mutter bey den kleinen Haushaltungsgeschäften zu Hülfe zu kommen, die für ihr Alter möglich waren.

Mit der Zeit war sie auch wirklich dahin gekommen, in dem Schönauischen Hause allerley Arbeiten unter den Kleinen gangbar zu machen, die sie in ihrer Abwesenheit vornehmen mußten, und wodurch nicht nur eine große Quelle zu Zänkereyen verstopft, sondern eine weit größere zum Vergnügen geöffnet ward.

Sie lehrte sie nehmlich, so wie sie es bey ihrer Mutter gewohnt war, die kleinen Arbeiten, als Strumpfbänder, kleine Tücher, die sie genäht hatten, ja gar Schürzen und Röcke, an die Kinder der Taglöhner, die zum Hofe gehörten, wegzuschenken, und sich an den Freuden der Eltern und Kinder zu freuen. Eine Sache, wovon die kleinen Schönaus vorher nichts verstanden, bloß, weil man ihnen nichts davon gesagt hatte.

Itzt aber ward es bald zur Gewohnheit, daß sie schon immer im Voraus darauf dachten, und Henrietten mit zu Rathe zogen, was sie diesem oder jenem Kinde, das ihnen lieb war, für ein Geschenk machen wollten.

Es ist sehr natürlich, zu denken, daß, da dieser Trieb, Freude zu geben, einmal bey den Kleinen erweckt war, er sich auf Henrietten ausdehnen mußte, die ihnen vor allen andern so werth war: aber der einzige Fehler von dieser war, daß sie nie ein Geschenk, es sey groß oder klein von den Schönaus annahm, selbst wenn sie sie mit Thränen darum baten.

Vermuthlich mußten es ihr wohl ihre Eltern aus wichtigen Ursachen verboten haben, und das war ihr genug.

Unter diesen Umständen sieht man nun leicht ein, daß sie es erlauben konnten, daß Henriette so oft, als möglich, das Schönauische Haus besuchte, wo sie eben so viel, wo nicht mehr, Freude gab, als nahm, und die Veränderung, die sie dort wirkte, war auch wirklich nach einiger Zeit so groß, daß nicht nur der Vater und das ganze Haus

es bemerkte, sondern daß selbst die ganze Nachbarschaft anfing, aufmerksam zu werden.

Nicht, daß nicht noch von Zeit zu Zeit ein Ueberbleibsel der alten Fehler, in dem Umgange der Kinder unter sich, sichtbar geworden wäre; aber wenn Henriette dabey war, so durfte sie nur lachen, oder spotten, und man schämte sich oder lachte mit.

Unter andern Fehlern, davon sie sie unvermerkt, und ohne selbst was davon zu wissen, besserte, war auch die Weichlichkeit, über jedes kleine Ungemach zu klagen, sich vor jedem rauhen Lüftchen, vor jedem unangenehmen Anblick, zu scheuen und sich zurückzuziehen.

Sie war hievon durch ihre Eltern so sehr entwöhnt, daß sie nicht nur jede Witterung ohne Schaden ihrer Gesundheit ertragen, jeden unvermeidlichen Schmerz gelassen aushalten, sondern auch den Anblick von Wunden und Krankheiten an andern, ohne wegzusehn, aushielt, sobald es möglich war, daß sie eine Hand mit reichen konnte.

Sobald also auf dem Hofe der Schönaus von den Leuten oder Kindern nur irgend einer krank war, oder ein Schaden hatte: so ruhte sie nicht, sie mußt' es sehen, oder wenigstens wissen, ob sie nicht etwas beytragen könnte, es zu lindern.

Durch diesen Muth und diese Thätigkeit brachte sie es den endlich dahin, daß erst die Aelteste, und hernach auch die Kleinen, ihrem Exempel folgten.

So sehr wirkts, wenn man täglich Muster vor sich hat!

Mit der Empfindlichkeit gegen Luft und Wetter brachte sie's noch leichter dahin, daß die kleinen Schönaus, die ihr nun einmal in allem folgten, es ihr auch in diesem Stücke nachthaten.

Die Folge davon war, daß der Vater, der sonst alle Wochen einmal den Arzt aus der Stadt holen mußte, ihn schon in drey Wochen nicht gebraucht hatte; denn Fröhlichkeit und Beschäftigung sind die kostbarsten Arzneyen des Himmels; und wohl den Kindern, die bey Zeiten sich daran gewöhnen!

Auch in Ansehung der Kleidung sogar fingen die Schönauischen Kinder nachgerade an, Henriettens einfache Art der Ihrigen vorzuziehn, die sie an dem Genusse so mancher Vergnügen gestört hatte.

Da dieß überwunden war, so hielt sie auch nichts mehr ab, die Hand an manches häusliche Geschäfte zu legen, wozu Henriette besonders große Lust hatte.

Nunmehr gings an, daß Henriette oft sich Gemüser und dergleichen aus der Küche holen durfte, um es mit den übrigen Kindern auszukrüllen oder zu verlesen; ja, die Aelteste gewann sogar auch Geschmack daran, ein Gericht oder Getränk, oder Gebackenes in der Küche machen zu lernen, weil sie merkte, daß der Vater es gern mochte, oder wenn sie hörte, daß es einen Kranken dienlich wäre.

So wurde durch die Güte eines kleinen Mädchens einer ganzen Familie die verlorne Zufriedenheit wieder geschenkt. E. R.

Ein böser Mensch verdient bedauert zu werden.

I.

Leopold war so unglücklich, daß er sehr viele und große Fehler an sich hatte, die allen, die mit ihm umgingen, großen Verdruß verursachten. Darüber wurden seine kleinen Freunde unwillig.

Einmal war er mit ihnen in Gesellschaft, und alle vereinigten sich dahin, daß sie ein kleines Spiel um Nüsse anfangen wollten. Ihr Vergnügen wurde aber bald durch Leopolden verderbt. Denn dieser betrog sie immer, wenn sie es ihm verwiesen, so zankte er, und wenn er verlor, so wollte er nicht bezahlen.

Da er nun auch etwas an den kleinen Ferdinand verlor, und dieser es von ihm foderte, wollte er es ihm nicht geben. Dieser sagte, du mußt es mir ja geben, weil du es an mich verloren hast. Aber Leopold fuhr ihn heftig an, und stieß im Zorne solche grobe Schimpfreden aus, davor sich jedes gute Kind schämt. Dadurch wurde Ferdinand so sehr aufgebracht, daß er ihn schlagen wollte.

Wilhelm aber; der verständiger war, hielt ihn zurück, und sagte: Du willst den armen Knaben noch schlagen? siehst du nicht, wie unglücklich er ist? Er wird nie froh; wo er hinkommt, sieht man ihn nicht gern; sein Informator straft ihn fast täglich. Und du wolltest den armen Knaben noch schlagen? Würdest du wohl einen Kranken schlagen, der

in der Hitze seiner Krankheit dich beleidigte? Wirklich nicht! Nun so schlage auch diesen armen Knaben nicht, denn er ist krank; sein Körper ist zwar gesund, aber seine Seele ist krank, sehr krank, denn sonst würde er nicht so unbesonnen handeln, und seine Freunde gegen sich aufbringen.

Da wurde Ferdinand besänftigt, ließ den unartigen Leopold gehen, und bedauerte ihn. S.

2.

Es war einmal ein böser Mensch, der hieß Leon, der scheute sich vor Gott nicht, und liebte die Menschen nicht. Er that nur immer das, was ihm angenehm war, ohne darauf zu sehen, ob er sich selbst dadurch schade und andere damit kränke. Er hielt viel auf eine prächtige Tafel, und machte sich gar nichts daraus, wenn viele seiner Mitmenschen hungern mußten, unterdessen das er schmauste. Weib und Kinder hielt er sehr hart, und mit allem, die ihm nahe kamen, hatte er Zank. Mit allen, die Gärten oder Aecker neben ihm hatten, fing er Proceß an, weil er immer mehr von den ihrigen an sich ziehen wollte, und sie dadurch reizte, sich zu widersetzen. Er verlieh sein Geld gegen jährliche Zinsen, und wenn jemand nicht im Stande war, diese Zinsen auf den bestimmten Tag zu bezahlen, so foderte er sein Geld wieder, und wenn es nicht sogleich konnte aufgebracht werden, so war er so grausam, daß er ihn zwang sein Haus und Acker zu verkaufen, und ihn davon zu bezahlen.

Dieser Leon nun kam einmal zu einem seiner Anverwandten, der ein guter und frommer Mann war. Er wurde von ihm mit einer ungemeinen

Heiterkeit empfangen, und fand, daß alle seine Hausgenossen so heiter und so freundlich als er selbst, waren. Darüber verwunderte er sich sehr, und fragte ihn: Sagen Sie mir nur, lieber Mann! wie Sie es anfangen, daß sie stets so heiter und fröhlich sind, und daß alles um Sie herum so freundlich ist? Ich bin ein recht unglücklicher Mann. Keine frohe Stunde habe ich auf der Welt. Da ist immer nichts als Zank und Streit und Proceß. Kein Mensch hat mich lieb, meine eigne Frau liebt mich nicht, und meine Kinder machen mir tägliches Aergniß. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen alles erzählen sollte, was ich für Unruhe und Verdruß habe, Sie würden mich bedauren.

Auf diese Art, sagte dieser, sind Sie allerdings zu bedauren. Denn ein Mann, der in sich und außer sich, in seinem Hause und außer seinem Hause keine Ruhe hat, verdient unser ganzes Mitleiden. Aber sind sie nicht selbst daran Ursache? Sie thun so viel Böses, darüber müssen Sie ja nothwendig Unruhe empfinden. Sie sind unfreundlich: wie können denn da die freundlich bleiben, die um Sie sind? Sie begegnen andern hart — wie können Sie denn erwarten, daß Sie von ihnen werden geliebt werden?

Wahr ists wohl, antwortete Leon. Aber ich kann mich nun nicht ändern. Wenn mir ein Groschen verloren geht, so kann ich es in acht Tagen nicht vergessen, sondern murre beständig gegen die, die um mich sind. Es ist mir unmöglich, daß ich Nachsicht haben kann gegen die, die mir schuldig

sind. Das macht mir keine Freude, wenn ich andern Gutes thue. Es schmeckt mir nichts besser, als was ich selbst esse.

Armer Mann! sagte sein Freund, so sind Sie ja krank, sehr krank, an ihrer Seele. Ich beklage Sie von ganzem Herzen, und werde Sie noch mehr beklagen müssen, wenn Sie nicht alle Ihre Kräfte anwenden, sich bald zu bessern.

Diese Gelindigkeit, diese wehmüthige Vorstellung seines Freundes, rührte diesen Mann so sehr, daß er in sich ging, und von ganzem Herzen sich zu bessern anfing. Er wurde auch wirklich täglich besser, und je besser er wurde desto ruhiger wurde sein Gemüth, und desto mehr gewannen ihn seine Nebenmenschen lieb. Ob dieß auch wohl würde geschehen seyn, wenn er von seinem Freunde wäre hart angelassen, und gescholten worden?

S.

Von dem großen Werthe eines wahren Freundes.

Jeannot und Colin lernten beyde zu gleicher Zeit lesen bey dem Schulmeister des Dorfs.

Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleseln handelt; Colin hingegen verdankte sein Daseyn einem braven Ackersmanne.

Diese beyden Knaben liebten sich sehr; nur dann sah man sie recht vergnügt, wann sie beysammen waren; mußten sie sich aber trennen, so

war's ihnen beyden so bange ums Herz, daß man sie oft mit Thränen von einander scheiden sah.

Ihre Schuljahre waren beynahe verflossen, als der Schneider dem jungen Jeannot ein Kleid vom Sammet mit einer goldgestickten Weste, und einen Brief von seinem abwesenden Vater brachte, der zur Ueberschrift hatte, an den jungen Herrn von Jeannotiere.

Colin bewunderte das schöne Kleid, und war ganz und gar nicht eifersüchtig darüber, aber Jeannot machte von der Zeit an ihm ein vornehmes Gesicht, und darüber betrübte sich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot sich gar keine Mühe mehr: etwas zu lernen, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und fing an — o der Unverständige! alle andere Leute gegen sich gering zu schätzen.

Einige Zeit hernach kam ein Kammerdiener auf Extrapost mit einem zweyten Briefe an den jungen Herrn Märki von Jeannotiere an.

Dieser Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn, nach Paris zu kommen.

Jeannot stieg in die Kutsche, indem er mit vornehmer Miene dem armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihn seiner Gnade versichern wollte.

Colin fühlte sein Nichts, und weinte. Jeannot fuhr in aller Pracht seiner neuen Herrlichkeit davon.

Diese plötzliche Veränderung war daher gekommen:

Jeannot, der Vater, hatte durch allerley Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zusammengebracht. Er kaufte sich darauf in den Adelstand, und da hieß man ihn denn den Herrn von Jeannotiere.

Er kaufte sich bald darauf ein Markisat; und von der Zeit an hieß er der Marki von Jeannotiere.

So standen nun die Sachen, da er seinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotiere, zu sich kommen ließ.

Colin liebte seinen erhöhten Freund noch eben so zärtlich, als zuvor; er schrieb ihm einen Glückwunschbrief: aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Herr Marki von Jeannotiere wollte nun seinen Sohne eine glänzende Erziehung geben: aber seine Frau Gemahlin wollte es nicht zulassen.

Er verwendete große Summen, um sich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in seiner wüsten Seele nichts als Ueberdruß, Ekel und Reue zurückließen, indeß seine unverständigen Eltern eben so viel darauf gehen ließen, um für Leute von Stande gehalten zu werden.

Eine junge Wittwe von Stande, die nur wenig Vermögen besaß, faßte dem großmüthigen Entschluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotiere sich selbst zueignen, und in dieser Absicht den jungen Marki zu heyrathen.

Der Marki und die Markisin, welche von den Gesinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget waren, schätzten sich glücklich, mit einer so vornehmen Familie in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorschlag mit beyden Händen an.

Schon war der Tag zur Hochzeit festgesetzt, schon nahm der junge Marki die Glückwünschungen seiner sogenannten Freunde, in Gegenwart seiner künftigen Gemahlin an, als plötzlich der Kammerdiener seiner Frau Mutter ganz außer Athem ins Zimmer trat.

Was giebts; rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was Sie sich wohl nicht haben träumen lassen. Die Gerichtsdiener leeren das Haus Ihres Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen sich aller seiner Habseligkeiten, und man spricht sogar vom Gefängniß. Ich für mein Theil eile zurück, um mich für meine Dienste bezahlt zu machen.

Ich muß doch sehen, sagte der junge Marki, was das ist, wovon der Kerl da träumt.

Ja, gehen Sie, erwiederte die Dame, und setzen Sie den unverschämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geschwind, Marki!

Der Marki lief, kam an, und fand, daß sein Vater schon in Verhaft genommen war. Alle Bediente waren davon gelaufen, und hatten, so viel sie konnten, mit sich genommen.

Er fand seine Mutter ganz allein, ohne Beystand, ohne Trost, weinend über ihre Thorheiten und ihr jetziges Elend.

Verzweiflen Sie nicht, rief ihr der junge Marki zu; meine Braut liebt mich unaussprechlich. Sie ist grosmüthig, und wird Ihnen mit ihrem Vermögen beyspringen. Ich eile, sie herzuführen.

Er ging; aber wie erstaunte er, da die falsche Geliebte ihn folgendermaßen empfing:

„Wie, Herr Marki, sind Sie's? Was wollen Sie hier? Ists recht, so seine Mutter im Stiche zu lassen? Geschwind kehren Sie wieder zurück! Sagen Sie ihr, daß ich ihr noch immer gut bin; daß ich eine Kammerfrau nöthig habe, und daß ich sie allen andern vorziehen werde."

Der Marki stand, wie versteinert, da; mit dem bittersten Unwillen blickt' er auf sie herab, verließ sie, und eilte nach denen, welche seines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deswegen für die wärmsten Freunde seiner Familie hielt.

Diese empfingen ihn mit erzwungner Höflichkeit, versprachen ihm zu dienen, wenn sie könnten, ließen ihn aber leer von sich gehen.

Einige Zeit nachher schienen sie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zustand des armen Marki war jetzt der kläglichste von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geschicklichkeit, sich seinen Unterhalt zu erwerben, was sollt er anfangen?

Indem er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirt, sieht er einen alten schwerbepakten

Reisewagen herbeyrollen, und hinter ihm vier eben so schwer beladene Lastwagen.

In der alten Reisekutsche saß ein junger grob gekleideter Mann, mit einem runden frischen Gesichte, aus welchem Gefälligkeit und Freude strahlten.

Sein kleines braunes Weibchen, eben so grob gekleidet, als er, saß neben ihm.

Der Zug ging langsam genug, um dem reisenden Manne Zeit zu lassen, den schwermuthsvollen Marki mit Gemächlichkeie zu betrachten.

„Himmel! rief er plötzlich aus, was seh ich? Ist das nicht Jeannot? Ja, wahrhaftig, er ists, er ists!"

Mit diesen Worten that der kleine runde Mann einen Satz aus dem Wagen, und hing seinem alten Freunde schon am Halse, ehe dieser noch einmal Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehen.

Jetzt erkannte er ihn; es war — Colin! Thränen der Reue und der Scham benetzen sein Gesicht; er war unfähig ein Wort hervorzubringen.

Du bist mir untreu worden, sagte Colin; aber sey du immer großer Herr, so viel du willst, ich werde dich dennoch immer lieb behalten.

Jeannot, gerührt und beschämt, erzählt ihm einen Theil seiner Geschichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närchen, sagte Colin; im Gasthofe sollst du mir das übrige erzählen. Umarm mein kleines Weibchen; wir speisen diesen Mittag zusammen.

Alle drey gehen jetzt zu Fuß voran; das Gepäcke folget ihnen nach.

Wem gehöret denn die Bagage? fragte Jeannot: Ist sie die Ihrige?

„Ja, erwiederte Colin; alles mein und meiner Frau. Wir kommen so eben aus der Provinz. Ich bin der Vorsteher einer großen Schmelzhütte.“

„Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmanns geheyrathet; wir arbeiten viel, und Gott segnet uns. Wir haben unsere Art zu leben nicht geändert, sind glücklich, und wollen gern unserm Freunde Jeannot helfen.“

„Aber du mußt wohl nicht mehr Marki seyn; hörst du? Glaube mir, ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt.“

„Du sollst mit nach unserm Vaterlande ziehen, da will ich dich mein Handwerk lehren, welches nicht schwer zu lernen ist. Dann sollst du mein Gehülfe werden, und wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben.“

Jeannot war außer sich; er fühlte eins ums andere Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Scham; und sagte zu sich selbst:

„Alle meine Freunde aus der sogenannten schönen Welt haben mich im Stiche gelassen, und dieser Colin, den ich Unverständiger verachtete, kömmt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft!“

Colin merkte, daß das Schicksal des Vaters seinem Freunde auf dem Herzen lag, und sagte daher:

„Für deine Mutter soll sogleich gesorgt werden; und was deinen Herrn Papa betrifft, so verstehe ich ein wenig von Rechtshändeln, und ich mache mich anheischig, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreyen."

Wirklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen seiner Gläubiger zu erlösen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebst seinem Eltern, in ihr gemeinschaftliches Vaterland; ihre Titel ließen sie zurück, und fingen an, ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heyrathete Colins Schwester, die von eben so zufriedener Gemüthsart war, und eben so einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte sie also ihren Gatten glücklich machen. Campe.

Auch Feinde müssen uns nützlich seyn, wenn wir immer recht thun.

1.

Herr Michelson hatte die Gelder einzunehmen, die die Einwohner eines gewissen Amts an ihren Fürsten entrichten mußten. Die Arbeit, die ihm dieß verursachte, war groß, denn er mußte beständig in der Einnahme sitzen, und warten, bis die Leute kamen, und ihm Geld brachten, mußte alles, was er einnahm, sorgfältig aufschreiben, auch bisweilen umherreisen, und die Gelder eintreiben, die er zu fordern hatte, unter denen sich oft Kleinigkeiten von einem oder einem halben Pfenninge befanden:

und der Lohn, den er für seine Mühe bekam, belief sich nicht höher, als 250 Thaler. Davon mußte er nicht nur sich, sondern auch seine Frau, vier Kinder, und eine alte Mutter ernähren.

Und er ernährte sie. Lieben Kinder, sagte er oft zu ihnen, wir sind zwar arm, aber laßt uns fleißig arbeiten; und unsern Aufwand einschränken, so werden wir keinen Mangel leiden.

Und sie folgten ihm, und litten keinen Mangel.

Manche Bitte mußte er ihnen freylich abschlagen, manche Spatzierreise mußte unterbleiben, und manches Kleidungsstück durfte nicht gekauft werden, weil es an dem Gelde mangelte, das hierzu nöthig war. Da er beständig viele Tausende fürstliches Geld unter seinen Händen hatte, so hätte er leicht etwas davon nehmen, und für seine Familie anwenden können. Ein anderer würde es auch vielleicht gethan haben; Herr Michelson that es aber nicht, und dachte, es ist besser, ein ruhiges Gewissen und ein geringes Kleid, als ein schönes Kleid und darunter ein böses Gewissen.

Dieser Herr Michelson hatte aber einen Feind, der ihn gern um sein Amt gebracht, und es seinem eignen Sohne zugewendet hätte. Er und seine Frau redeten ihm daher allerley Uebels nach, und beschuldigten ihn, daß er eine unordentliche Haushaltung führe. Wenn Herrn Michelsons Frau sich etwa eine neue Kleidung schaffte, oder einen neuen Hausrath kaufte, so hieß es: der Fürst wird auch wohl das Geld dazu haben hergeben müssen.

Dieß erfuhr nun Herr Milchelson alles wieder, ertrug es aber mit Gelassenheit, weil er doch wußte, daß es nicht wahr sey.

Sein Feind wußte es aber so einzurichten, daß die Nachricht von der unordentlichen Haushaltung des Herrn Michelsons bis zu des Fürsten Ohren kam, dem man vorstellte, es sey wahrscheinlich, daß Herr Michelson vieles Geld aus der fürstlichen Casse entwende.

Darüber wurde der Fürst so aufgebracht, daß er unvermuthet zween Räthe nach dem Orte schickte, wo Herr Michelson wohnte, und alles Geld versiegeln ließ, das unter seinem Händen war.

Da wurde durch den ganzen Ort die Nachricht verbreitet, daß Herr Michelson seines Amtes entsetzt sey; sein Feind und einige andere freueten sich darüber, die mehresten bedauerten ihn, weil sie seine Ehrlichkeit kannten, er selbst aber war gelassen, und sagte zu seiner Familie: seyd getrost, lieben Kinder! ich habe als ein ehrlicher Mann gehandelt, und meine Ehrlichkeit wird gewiß an den Tag kommen.

Dieß geschah auch. Die abgeschickten Räthe sahen seine Rechnungen durch, durchzählten sein Geld, und fanden alles in der besten Ordnung. Sie besuchten ihn darauf in seinem Hause, bezeigten ihm ihre Zufriedenheit mit seiner Amtsführung, und fanden da eine Familie, die arbeitsam war, und ihre kleine Haushaltung in der besten Ordnung hatte.

Dieß alles berichteten sie den Fürsten, und der Fürst freuete sich darüber, schrieb auch selbst an

Herrn Michelson, und versicherte ihn von seiner Zufriedenheit.

Nach einigen Monaten aber bekam Herr Michelson wieder einen Brief, der noch weit wichtiger war. Denn es wurde darinnen gemeldet, daß ihn der Fürst in ein ander Amt berufe, wo er eine Einnahme von wenigstens 600 Rthlr. habe.

Dadurch wurden nun die Umstände der Michelsonischen Familie gar sehr verbessert, und sie konnten nun manchen Aufwand machen, an den sie sonst nicht denken durften.

Wenn sie denn nun bisweilen eine kleine Lustreise machten, und frölich waren, so pflegte Herr Michelson lächelnd zu sagen: dieß Vergnügen hätten wir auch nicht, wenn uns unser Feind nicht dazu verholfen hätte. S.

2.

Der junge Grünau hatte den Fehler an sich, daß er in Gesellschaft sich oft von der Fröhlichkeit so hinreißen ließ, daß er sich selbst vergaß, und sehr leichtsinnige Reden führte. In der Frölichkeit trank er auch wohl mehr Wein, als ihm nütze war, und alsdann war er gar ausgelassen, scherzte auf eine sehr unanständige Art, erzählte seine eignen Thorheiten, offenbarte die Heimlichkeiten anderer, und spottete über alle Menschen, auf welche das Gespräche gelenkt wurde.

Sehr oft baten ihn seine Freunde, er möchte doch diesen Fehler ablegen, und stellten ihm vor, daß dieser Leichtsinn, und dieses unüberlegte Betragen, ihm sehr leicht großen Verdruß zuziehen

könnte. Er kehrte sich aber weder an ihre Bitten noch Vorstellungen.

Bald darauf entzweyete sich aber einer von diesen Freunden mit ihm, und wurde sein Feind. Er lauerte nun begierig auf alles, was Grünau in Gesellschaft that und sprach, und wenn er einmal eine Thorheit begangen hatte, so breitete er sie den andern Tag aus; hatte er von jemanden nachtheilig gesprochen, so brachte er es diesem sogleich zu Ohren.

Dadurch bekam Grünau in kurzem so vielen Verdruß, daß er hätte davon laufen mögen.

Einmal bekam er seinen Feind zu sprechen, und fragte ihn, ob es auch wohl erlaubt sey, ihm so vielen Verdruß zu machen, da er doch sonst sein Freund gewesen wäre?

Dieser ließ ihn aber sehr heftig an, und sagte: so ein Mensch, wie du bist, verdient keine beßre Behandlung; so ein Trunkenbold, so ein Mann, der so viele unbesonnene Streiche gemacht hat, so ein schlechter Mensch, der über alle Leute spottet. — So hielt er ihm das ganze Register seiner Ausschweifungen vor.

Darüber erschrack Grünau sehr, und von dieser Stunde an war er in Gesellschaft beständig aufmerksam auf sich. Wenn Wein aufgetragen wurde, so trank er sehr mäßig, und wenn von andern gesprochen wurde; so redete er sehr bedachtsam. Die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, war zu merklich, als daß sie nicht andern hätte in die Augen fallen sollen. Einer seiner Freunde freuete sich darüber vorzüglich, umarmte ihn, und sagte: Sie

sind ja seit einiger Zeit ein weit besserer Gesellschafter, als ehemals. Haben meine Bitten und Vorstellungen einmal durchgedrungen?

Nein, antwortete dieser, die Bitten und Vorstellungen meiner Freunde haben mich nicht gebessert, Sie waren für einen Menschen, wie ich war, zu gelinde. Meine ganze Besserung habe ich den Schmähungen meines Feindes zu danken. S.

Die Reichen sind sehr nützlich, besonders wenn sie ihr Geld gut anwenden.

1.

Das Dorf Grünfeld befand sich in sehr betrübten Umständen. Der Boden, auf dem es lag, war von Natur unfruchtbar, und die Bauern so arm, daß sie nichts anwenden konnten, um ihn zu verbessern. Wenn ein Kalb oder Lamm zu Welt kam, so verkauften sie es, sobald es nur einigermaßen herangewachsen war. Auf diese Art konnten sich ihre Heerden nicht vermehren, und sie konnten niemals so viel Dung zusammen bringen, als sie zur Verbesserung ihrer Aecker nöthig hatten. Hierzu kam noch dieß, daß sie das Stroh, das wieder in den Acker hätte kommen sollen, verbrennen mußten, weil sie zu arm waren, als daß sie Holz hätten bezahlen können. Sie konnten nie ein tüchtig Pferd kaufen, sondern mußten sich immer mit alten, abgelebten Thieren behelfen, davon sie das Stück mit drey bis vier Thalern bezahlten, die bald wieder crepirten, theils vor Alter, theils, weil

sie sich nicht hinlänglich füttern konnten. Denn den Hafer verkauften sie insgemein an einen vornehmen Mann, der in der Stadt wohnte, der ihn seinen Kutschpferden gab, unterdessen daß die armen Ackerpferde sich mit Grase und anderm elenden Futter behelfen mußten. Also waren sie auch nicht im Stande den Acker gehörig zu pflügen, und er trug sehr wenig.

Dadurch wurden diese armen Leute immer ärmer; sie gingen wie die Bettler her, durch ihre Häuser schien die Sonne, und wenn sie aßen so regnete es ihnen oft in die Schüssel, weil sie nicht so viel Geld hatten, daß sie sich hätten neue Kleider kaufen, und ihre Häuser ausbessern lassen können.

Alle ihre Aecker waren verpfändet, und da sie nicht vermögend waren, die Zinsen davon zu entrichten, so wurden sie größtentheils zum Verkauf ausgeboten.

Damals kam eben ein Mann aus Ostindien zurück, der aus diesem Dorfe gebürtig war, den die Armuth auf das Schiff getrieben, der sich aber in Ostindien durch seine Klugheit und Fleiß vieles Geld erworben hatte. Dieser kaufte die Aecker, die feilgeboten waren, für ein geringes Geld. Das ärgerte die Bauern, und sie murrten darüber, und wünschten, daß der Claudian, dies war sein Name in der See ertrunken wäre, damit er ihre Aecker nicht hätte kaufen können.

Der Prediger des Orts sagte ihnen aber daß sie daran unrecht thäten, indem es ihnen gut wäre, wenn sie einen reichen Mann in ihr Dorf bekä-

men. Da beruhigten sie sich, und sahen bald ein, daß es ihnen wirklich gut sey.

Denn kaum war Herr Claudian im Dorfe angekommen, so nahm er sich vor, ein neues schönes Haus zu bauen, einen Theil von den daran liegenden Aeckern zu einem Garten zu machen, und beydes mit einer Mauer zu umziehen. Dazu brauchte er nun viel Holz, Bretter, Ziegel, Kalk, Steine und Eisenwerk, welches alles von entfernten Orten mußte herbeygeführt werden. Er berief deswegen die Bauern zusammen, und fragte sie, ob sie diese Arbeit wohl übernehmen wollten? Das Gott erbarme! antworteten sie, wie wollten wir armen Leute das thun können? unsere Karren brächen ja in tausend Stücke, wenn wir Steine darauf laden wollten, und unsere Pferde blieben alle auf der Stelle liegen, wenn wir, nur eine Stunde weit, damit so schwere Last fahren wollten.

Aber, fragte Herr Claudian weiter, wenn ihr neue Wagen und frische Pferde hättet? —

Ja, da wäre es etwas ganz anders, antworteten die Bauern; aber wo wollen wir armen Leute denn das Geld dazu herbekommen?

Ich will es euch vorschießen, sagte Herr Claudian; wenn ihr mir arbeitet, will ich den halben Lohn inne behalten, so lange bis ich mein Geld wieder habe. Seyd ihr damit zufrieden?

Die Bauern bezeigten darüber eine große Freude Herr Claudian ließ jedem einen neuen derben Wagen machen, und kaufte ihm ein paar rasche Pferde dazu. Damit fuhren denn die Bauern drey Tage in der Woche, und die übrigen drey pflügten sie die

Aecker. Diese kamen nun bald in bessern Stand, die Bauern bekamen nun immer etwas Geld in die Hand, und nach zwey Jahren waren ihre Pferde und Wagen bezahlt. Sie bekamen nun den völligen Lohn für ihre Arbeit, und waren im Stande ihre Häuser zu repariren, und sich neue Kleider anzuschaffen.

Herr Claudian hatte viele Leute, die seine Aecker hackten, jäteten, bepflanzten; dazu brauchte er die Bäuerinnen und ihre Kinder. Und da er sah, daß sie sehr elendes Rindvieh hatten, kaufte er ihnen eine recht große und nutzbare Art Kühe, und ließ sie sie nach und nach eben so abarbeiten, wie es die Männer mit den Pferden gethan hatten. Das war den Bauerskindern sehr lieb, denn sonst hatten sie beständig trocken Brod zum Frühstück bekommen, nun aber bekamen sie Milch dazu, und des Abends fette Butterschnitte. Darüber freueten sie sich, und wünschten Herrn Claudian Gottes Segen.

Herr Claudian that noch mehr, er ließ neue Arten von Bäumen, Futtergräsern und andere Gewächsen, die die Bauern in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten, kommen, und versuchte, ob er sie nicht auf seine Aecker pflanzen könnte. Schlug der Versuch fehl, so achtete er es nicht viel, denn er hatte Geld genug. Gelang es ihm aber, daß er etwas neues anpflanzte, das ihm großen Nutzen brachte, so bewunderten es die Bauern erst, hernach thaten sie es nach. Er machte auch Versuche, die Erde selbst zu verbessern, und so oft es ihm gelang, so machten es die Bauern mit ihren Aeckern eben so.

Auf diese Art wurde ihre Gegend immer schöner. Da, wo sonst Moräste waren, stunden itzo Erlenwäldchen; auf Felsen, die sonst ganz kahl waren, stunden itzo Weinstöcke, und ehemaligen Sandfeldern wallte itzo das schönste Getraide.

Selbst die Häuser wurden immer mehr verschönert. Weil die Bauern Herrn Claudian immer bauen sahen, so wurden sie mit dem Bauwesen immer bekannter, lernten die Oerter kennen, wo man die Sachen, die zum Bauen nöthig sind, am wohlfeilsten haben konnte, hatten immer Geld in den Händen, bekamen auch Vorschuß von Herrn Claudian, so viel sie nöthig hatten. Durch alles dieses wurden sie in den Stand gesetzt, selbst zu bauen, ihr alten, mit Stroh bedeckten Hütten niederzureißen, und an deren Statt neue, bequeme, mit Ziegel bedeckte Häuser aufzuführen.

Nach einiger Zeit kam ein Schneider, der aus diesem Dorfe war, und sich in der Fremde niedergelassen hatte, zurück, um seine Freunde zu besuchen. Er fand die ganze Gegend so verändert, daß er sie gar nicht mehr kannte, sondern er glaubte, er habe sich verirret.

Guter Freund! sagte er zu dem ersten, der ihm begegnete, wie heißt denn der Ort, der da vor mir liegt?

Grünfeld, antwortete dieser.

Grünfeld? fuhr der Schneider fort, ihr scherzet, das ist ja nicht möglich. Grünfeld ist ja das elendeste Dorf in der ganzen Gegend.

Gewesen, sagte dieser. Aber es hat sich ein reicher Mann bey uns niedergelassen, der hat uns alle

so in Nahrung gesetzt, daß wir Berg und Feld und Häuser, alles so haben verschönern können, wie es hier ist. S.

2.

In einen kleinen Städtchen legten ein paar kluge Bürger Fabriken von wollenen Zeugen an, und viele hundert Menschen fanden darinnen durch ihre Arbeit Nahrung. Einige kämmten die Wolle, andere spannen sie, noch andere webten, und etliche färbten die Zeuge. Alle diese Arbeiten wurden ihnen bezahlt, und sie konnten von dem Gelde, das sie verdient hatten, sich Speise, Kleidung und Feuerung kaufen.

Aber freylich hatten die beyden Bürger, die die Fabriken dirigirten, davon den mehresten Gewinn, denn sie verkauften die Zeuge, die sie hatten verfertigen lassen, und bekamen dafür immer mehr, als sie ihnen kosteten, und wurden auf diese Art immer reicher.

Dieß gönnten ihnen nun die Armen nicht, murrten wider sie, und sagten, sie könnten sich unmöglich durch erlaubte Mittel ihren Reichthum erworben haben.

Nach einiger Zeit entstund ein Krieg, in welchem diese Bürger viel einbüßten. Die Kaufleute, die ihnen hätten zahlen sollen, verarmten und bezahlten nichts; sie selbst mußten einigemal stark Contribution an die Feinde zahlen, und ein Wagen voll Waare den sie zur Messe schickten, wurde ihnen weggenommen. Dadurch verloren sie viel, daß sie nicht im Stande waren, die Fabriken fortzusetzen, sonderen sie eingehen lassen mußten.

Dadurch entstand unter allen, die für sie gearbeitet hatten, grosse Noth. Es war nun niemand mehr da, der ihnen Arbeit gegeben, und sie bezahlt hätte. Folglich litten sie an den allernothwendigsten Dingen Mangel. Sie mußten Kleidung, Bette, und Hausgeräthe verkaufen, um nur Brod zu bekommen. Und da sie nichts mehr zu verkaufen hatten, zerstreueten sie sich; einige ließen sich als Soldaten, andere als Colonisten nach Rußland anwerben, und manche mußten sogar den Bettelstab ergreifen.

Diese sagten oft: ach damals war noch gute Zeit, da die zwey reichen Bürger bey uns wohnten! da hatten wir beständig unser Brod, aber nun, da diese verarmt sind, ist es mit uns gänzlich aus. S.

Auch die Armen, und Menschen vom niedrigen Stande, sind sehr nützlich.

1.

Als einst Herr Oront in seiner Studierstube saß, meldete ihm seine Magd, es sey ein Bauer da, der ihn zu sprechen verlange. Er befahl ihr, ihn in die Stube zu führen, und daselbst so lange warten zu lassen, bis er von seinen Geschäften abkommen könnte.

Hier mußte sich nun dieser arme Mann sehr beschimpfen lassen. Er machte bey seinem Eintritte eine sehr höfliche Verbeugung. Aber freylich war er nicht auf den Tanzboden gegangen, und sein Com-

ment fiel daher etwas plump aus. Fritze und Karl, ein paar muthwillige Jungen, die in der Stube waren, sahen, einander an und lachten, machten das Compliment etliche mal nach, betrachteten den ehrlichen Mann von oben bis unten, zischten einander in die Ohren, lachten wieder, so, daß der gute Mann ganz roth wurde, und nicht wußte, was er sagen sollte. Fritze war gar so muthwillig, daß er in der Stube umher lief, und roch, und immer sagte. Es stinkt — Karl, riechst du nichts? es stinkt wie Pferdemist. Er holte hierauf eine Kohlpfanne voll Kohlen, und räucherte um den Bauer herum der vor Verdruß hätte vergehen mögen. Er rief sogar der Magd, und sagte ihr, daß sie auf die Flecken, die der Bauer mit seinen schmutzigen Schuhen gemacht hatte, Sand streuen sollte. Karl hätte sich vor Lachen über die Leichtfertigkeit seines Bruders ausschütten mögen.

Aber Wilhelminchen, ein gutes Mädchen von zwölf Jahren, war ganz anders. Sie verwies ihren Brüdern nicht nur ihren Muthwillen, mit einer ernstlichen Miene, sondern nöthigte auch den Bauer, sich niederzusetzen, bot ihm ein Glas Bier, und nahm ihm seinen Hut und Stock ab.

Unterdessen kam Herr Oront in die Stube getretten. Er bot dem Bauer sehr liebreich die Hand, erkundigte sich; wie seine Frau und Kinder sich befänden, und fragte, was sein Anbringen wäre? Pacht bringe ich, lieber Herr! antwortete er, und holte zugleich einen großen Beutel voll Geld aus der Tasche. Nehmen Sie es ja nicht übel, fuhr er fort, daß ich so lange außen geblieben bin, die

Wege sind zeither zu schlecht gewesen, daß ich unmöglich habe zu Marke fahren können.

Ganz und gar nicht, sagte Herr Oront. Ich weiß, daß ihr ein rechtschaffener Mann seyd, und ohne mein Erinnern auf die Bezahlung denkt. Zugleich räumte er den Tisch ab, daß der Bauer sein Geld aufzählen konnte.

Fritze machte große Augen, da er das viele Geld sah, welches der Bauer aufzählte, und schien den Bauer mit mehrer Hochachtung zu betrachten.

Nachdem Herr Oront das Geld eingestrichen, dem Bauer für gute Bezahlung auf eine verbindliche Art gedanket, und ihm gewünscht hatte, daß ihn der liebe Gott bey seinen sauern Arbeiten stärken und nebst seiner lieben Frau und Kindern gesund erhalten möchte: so zog dieser aus seinem Kober eine Schachtel mit Honig hervor. Da ist auch etwas, sprach er, für die Kinderchen. Wollen Sie sich denn nicht einmal eine Veränderung machen, und sehen, wie wir uns auf dem Lande invitiren? (Fritze sah Karln bey dem Worte invetiren an, und lachte) wenn Sie befehlen fuhr er fort, so will ich Sie künftige Woche mit meinen Pferden abholen. Herr Oront versprach, daß er kommen wollte, bat aber, daß der Bauer bey ihm zu Tisch bleiben möchte. Dieser nahm aber die Einladung nicht an, und entschuldigte sich damit, daß er noch verschiedenes in der Stadt einzukaufen habe, und bald wieder nach Hause müßte.

Herr Oront ließ ihm seinen Kober mit Butterbretzeln füllen, dankte nochmals für richtige Be-

zahlung, und für die Freude, die er mit dem Honige seinen Kindern gemacht hätte, und ließ ihn von sich.

Kaum war der Bauer weggegangen, so klagt Wilhelminchen ihrem Vater sehr wehmüthig, wie unartig sich ihre Brüder gegen den guten Mann betragen hätten.

Herr Oront verbarg seinen Unwillen, lobte aber die gute Aufführung seiner Tochter. Ich sehe doch, sagte er, und knif sie in die Backen, daß mein Wilhelminchen weiß, wie sie mit ehrlichen Leuten umgehen soll. Und da es eben Zeit zum Frühstücken war so ließ er Semmeln holen, und genoß mit Wilhelminchen einen Theil des Honigs, den der Bauer mitgebracht hatte. Es war sehr delikat, und den vorigen Tag erst geschnitten. Fritzen und Karln wurde nichts geboten. Diese hingen die Mäuler. Der Vater that, als wenn er es nicht merkte. Er fuhr vielmehr fort, Wilhelminchen zu loben, und sie zu ermahnen, daß sie ja niemanden wegen seiner schlechten Kleidung verachten sollte „Denn," sagte er, „wenn wir nur gegen schön gekleidete Leute höflich seyn wollten, so hätte es das Ansehen, als wenn wir nur den Kleidern, nicht aber den Leuten unser Compliment machten. Die Leute, die am schlechtesten gekleidet sind, sind oft die besten und ehrlichsten. Dieß sehen wir an diesem Bauer: er ernährt nicht nur sich und sechs gesunde Kinder ehrlich, sondern bezahlt mir auch seit vier Jahren, da er mein Pachter ist, seinen Pacht so ordentlich, daß ich nicht die geringste Klage über ihn habe. Ja, liebes Wilhelminchen!

wenn dieser Bauer nicht so ehrlich gewesen wäre, so könnte ich dir und deinen Brüdern manches Kleid nicht schaffen. Ihr werdet alle von diesem Bauer gekleidet. Denn ich habe den Pacht, denn er mir jährlich bringt, zu unserer Kleidung bestimmt."

Hierauf befahl er, den Honig wegzutragen. Fritze und Carl sahen sehr hämisch aus, da sie merkten, daß sie im Ernst keine Honigsemmel bekommen sollten.

Wundert euch nicht! sagte der Vater. Ihr werdet weder heute, noch jemals, von diesem Honig etwas zu kosten bekommen. Wenn der Bauer, der diesen Honig brachte, euch angestunken hat, so wird euch wohl auch sein Honig zum Ekel seyn.

Er stank aber gar zu arg, sagte Fritze.

V. Wornach stank er.

F. Nach lauter Pferdemist.

V. Woher mag das wohl kommen?

F. Weil er immer mit Pferden umgehet.

V. Einfältiger Junge! wie soll er es denn machen, daß er nicht nach Pferdemist riecht?

F. Er sollte — Er sollte = = =

V. Er sollte vielleicht die Pferde abschaffen?

F. Freylich.

V. Aber wenn er die Pferde abschaffte, wie könnte er unsern Acker umarbeiten? und wenn er ihn nicht umarbeitete, wie könnte er Pacht geben?

Fritze wollte weiter reden, aber der Vater verließ ihn mit einer Miene, aus der Fritze und Karl den größern Unwillen lesen konnten.

2.

Der Junker von Wildenberg hatte einen adelichen Vater der viel Geld hatte. Dieser hielt ihm einen Hofmeister, der ihn etwas französisch lehrte, ihm sagte, wo Cadix und Gibraltar, und Petersburg und Tobolskoy läge, und vielerley andere Dinge beybrachte, von denen die Bauerssöhne nichts erfahren. Deswegen glaubte der Junker von Wildenberg, er wäre viel mehr als sie, verachtete sie, , und wenn er jemanden recht beschimpfen wollte, pflegte er zu sagen: das ist ein rechter dummer Bauer.

Nun begab es sich, daß der Junker von Wildenberg eine Fändrichstelle erhielt bey einem Reglmente; unter dem sich auch Heinrich, als gemeiner Soldat, befand, der aus seinem Dorfe war, und den er gar vielmal einen dummen Bauernflegel genennt hatte. Das Regiment wurde nach Amerika geschickt und wurde von den Amerikanern gefangen genommen. Da nun die Amerikaner nicht viel Geld hatten, die Gefangnen zu verpflegen, schickten sie dieselben weit in das Land, gaben ihnen Aecker, Saamen, Grabescheide und Hacken, damit sie sich daselbst ihren Unterhalt selbst bauen könnten.

Heinrichen war das nun eben recht; der hackte und grub sich in wenigen Tagen ein groß Fleck um, besäete es mit Roggen, Erbsen, Bohnen und allerley eßbaren Sachen, so daß er sich eine sehr ergiebige Ernte daran versprechen konnte.

Aber der Junker von Wildenberg wußte gar nicht, wie er die Sachen angreifen sollte. Er hätte Heinrichen um Rath fragen können, und

dieser würde ihm gern gerathen haben. Da schämte er sich aber, seine Unwissenheit gegen einen Menschen zu gestehen, den er sehr vielmal dumm genannt hatte, und machte seine Sachen so gut er konnte.

Da wurde alles sehr schlecht. Er brachte sehr wenig zu Stande, ließ die Nesseln, Disteln und anderes Unkraut in der Erde, säete den Roggen zu tief, und die Bohnen zu früh, und die Erbsen zu flach. Da erstickte denn der Roggen, die Bohnen erfroren und die Erbsen fraßen die Vögel. Und da man zu ernten anfing, erntete Junker von Wildenberg nichts, und hätte verhungern müssen, wenn Heinrich seinen Vorrath nicht mit ihm getheilt hätte.

Da lernte er dann, daß kein Mensch so gering sey, der nicht etwas wisse und könne, und seinen Nebenmenschen nützlich sey, und schämte sich deswegen von nun an, irrgend einen Armen zu verachten und dumm zu nennen. S.

Auch Thiere darf man ohne Noth nicht peinigen noch tödten.

Karl nahm alle Vogelnester um das ganze Dorf her aus, fing an die alten beym Neste, und quälte dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch gewöhnten sich alle Vögel von dieser Gegend weg; und im Frühjahr, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreuet wird, war es bey diesem Dorfe traurig und still. Aber es gab auch so viel

Raupen und Gewürm daselbst, daß die Leute kein grünes Blatt behielten und also von ihren Bäumen kein nützliches Obst bekamen. Denn alles ist von Gott zum Nutzen mit grosser Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel singen schön, und verzehren für sich, und ihre Jungen, sehr viel Raupen und Würmer, welche den Bäumen und Früchten schädlich sind. Rochow.

Armuth macht nicht unglücklich.

1.

Der junge Fielding dachte beständig nach, wie er recht viel Geld erwerben wolle, damit er einmal recht glücklich leben könne. Er glaubte, wenn er nur erst zehntausend Thaler besäße, hätte er eine Einnahme von tausend Thalern, ein schönes Haus, schöne Stühle, Canapees, Tische, Spiegel und Schränke, und einen gut angelegten Garten, dann — ja dann würde er glücklich seyn. Aber ach! das zu erlangen, schien ihm gar zu schwer, und die Zeit bis dahin schien ihm gar zu lange. So lange sollte er noch unglücklich seyn? dieß machte ihn so unmuthig, daß er oft die geballte Faust, vor die Stirn schlug, und sich wünschte, gar nicht auf der Welt zu leben.

Einmal wandelte er auch, da eben die Sonne untergehen wollte, äußerst misvergnügt an dem Ufer eines großen Sees. Alles, was um ihm war, lachte ihn an. Der ganze Himmel wurde durch die untergehende Sonne mit den prächtigsten Farben bemalt, die sich in dem See spiegelten. Alles,

was lebte, schien die Schönheit des Abends zu fühlen; die wilden Enten und Täucherchen schossen auf dem Wasser umher, tauchten sich hinunter, kamen wieder hervor; der Storch wandelte mit gravitätischen Schritten an dem Ufer herum; die Kybitze wiegten sich in der Luft, und riefen: Kybitz! Kybitz! Aber Herrn Fielding rührte das alles nicht, der rechnete eben nach, wie hoch ihm ein Canapee mit Stahlfedern zu stehen kommen möchte.

Endlich wurde er aber doch in seinen Gedanken durch eine Stimme gestört, die sang:

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Lustgespinste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Er sah sich um, und erblickte einen Ackermann, der auf seinem Pferde saß, von seinem Ackerbaue nach Hause ritt, und so vergnügt aussah, daß man in seinem Gesichte auch nicht die geringste Spur von Unmuth erblickte. Darüber wunderte sich der junge Fielding, bot ihm einen guten Abend, und fragte: wie es denn käme, daß er so außerordentlich vergnügt wäre?

Wer wollte denn nicht vergnügt seyn, antwortete dieser: es ist ja so schön auf der Welt, daß man gar nicht misvergnügt seyn kann. Sehen sie einmal, wie der Himmel so gemalt ist, was das für eine Lust ist auf dem Teiche, wie da alles lebt und sich tummelt. Das Würmchen freuet sich ja; warum wir Menschen denn nicht?

Hat er, fragte Fielding, eine starke Einnahme?

Hm! antwortete dieser, wenn der liebe Gott die Felder behütet, so denke ich doch ein zehn Malter einzuernten; wenn ich nun davon das Brod und die Aussaat und die herrschaftlichen Gefälle abrechne, so könnte ich doch wohl, wenn sonst der liebe Gott segnet, sechszehn bis achtzehn Thaler in den Beutel bekommen.

Das sagte er mit solcher Fröhlichkeit, daß sich Fielding darüber sehr verwunderte, und begierig wurde, den Mann näher kennen zu lernen.

Er ging mit ihm bis an sein Haus: da sprangen ihm zwey Kinder barfuß, aber gesund und fröhlich entgegen, und riefen: Vater! hast du uns Erdnüßchen mitgebracht?

Die ganze Tasche voll, antwortete er.

Da waren die Kinder voll Freude, liefen hinein zur Mutter, und riefen: Mutter, weißt du was neus? der Vater ist da, und hat uns Erdnüßchen mitgebracht; Erdnüßchen, eine ganze Tasche voll! *)

Da kam ihm seine Frau mit fröhlichem Gesichte entgegen, und sagte: Kommst du, lieber Mann? es ist dir gewiß heute recht sauer geworden. Die Sonne hat sehr gestochen. Geh hinein, und iß, ich will dein Pferd in den Stall führen; Heu habe ich ihm schon aufgesteckt.

Aber der Mann ließ es nicht zu, sondern führte sein Pferd selbst in Stall, und schirrte es ab.

*) Dieß ist eine schwarze Wurzel, so groß wie Redischen, die die Bauern ausackern, und ihre Kinder damit beschenken.

Dann ging er nach der Stube zu, und fragte Herrn Fielding, ob er wolle seyn Gast seyn?

Er nahm die Einladung an: der Mann ging voraus, seine zwey Kinder hingen sich an seine Arme, und Fielding folgte ihm nach.

Er mußte sich bücken, da er zur Stubenthür einging: denn die Thüre war niedrig, die Stube selbst war seit des Besitzers Hochzeittage nicht geweißt worden; sie hatte zwey niedrige Fenster, mit dunkeln Scheiben, davon zwey ausgestoßen, und die dadurch verursachten Oeffnungen mit Papier von Tobacksbriefen verklebt waren.

Die Mobilien waren ein hölzerner Tisch, vier hölzerne Stühle, ein Spiegel, der neu wenigstens vier Groschen kostete, und unter dem eine große Menge Quittungen über bezahlte herrschaftliche Gefälle angesteckt waren. Statt des Canapees stand eine hölzerne Bank da, auf der sich nach Tische insgemein der Hausherr zu legen, und eine Pfeife Toback zu schmauchen pflegte. Die Wände waren mit Listen von Getrauten, Gebornen und Gestorbenen tapezirt. Auf einen Bretchen, das über der Thür befestigt war, befand sich die Bibliothek, die aus einer Calendersammlung, einer Bibel, zwey Gesangbüchern, einem Gebetbuche und Arnds wahrem Christenthume bestand.

Der Tisch war mit einem saubern blau und weiß gestreiften Tuche bedeckt, und mit einer irdenen Schüssel voll Milch, in die Brod gebrockt war, etlichen hölzernen Tellern, einem Butterwecken, einem Käse und einem schwarzen Brode, das wohl zwanzig Pfund wiegen mochte, besetzt.

Komm, lieber Balzer, setz dich, sagte die freundliche Frau, laß dir es gut schmecken; du hast heute einen sauern Tag gehabt.

Und er setzte sich, und neben ihm Fielding, dem man einen blechernen Löffel anbot, um mit zu essen. Er nahm in zitternd, denn sein Lebtage hatte er noch keinen blechernen Löffel in den Händen gehabt, tunkte ihn in die Schüssel, und konnte sich kaum entschließen, ihn in den Mund zu nehmen. Da er aber sah, wie gut es allen schmeckte, versuchte er es doch, und es schmeckte ihm auch gut. Er kostete das schwarze Brod mit etwas Butter und Käse, und fand es auch schmackhaft.

Dem Ackermanne und seiner Familie schmeckte es aber noch besser, und sie schienen während dem Essen vergnügter, als die reichsten Leute zu seyn.

Fielding saß in tiefen Gedanken über alles, was er da sah, und fragte endlich seinen Wirth: lieber Freund! er scheint recht glücklich zu seyn!

Das bin ich auch, sagte dieser. Ich bin gesund, habe ein gut Gewissen, habe mein Brod, Milch, Butter und Käse; meine Frau und Kinder haben mich lieb. Sollte ich mich nicht für glücklich halten?

Fielding ging bedenklich fort, dankte herzlich für die genoßene Mahlzeit, und dachte bey sich selbst: Bin ich nicht ein Thor, daß ich glaubte, ich müsse so viel haben, um glücklich zu seyn. Dieser Mann hatte ja von dem allen nichts, was ich wünsche, und war doch so glücklich — so fröhlich, als ich vielleicht nie werde, wenn ich auch alles bekomen sollte, was ich begehre. Du willst heute anfangen glücklich zu leben, willst das Wenige, was du hast, genies-

sen, damit zufrieden seyn, und dich nicht grämen über das, was dir fehlt. Er that es, und war glücklich, ob er gleich noch so arm war, als den vorigen Tag. S.

2.

„Die Hausmiethe, habe ich bezahlt bis zu Weihnachten, Feuerwerk habe ich zusammengetragen, an Blättern und getrocknetem Grase für meine Ziege fehlts auch nicht, die Kartoffeln und der Rübsaamen sind, Gott Lob! auch gerathen, daß wir wohlfeiles Gemüsse und Oel haben werden; ein gut Gewissen hab ich, nachreden kann mir kein Mensch etwas, schuldig bin ich niemanden, wenn mich nun der liebe Gott gesund läßt, daß ich das Rad brav treten kann, so will ich auch diesen Winter so glücklich leben, wie eine Fürstin. Wie eine Fürstin, das glaube sie mir, Frau Nachbarin!

So sprach eine arme Frau mit der andern, und würde vor Fröhlichkeit gesprungen seyn, wenn nicht das schwere Bündel Stoppeln, das sie zusammen gehakt hatte, und auf ihrem Rücken nach Hause trug, um sich den Winter durch daran wärmen, sie daran verhindert hätte.

Ein reicher, reicher Mann, der sich vor Verdruß hätte erschießen mögen, weil ihm denselbigen Tag sein bestes Kutschpferd gefallen war, ging hinterdrein, hörte es, schämte sich vor sich selbst, ging nach Hause, und bemühte sich, so froh, wie diese arme Frau, zu werden. S.

Reichthum macht nicht glücklich.

Gerngroß hatte ein Einkommen, das hinlänglich war, ihn und die Seinigen zu ernähren. Uebrig hatte er aber nichts, und mußte deswegen manches Vergnügen sich versagen, das die Reichen genießen. Er hatte aber einen reichen Vetter, den er beerben sollte; auf dessen Tod hoffte er, und dachte; wenn du dessen Vermögen bekommst, so wirst du recht glücklich werden.

Nachdem er einige Jahre hierauf gehofft hatte, kam endlich die Nachricht, daß sein Vetter gestorben sey, und ihn zum Erben aller seiner Güter eingesetzt habe. Darüber freute er sich; und nahm sogleich von seinem prächtigen Hause, von seinem glänzenden Hausgeräthe, von seinem großen und schönen Garten, und alle seinem Gelde Besitz.

Mit diesem Besitze hörte aber seine Zufriedenheit auf. Gleich da er in das Haus zog, ließ er einen großen venetianischen Spiegel von der Stelle, wo er zeither gehangen hatte, wegnehmen und in ein anderes Zimmer bringen. Und die Leute, denen er es aufgetragen hatte, thaten es so unvorsichtig, daß sie ihn zerbrachen. Darüber ärgerte er sich so sehr, daß er in zween Tagen nicht froh wurde. Kaum war dieser Verdruß verschmerzt, so fand sich ein Anverwandter seines verstorbenen Vetters, und verlangte die Hälfte von seinem hinterlaßnen Vermögen, weil er mit ihm eben so nahe als Gerngroß verwandt sey. Und da dieser es ihm nicht geben wollte, verklagte er ihn, fing einen Pro-

ceß mit ihm an, der drey Jahre dauerte, und Gern-großen alle Gemüthsruhe raubte.

Unter der Zeit kam eine große Ueberschwemmung; diese warf die Gartenmauer ein, überführte den ganzen Garten mit Sand, so, daß Gerngroß ein ganzes Jahr hindurch zehn die bis zwölf Menschen halten mußte, und den schönen Garten wieder herzustellen. Mit diesen hatte er immer seine Plage: bald waren sie faul, bald arbeiteten sie zu lüderlich, bald forderten sie zu viel Lohn, so daß Gerngroß oft ungeduldig wurde, die Perucke hin und her zog, und sagte: ich wollte daß ich nimmermehr den Garten bekommen hätte, immer habe ich Aergerniß, immer Verdruß davon!

Es fanden sich auch täglich eine Menge Leute bey ihm ein, die alle seine Freunde seyn wollten, ihn umarmten, und versicherten, daß sie niemanden mehr liebten, und höher schätzten, als ihn. Wenn er ihnen nun glaubte, so baten sie ihn kurz darauf, ihnen fünfzig oder hundert Thaler zu leihen. That er es nun nicht, so wurden sie darüber böse, und schalten ihn einen harten und ungefälligen Mann; that er es aber, so bezahlten sie ihn selten wieder, er mußte sein Geld entweder einbüßen, oder Proceß mit ihnen anfangen. Wie vielen Verdruß ihm dieß alles gemacht habe, kann man sich leicht vorstellen.

Den größten Verdruß machten ihm aber seine Kinder. Diese waren sonst so fleißig und gesittet, daß sie der Rektor immer andern zum Exempel vorstellte. Nun waren sie aber ganz anders. Was brauchen wir zu lernen, dachten sie, hat doch un-

ser Vater Geld genug! Sie lernten daher nichts mehr, gehorchten den Schullehrer nicht mehr, und begingen so viele Ausschweifungen, daß fast keine Woche verstrich, in der nicht über sie geklagt wurde.

Weil Gerngroß nun mehr Geld hatte, so glaubte er, er müsse nun mehr als sonst auf seine Leibespflege wenden. Er ließ stärker als sonst seine Zimmer heizen, trank zweymal des Tages Kaffee, ließ mehr Nelken; Zimmet und Muskatblüte an seine Speisen thun, und täglich zwey Gerichte mehr als sonst auf seinen Tisch tragen. Dadurch wurde er schwächlich. Ein kühles Lüftchen machte ihm schon unangenehme Empfindungen, der Magen verlor seine Verdauungskraft, und da er sonst selbst aß, so sah er itzo nur zu, wie andere es sich schmecken ließen. Auch wurden seine Augen triefend, und in dem Ballen seines rechtes Fußes empfand er ein starkes Brennen und Stechen, daß er das Podagra vermuthen mußte.

Ueber alles das wurde er einmal so unwillig, daß er ausging, um sich zu zerstreuen. Er ging vor dem Häuschen vorbey, das er sonst bewohnte, zeigte es seinem Gesellschafter, und sagte: o wie glücklich war ich, da ich noch in diesem Häuschen wohnte, da ich in Ruhe, mit meinen guten Kindern, meinen Kohl und Fleisch verzehrte, noch von keinen Proceßkosten, Leibesschmerzen und Klagen über meine Kinder etwas wußte! Ich dachte wunder, wie wohl ich mich befinden würde, da ich meines Vetters Reichthum erbte. Aber ich Thor!

Ach ich habe mich betrogen — ich sehe nun wohl ein, daß Reichthum niemanden glücklich mache.

S.

Eine ungekünstelte Kleidung und Schmuck ist doch besser, als alle Künsteleyen.

Lottchen bat ihre Mutter immer, ihr zu erlauben, daß sie sich dürfe frisiren lassen, und ihre Mutter antwortete ihr allemal: du bist ein Närrchen! du wirst die Plage der Frisur noch zeitig genug bekommen. Ich wollte, daß es mir erlaubt wäre, meine Locken so frey herum fliegen zu lassen, wie die deinigen, ich würde mich dabey weit besser befinden.

Lottchen aber wollte ihrer Mutter nicht glauben, sondern wiederholte ihre Bitte alle Tage. Da gab denn die Mutter endlich nach, und ließ sie frisiren.

O wie freuete sie sich, da sie ihr frisirtes Köpfchen das erstemal im Spiegel sah! Gar lange dauerte aber die Freude nicht. Da sie des Morgens aufstund, empfand sie heftige Kopfschmerzen, die vermuthlich daher kamen, weil die freye Ausdünstung durch die viele Pomade, Puder und Unterlagen, womit ihr Kopf beschwert war, verhindert wurde. Unterdessen nahm sie sich vor, daß sie gern den Kopf wollte leiden lassen, wenn nur das Haar das darauf wuchs, recht niedlich gekräuselt wäre.

Sie sollte nun für ihre Mutter Bohnen pflücken. Dieß war sonst immer ihr liebstes Geschäft gewesen, itzo aber bat sie ihre Mutter, es der Magd aufzutragen, weil sie besorge, sie möchte die Frisur an den Stangen, um welche sich die Bohnen geflochten hatten, zerstoßen. Die Mutter sagte ihr aber, daß dieß nicht anginge, daß jedes, das von ihrem Tische äße, auch etwas zum Besten des Hauses, durch seine Arbeit, beytragen müsse.

Da ging denn Lottchen zum Bohnenpflücken weinend, da sie doch sonst dahin gehüpft war. Sie fing an zu pflücken, und weil die besten Bohnen inwendig hingen, so mußte sie sich mit ihrem Köpfchen durch die Stangen arbeiten. Wenn sie es zurückziehen wollte, so blieben die Locken immer in den Stangen hängen, so daß sie Noth hatte, sie wieder los zu machen. Dieß machte, daß sie noch einmal so viel Zeit, als sonst, zu dieser Arbeit nöthig hatte. Und da sie in der Stube zurück kam, und besah ihren Kopf, o weh! wie sah dieser aus! er war zerzauset, und gab ihr so ein lächerliches Ansehen, daß sie den ganzen Tag sich nicht getrauete auszugehen.

Auf den folgenden Tag war sie zu einem Spaziergang eingeladen. Um sechs Uhr sollte der Zug fortgehen. Da es aber sechs schlug, war noch kein Friseur da; sie wartete bis sieben Uhr, er kam aber noch nicht. Da ging die Gesellschaft fort, und Lottchen mußte zu Hause bleiben.

Darüber betrübte sie sich sehr, und bat ihre Mutter wehmüthig den Friseur abzuschaffen. Das Frisiren, sagte sie, ist ja eine wunderliche Mode,

man kann dabey nicht recht arbeiten und sich nicht recht freuen, und darf nicht eher ausgehen, bis der Friseur es erlaubt.

Sagte ich dir es nicht? war der Mutter Antwort. Es ist mir indessen lieb, daß du durch die Erfahrung klug worden bist. Von nun an, sollst du von dieser Plage frey seyn. S.

Es ist nicht gut, wenn es uns immer nach Wunsche geht.

Moriz war das einzige Kind seiner Eltern, die ihn ausnehmend liebten, und ihn als das höchste Gut betrachteten, das sie auf der Erde hatten. Diese Liebe verleitete sie aber so weit, daß sie alles thaten, was er wünschte, und ihn zu nichts nöthigten, wozu er keine Lust hatte.

Sie waren beyde fleißig, stunden jeden Morgen sehr früh auf, und gingen an ihr Geschäfte. Da wünschten sie oft, daß ihr Moriz auch bey ihnen seyn möchte, gingen zu seinem Bette, weckten ihn; wenn er aber sagte: o lassen Sie mich ruhen, ich bin noch gar zu müde, so gaben sie nach, und sagten wir wollen das gute Kind nicht in seiner Ruhe stören.

Wenn er endlich aufgestanden war, so mußte beständig eine Magd um ihm seyn und seine Befehle vollziehen. Sie mußte ihm die Kleidung bringen, die er wünschte, ihm das Wasser wärmen, ihn anziehen, waschen und kämmen. Dann fragte ihn die Mutter, was er sich zum Frühstück wünsche?

und er forderte insgemein Kuchen, Torte, und andere Näschereyen.

Man hielt ihm zwar seinen Informator, dieser durfte aber nicht die geringste Strenge brauchen, um ihm seine Fehler abzugewöhnen, und ihn zum Lernen bringen. Er sollte alles mit Bitten ausrichten, und diese halfen immer wenig.

So ging also dem Moriz in seiner Jugend alles, wie er wünschte.

Nach der Zeit fühlte er aber doch, daß es nicht gut gewesen sey, daß ihm alles nach Wunsche gegangen war. Die vielen Leckereyen, die er genossen, hatten seinen Magen verdorben, daß er fast gar nichts mehr verdauen konnte, das Langeschlafen hatte ihn faul gemacht, durch die beständige Bedienung war er ungeschickt und tölpisch, und durch die gelinde Behandlung seines Hofmeisters äusserst unwissend geworden.

Da er nun ein Mann war, war er krank, ungeschickt und vor jedermann verachtet. Seine Eltern hinterließen ihm zwar einiges Vermögen, das war aber bald aufgezehrt, weil er es durch Geschicklichkeit und Fleiß nicht zu vermehren wußte. Er mußte also sehr früh sein Leben in Dürftigkeit beschließen, und gutthätige Leute mußten den Sarg bezahlen, in den er bey seiner Beerdigung gelegt wurde.

S.

Auch Leiden sind eine Wohlthat.

1.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Eltern, und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen.

Sie suchten ihm aber auch früh fromme Gesinnungen einzuflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft, daß er sich ganz allein auf Gott, und nicht auf irrdische Güter verlassen solle.

Der junge Alwil merkte sich das, ob er gleich damals noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Eltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es währte nicht lange, so entstand ein Krieg, wo Alwils Eltern so unglücklich waren, daß ihnen ihr Haus abgebrannt wurde. Sie geriethen dadurch in dürftige Umstände; doch behielten sie noch eben so viel übrig, daß sie, wiewohl äußerst sparsam davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen schlechten Rock anziehen, und mit geringer Kost vorlieb nehmen. Manche von seinen Mitschülern, die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends wegen seiner Armuth und wegen seiner schlechten Kleidung.

Dieß schmerzte ihn freylich. Allein nunmehro dachte er an das, was ihm seine Eltern so oft gesagt hatten: man müsse sich nicht auf irrdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen; welcher

es immer gut mit uns meynet, und alle unsere Schicksale lenkt.

Nun wurde ihm auf einmal ganz leicht, und er fühlte in diesem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog nun vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug die Verachtung seiner Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost vorlieb.

Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott für die Unglücksfälle, die er ihn schon in seiner Jugend habe ertragen lassen.

Denn die ganz geringe einfache Kost habe seinen Körper gesund gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen der Menschen ertragen, ohne deswegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung, sey sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes preisen, und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig seyn lassen.

S.

2.

Herr Friedlieb hatte die Gewohnheit, daß er bisweilen in seiner Kinder Gegenwart betete. Vermuthlich that er es deswegen, damit sie von ihm lernen sollten, wie man sich mit Gott unterreden müsse. Wann er nun betete, pfleget er insgemein zu sagen: ich danke dir, lieber Gott, für alles

Gute, das du mir gegeben, und für alle Leiden, die du mir zugeschickt hast.

Darüber verwunderten sich nun die Kinder, und der älteste von ihnen, Ehrhard, fragte ihn einmal: aber, lieber Vater, warum danken Sie denn Gott für Leiden? ich dächte, sie wären nichts Gutes.

„Allerdings, antwortetete er, sind sie etwas Gutes, wenn man sich nur gut in denselben verhält, und sich nicht dadurch zur Ungeduld verleiten läßt. Dieß kann ich dir durch meine eigne Lebensgeschichte beweisen. Ich hatte einen Vater, den ich für reich hielt, und bey dem ich Freyheit hatte, zu thun, was ich wollte, weil seine Geschäfte ihm nicht erlaubten, sich um mich zu bekümmern.

Dieser Vater starb, und nach seinem Tode fand man, daß er größern Aufwand gemacht habe, als seine Umstände erlaubten. Denn die Gläubiger nahmen sein sämmtliches Vermögen weg. Ich war darüber untröstlich, und fühlte seinen Verlust noch mehr, da mich des Vaters Bruder zu sich nahm, und meine Erziehung besorgte. Dieser war ein sehr harter Mann. Er warf mir oft vor, daß ich bey ihm das Gnadenbrod äße, hielt mich äußerst schlecht in der Kleidung, gab mir des Morgens trocken Brod, und zu Mittage ließ er mich an einem Nebentische sitzen, und gab mir weiter nichts zu essen, als was auf den Tellern übrig geblieben war. Ueberdieß fuhr er mich sehr heftig an, so oft ich etwas versah, und schlug mich sogar wenn er zornig war. Dieß kostete mir tausend Thränen.

Da ich einige Jahre bey ihm ausgehalten hatte, überdachte ich einmal mein ganzes Schicksal, und bemerkte, daß ich wirklich weit besser, als sonst, sey. Sonst betete ich gar nicht, oder doch sehr leichtsinnig, war frech und ungefällig, und gab mir gar keine Mühe, etwas zu erlernen, weil ich so einfältig war, zu glauben, daß ich es, wegen meines Vaters Reichthum, nicht nöthig hätte. Aber nun hatte die Noth mich beten gelehrt: ich stund keinen Morgen auf, und legte mich keinen Abend nieder, ohne Gott recht herzlich angerufen zu haben, daß er mir doch ein gutes und frommes *Herz* geben wolle. Die Härte meines Vetters hatte mich sehr biegsam und gefällig gemacht, und weil ich wußte, daß ich nichts auf der Welt finden würde, als was ich mir durch meinen Fleiß verschafte, so wendete ich alle meine Kräfte an, etwas nützliches zu lernen.

Da fiel ich auf meine Knie, und bat: ach verzeihe es mir, Gott, daß ich bisweilen über meine Leiden unwillig gewessen bin! Sie sind ja die größten Wohlthat, die du mir erzeigt hast: denn sie haben mich gebessert.

Die Kinder wurden durch diese Erzählung gerührt, erinnerten sich hernach oft an dieselbe wenn sie leiden mußten, und fanden in der That, daß auch sie durch die Leiden gebessert wurden. S.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

[illegible]

... meines Lebens hatte ... ſie dagegen ſehr geduldig gemacht, und lehrte, daß ich nichts auf der Welt habe, als was ich mir durch meinen Fleiß verdiene; ſo wendete ich alle meine Kräfte an, etwas ordentliches zu lernen.

Da fiel ſie auf meine Knie, und dankte mit ... Gott, daß ich bisweilen über mein Leiden ungeduldig geworden bin ... Wohlthaten, die du mir erzeigt haſt ... mich gebeſſert.

Die Kinder wurden durch dieſe Erzählung ſehr gerührt, erinnerten ſich hernach oft an dasjenige, was ſie leiden mußten, und fanden in der That, daß auch ſie durch die Leiden gebeſſert worden ſind.

E n d e.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf, 1744-1811

Moralisches Elementarbuch

Bd.: 2

Wien 1796

Bibl.Mont. 4307-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724737-1
VD18 80262341-001